Eine Australien- und Südseefahrt

Albert Daiber

Digitized by Google

Digitized by Google

3/3/-

Digitized by Google

Melaneſier vor ihrer Hütte auf Neu-Pommern (Bismarck-Archipel).

Digitized by Google

Daiber
III
/Eine Australien- und
Südseefahrt/

Eine Australien- und Südseefahrt

von

Dr. Albert Daiber.

III

Motto:
Leben heißt erleben.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln
sowie einer Kartenbeilage.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1902.

Digitized by Google

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Digitized by Google

DU
22
D13

Dem Andenken meiner Eltern!

Digitized by Google

Vorwort.

„Experto credite —".

Als ich vor mehr als einem Jahre den Entschluß faßte, das ferne Australien zu besuchen, wollte ich mir zunächst über diesen Kontinent durch entsprechende Litteratur eingehendere Kenntnisse verschaffen. Leider waren meine diesbezüglichen Bemühungen von geringem Erfolge; denn was in deutscher Sprache über Australien gemeinverständlich geschrieben worden, verwirrte mich eher, als daß es in befriedigender Weise die mancherlei Fragen aufgeklärt hätte, die ich mir in Bezug auf Geschichte, Entwicklung, Leben in Australien und dergleichen mehr gestellt hatte.

In Sydney, wo ich während einiger Monate weilte, gab ich einem der dortigen vornehmsten Vertreter des Deutschtums mein Erstaunen darüber kund, daß es mir in Europa nicht gelungen sei, durch einschlägige Litteratur richtige Vorstellungen von Australien zu gewinnen. Der Herr erwiderte mir darauf, daß ihn dies nicht wundere; denn Australien sei in Europa eigentlich weniger bekannt als China, ein Ausspruch, dessen Richtigkeit ich durch eigene Beobachtungen bald selbst bestätigen konnte. So entstand in mir der Gedanke, meinen Landsleuten ein Bild jenes eigenartigen, handelspolitisch immer wichtiger werdenden Weltteiles zu liefern, das, wenn auch knapp gefaßt und nur auf kurzer, aber erschöpfend ausgenützter Zeit eingehenden Studiums beruhend, doch bemüht ist, Land und Leute zu schildern, wie sie sind. Für ein wohlwollendes Urteil genügt meines Erachtens auch ein kurzer Aufenthalt im Lande; eine herbe, absprechende Kritik ist aber selbst bei längerem Verweilen nicht berechtigt, um so weniger als die Verhältnisse

Digitized by Google

eines jeden Landes, selbst von älterer Geschichte als die Australiens, eine solche mit mehr oder weniger Recht hervorrufen können.

Der kurze historische Rückblick auf die Entwicklung des heutigen Australbundes ist, wie selbstverständlich, nach englischen Quellen bearbeitet.

Da sich mir Gelegenheit bot mit dem ersten deutschen Postschiff die deutschen Besitzungen in der Südsee zu besuchen, kürzte ich meinen Aufenthalt in Sydney ab und fuhr via Queensland, den Bismarck-Archipel, Neu-Guinea, die Karolinen und Marianen anlaufend, nach China. So entstand aus der Australien- auch noch eine Südseefahrt.

Ich erfülle hier nur einen Akt der Pflicht, meiner Gattin, als treuer Reisegefährtin und Mitarbeiterin am Werke, liebevoll zu gedenken; ferner einer Reihe von Landsleuten, den Vertretern des Deutschtums in der fernen Südsee für die Liebenswürdigkeit zu danken, mit der sie alle meine vielen Fragen über die Verhältnisse unserer Besitzungen beantworteten. Auch Herrn Direktor Thiel auf Matupi spreche ich hier meinen Dank aus für die gütige Überlassung der von ihm selbst aufgenommenen Südseebilder.

Möge meine Arbeit dazu beitragen, die vielfach bei uns bestehenden Vorurteile gegen England und alles, was englisch ist, auf das richtige Maß zurückzuführen! Möchten die deutschen Besitzungen in der Südsee durch meine allgemein gehaltenen Schilderungen derselben dem Mutterlande innerlich näher gebracht werden!

März 1901. Dr. **Albert Daiber.**

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	Kapitel: Unterwegs nach Auſtralien	1
II.	„ Weſt-Auſtralien (Fremantle, Perth)	26
III.	„ Nach Süd-Auſtralien und Victoria (Adelaide, Melbourne u. ſ. w.)	41
IV.	„ Nach New South Wales (Oſt-Auſtralien)	63
V.	„ Sydney	70
VI.	„ Sydney und ſein Leben	93
VII.	„ Sydneys Umgebung	116
VIII.	„ In den Blue Mountains	131
IX.	„ Flora, Fauna und Klima Auſtraliens	152
X.	„ Nach Brisbane (Queensland)	172
XI.	„ Allgemeines über Auſtralien (Einheimiſche und fremde Elemente, Handel und Verkehr)	187
XII.	„ Kurzer hiſtoriſcher Rückblick auf die Entwicklung Auſtraliens	204
XIII.	„ Im Bismarck-Archipel	221
XIV.	„ Auf Neu-Guinea	257
XV.	„ Karolinen und Marianen	282
XVI.	„ Loſe Blätter aus der Südſee	308

Digitized by Google

Die Zeichnung der Buchdecke ist nach dem im Besitz des Verfassers befindlichen Original eines australischen Lyre-Bird (Lyra-Vogels) hergestellt.

Erklärungen.

Eine Meile (englisch) = 1,524 Kilometer.

Ein Fuß (englisch) = 0,305 Meter.

Eine Seemeile = eine Minute eines Erdmeridians = 1851,852, rund 1852 Meter.

Die Temperaturangaben beziehen sich sämtlich auf Grade nach Celsius, Centesimaleinteilung.

Ein Pfund, englisches Gewicht, = 0,454 Gramm.

Weitere Angaben über Maße und Gewichte sind im Texte enthalten.

Ein Pfund, englisches Geld, (£) = 20 Mark plus 30—40 Pfg. Kurs.

„ „ „ „ „ hat 20 Shillings und der Shilling 12 Pence.

Es existieren Goldstücke zu 1 Pfund und zu ½ Pfund = 10 Shilling, ferner sind in Silber geprägt: halbe Shilling = 6 Pence, Stücke zu 1, 2 und 2½ Shilling. Letztere werden als Half a crown bezeichnet.

Eine Guinea, nicht geprägt, aber sehr häufig in Rechnung gestellt, = 21 Shillings.

Kupfermünzen von 1 und ½ Penny (ca. 10, resp 5 Pfennig) sind im Umlaufe. Deutsches Geld wird in Australien nicht, oder nur mit schwerem Verluste genommen.

Aus äußeren Gründen wurde für die Kartenbeilage der Meridian von Ferro gewählt, während sich die Angaben im Text auf denjenigen von Greenwich beziehen.

Differenz: 17° 39′ 50″ östl. von Ferro.

Berichtigung.

Auf Seite 29 Zeile 16 muß es heißen: Wendekreis des Steinbocks.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Unterwegs nach Australien.

O Meer, du bist das zaubervolle,
Das ewig schöne und das ewig wahre,
Die große Wiege und die große Totenbahre;
Vor deiner Milde wie vor deinem Grolle,
Vor deinem Hauch verstummt des Sängers Leier
Du bist der Anfang und das letzte Wort,
Der Menschheit Schrecken und ihr bester Hort,
Ihr Tröster, ihr Ernährer, ihr Befreier.
(Draumor.)

Im Indischen Ocean, April 1900.

Endlich nach viertägiger Qual sind wir der Hitze des Roten Meeres entronnen und schaukeln auf den tief dunkelblauen Wogen des Indischen Oceans. Die hohe Temperatur der Luft hat zwar nicht abgenommen; sie wird aber doch durch eine leichte Seebrise etwas erträglicher gemacht. Warum heißt wohl dieser lange, schmale, zwischen der afrikanischen und der asiatischen Wüste eingebettete Streifen Wasser „Rotes" Meer? Von der Farbe des Wassers stammt dieser Name sicherlich nicht; denn azurblau sind seine Wellen, smaragdgrün, im grellen Sonnenlichte funkelnd, die Kämme seiner Wogen; das Ganze ein wundervolles Farbenspiel von satter Pracht. Aber gestern Abend, kurz vor der Einfahrt in den Indischen Ocean, begriff ich zum erstenmale, woher und warum das Rote Meer, das sich über siebenzehn Breitegrade erstreckt, seinen Namen hat:

Die Sonne neigte sich zum Untergange. Dieses alte und doch ewig neue Schauspiel zeigte sich diesmal einzig schön und von ungeahnter Farbenpracht. Der ganze westliche Himmel

Digitized by Google

flammte auf, einer riesigen Lohe gleich, in einer einzigen orangeroten Glut, die nach und nach in tiefes Purpur überging, diese Farbe auf die Wolken übertragend. Dieselben erschienen zuerst tiefrot, gingen dann allmählich in Rosa und duftig zartes Eosin über und spiegelten diese Färbung im Meere wieder, das dadurch thatsächlich rot erschien.

Rotes Meer! So schön und doch so berüchtigt, daß jeder froh ist, wenn er dessen fast unerträglicher, furchtbarer Hitze entronnen ist! Und woher rührt denn diese Hitze? Sie findet ihre natürliche Erklärung in der Lage des Roten Meeres selbst, das in seinem südlichen Teile wie ein See zwischen den arabischen und abessynischen Gebirgen eingekeilt liegt und kühlere Winde nicht zuläßt.

Innerhalb weniger Wochen haben wir alle Temperaturgrade von kalt bis heiß zu empfinden gehabt. Rückwärts fliegen die Gedanken, und noch einmal zieht das Erlebte an meinem inneren Auge vorüber. Als die „Karlsruhe" (wie unser Dampfer heißt) Englands Küste verlassen und anfangs April den Atlantischen Ocean erreicht hatte, empfing uns ein Schneesturm, und die empfindliche Kälte wich erst, als wir auf die Höhe von Lissabon kamen. Doch als wir glücklich Gibraltar, die Pityusen und Balearen passiert und kaum die weiche Frühlingsluft des Südens mit Wonne geatmet hatten, packte uns von neuem wieder ein eisiger Nord und zeigte uns, den Lenz hohnvoll verjagend, seine ganze Kraft und Gewalt. Weg blies dieser Unhold die kaum erwachten Frühlingsgefühle, und während nahezu zwei Tagen machte er uns das Leben an Bord sauer, und schwierig das Vorwärtskommen für unsere gute „Karlsruhe", der das wütende, schäumende Meer sogar einen Teil der Railings wegriß. Welch eine gigantische Kraft liegt in der sturmgepeitschten Welle! Aber alles in der Welt wendet sich einmal, und der grimmige, ungebetene Gast aus Norden wich nach kurzer Willkürherrschaft dem holden Frühling, der nun voll und ganz in seine angegriffenen Rechte trat und uns bis auf Ägyptens Boden treu blieb.

Digitized by Google

Bis nach Port Said brauchte unser Schiff von Genua ab, via Neapel, ungefähr vier Tage. Es war eine herrliche Fahrt im schönen Mittelmeere, voll Licht und Leben. Wie ganz anders wird doch unser Denken, Hoffen und Empfinden unter der Einwirkung der lebendigen Kraft der Sonne! Das arme Menschenherz faßt unter dem mächtigen Einflusse des Lichts wieder Mut zum schweren Daseinskampfe, und die Freude am Leben kehrt in das oft und viel schon verdüsterte Gemüt zurück. Auf wie lange? Wir sind eben doch wirkliche Produkte der Sonne; unser ganzer Organismus ist in seinen Funktionen nichts anderes als umgesetztes Sonnenlicht, eine vergängliche Form der unvergänglichen Kraft!

Europa gab uns zum Abschied noch drei prachtvolle Landschafts- und Gebirgsbilder mit: die Liparischen Inseln mit Stromboli, den Ätna auf Sicilien und den Ida auf Kreta.

Aus der Gruppe der Inseln tauchte, wie ein Kegel, Stromboli zu unserer Rechten auf. Der über 900 m hohe Vulkan, der die Insel bildet, ist immer noch thätig und spie gerade gewaltige Dampf- und Rauchwolken in den klaren Morgen aus. Wie aus einem Dampfkessel, der nicht fest verschlossen ist und allerlei Defekte aufweist, so qualmte überall gegen die Spitze des Berges zu, aus Spalten desselben, Wasserdampf. Blühenden Rapsfeldern ähnlich, so heben sich von ihrer dunkeln Lavaumgebung von weitem an den Abhängen Schwefelablagerungen als große, gelbe Stellen ab. Und wie ein hübsches Schilderhaus, so steht vor der Insel, das heißt ihrer uns zugekehrten gleichnamigen Hauptstadt, als Überrest einer Lavamasse, ein malerisch gezackter und von den Meereswogen ausgefressener Basaltfelsen — Strombolozzo. Die aufgehende Sonne küßt den Vulkan, dessen Wasserdampf das Licht als zarten Regenbogen reflektiert — ein eigenartig schönes Bild.

Gegen Mittag desselben Tages sinkt der Wolkenschleier, der das Haupt des gewaltigen Ätna umhüllte. Sein pyramidenartiger Gipfel (3313 m) hebt sich, schneebedeckt, scharf vom Himmel ab, und als wollte er den besten Eindruck bei uns

Digitized by Google

hervorbringen, stößt er Rauchsäulen in die klare Atmosphäre empor, während unterhalb des Gipfels, an der Grenze der Schneefelder, die herabgesunkenen Wolken den Berg mit einem breiten, weißen Kragen umhüllen — ein unvergeßlicher Anblick, wie er sich selten in dieser Majestät zeigen soll.

Am folgenden Tage, im Laufe des Nachmittags kommt Kreta in Sicht. In der Mitte der waldbedeckten, gebirgigen Insel strebt der Ida, der Göttersitz der Alten, mit seinen 2456 m die anderen Berge überragend, gen Himmel. Auch er hält uns der Gnade wert, sein Antlitz im Lichte der Sonne von weitem schauen zu dürfen.

„Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns!"

Der letzte Gruß Europas von klassischer Stätte aus!

Nur einen Tag noch fahren wir dahin auf dem blauen Mittelmeere; dann durchfurcht unser Schiff die trüben Wasser der ägyptischen Küste. Der Nil mit seinem Schlamme hat hier die Oberherrschaft und erteilt weit hinaus dem Meere eine schmutzig-gelbe Färbung. Bald liegen wir in Port Saïd, in der Nähe des alten Pelusium, vor Anker. Wir sind in Ägypten und betreten Afrikas Boden. Was soll ich darüber schreiben und erzählen? Das ließt sich doch alles als längst bekannt.

Den berühmten Suezkanal durchfuhren wir glücklich, ohne Unfall. Die Passage dauert ununterbrochen bei Tag und dank des elektrischen Lichtes (Scheinwerfer) auf der Mehrzahl der Dampfer auch bei Nacht. Der 160 km lange Kanal wird durchschnittlich in sechzehn Stunden durchfahren, vorausgesetzt, daß die Fahrt, des Ausweichens wegen, nicht zu oft unterbrochen wird. Der Durchstich jener Landenge, die Afrika mit Asien verbindet, war ein großartiges Unternehmen, und doch lag seine Größe weniger in der Überwindung von Terrainschwierigkeiten, als vielmehr in der Überwindung der Intriguen, die von England aus inszeniert wurden, merkwürdigerweise um den Bau des Kanales mit allen Chicanen zu verhindern. Man muß deshalb Lesseps, der mit unvergleichlicher Zähigkeit

Digitized by Google

sein Ziel verfolgte und den Kanalbau durchzusetzen wußte, nur um so mehr bewundern: Wahrlich, diesem Manne gebührt das Denkmal, das auf dem Molo von Port Saïd steht! Und heute? Diese selben Engländer, welche den Kanal durchaus nicht bauen lassen wollten, haben ihn, als gute Geschäftsleute, in ihre Hände gebracht, sobald sie seine Wichtigkeit und Rendite erkannt hatten, und heimsen nun seinen goldenen Ertrag mit vollen Händen ein. Ein französisches Herz muß es beim Anblick des Suezkanales und seines Riesenverkehres und bei der Erinnerung daran, was hier einer ihrer großen Mitbürger der ganzen Welt zum Vorteile geschaffen, schmerzlich berühren, daß der Kanal und Ägypten überhaupt, wo doch von jeher französischer Einfluß dominierend gewesen, Frankreich wohl für immer verloren ging.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, so hart zwischen zwei Weltteilen dahinzufahren. Äußerlich unterscheiden sie sich in nichts: überall der gelbbraune Ton der Wüste, der nur zeitweise durch Wärterstationen mit ihren im Grün von Gebüschen und Dattelpalmen gelegenen, schmucken Häuschen unterbrochen wird, oder es zeigen sich da und dort arabische Dörfchen mit ihren armseligen, primitiven Lehmhütten, das schlanke Minaret einer Moschee, braune Gestalten, die dazu gehörigen Kamele und ein paar Dattelpalmen; dazwischen hinein die bekannten Salzseen, durch die die Fahrrinne des Kanales führt, in Wüstenumgebung, alles in allem aber kein herzerfreuender Anblick.

Suez ist erreicht, die südliche Endstation des Kanales: eine Reihe weißer Häuser, grell beleuchtet von der gelben Sonne Afrikas, überragt von einem hübschen, schlanken Minaret, eine staubige Allee längs der Ausmündung der Wasserstraße. Das eigentliche Suez grüßt von weitem herüber und sieht aus der Ferne sehr weiß und sauber aus. Aber die paar Dattelpalmen und ein bißchen Grün vermögen die trostlose Umgebung der Stadt nicht freundlicher zu gestalten. Der Golf von Suez ist eine stundenlange, schmale Fahrstraße, die hinaus ins Rote Meer führt. Die felsigen Ufer Afrikas und Asiens mit ihren

Digitized by Google

rötlich schimmernden, ausgebrannten Felsmassen kontrastieren eigentümlich mit der gelben Farbe der zu beiden Seiten vorgelagerten, breiten Sanddünen. Zahlreiche Leuchttürme auf afrikanischer Seite weisen dem Schiffer die Richtung und warnen ihn vor mancherlei Untiefen. Gegen Mittag kommt auf der arabischen Seite hinter den Küstenbergen das viel höhere Sinaigebirge zum Vorschein, ebenfalls starr und tot, ohne alles Pflanzenleben, rötlich in der Sonne schimmernd. Der eigentliche Berg Sinai, der Mosesberg, ist vom Meere aus nicht sichtbar, da er nur etwas über 400 Fuß hoch ist; zwischen ihn und den Golf von Suez schieben sich die anderen Berge desselben Gebirgsstockes, die eine Höhe von mehr wie 8000 Fuß erreichen.

Um vier Uhr nachmittags fahren wir durch die Straße von Jubal ins Rote Meer ein. Nun tritt die Küste immer weiter zurück. Bald ist nichts mehr zu sehen, als der Himmel über uns und das blaue Wasser unter uns. Die Hitze beginnt für uns, die wir des Tropischen noch ungewohnt sind, lästig zu werden. 30° und mehr im Schatten, 34—35° in der Kabine lassen wahrlich kein Kältegefühl aufkommen. Auch das Meerwasser folgt diesen hohen Temperaturen und ein Bad in demselben — an Bord wird nur eingepumptes Salzwasser zu diesem Zwecke verwendet — ist keine Erquickung mehr. Gruppen von fliegenden Fischen, die aus dem Wasser emporschnellen und weißschimmernd über die blauen Wogen 3—400 Fuß weit, oft bis zu 15 Fuß hoch, wegfliegen, gewähren einen reizenden Anblick. Überall in der belebten wie in der unbelebten Natur der Kampf ums Dasein! Durch schleunige Flucht, durch den Flug über dem Wasser, entziehen sich gewisse Fischarten ihren Verfolgern, und die mächtigen Brustflossen, die diese Tiere zu kurzem Fluge befähigen, dürften lediglich das Produkt der Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen sein. Trieb der Selbsterhaltung! Auch die Tümmler, eine Delphinart, Delphinus tursio, unter dem Namen Braunfisch bekannt, trieben sich hier in stattlicher Größe, bis zu 3 m lang, gruppenweise um

Digitized by Google

unser Schiff herum, alle Augenblicke in kurzem Bogen aus dem Wasser aufschnellend und wieder in dasselbe zurücktauchend.

Nachdem wir den Wendekreis des Krebses passiert hatten, sahen wir zum erstenmale abends am fernen Horizonte das südliche Kreuz. Seine Sterne glänzten aber lange nicht so schön als bei uns z. B. diejenigen des großen Bären. Oder bilden wir uns das vielleicht nur ein? Denn die dunsterfüllte Atmosphäre der tropischen Region dürfte doch auch etwas vermindernd auf den Glanz und das Gefunkel der Sterne einwirken. Der Polarstern senkt sich immer mehr und mehr gegen den nördlichen Horizont hinab, während am südlichen Himmel uns völlig unbekannte, neue Sternbilder auftauchen, die beste Illustration zur Kugelgestalt der Erde.

Eigentümlich schön, orangegolden, ist in den Tropen der Mond. Da steigt er empor aus den Fluten des Meeres, und bald wirft sein Licht in den Wellen goldene, prachtvolle Reflexe. Die Nacht ist hier nicht dunkel, sondern nahezu durchsichtig, tiefblau. Aber diese Wärme! Einem Glutofen scheint diese Temperatur zu entstammen. Die mit Wasserdampf gesättigte Tropennacht überzieht die Planken des Schiffes, die Stühle und dergleichen mit Feuchtigkeit. Es dampft eben alles und wir mit. Doch bald schlägt die Stunde der Erlösung. Vorbeiziehen wir an einer Gruppe kleiner Inseln, den Zebayir Islands oder den Zwölf Aposteln, deren äußerste Quoin Island oder der „verräterische Judas" genannt wird. Schroff heben sich diese öden, völlig ausgebrannten und daher vegetationslosen Felseninseln aus dem wie Perlmutter schimmernden, träge wogenden Meere zu ziemlich beträchtlicher Höhe. Steil fallen auch ihre Ufer in die See ab, die ringsum bedeutende Tiefen aufweist. Es sind plutonische Gebilde, teilweise von so sonderbarer Gestalt, daß man glauben könnte, sie seien geometrisch zugeschnitten.

Näher, immer näher zusammen rücken die Ufer von Arabien und Afrika mit ihren Felsmassiven, und in der Nacht vom 19. auf den 20. April kommen wir an der befestigten Felsen-

Digitized by Google

insel Perim vorbei, deren Leuchtturm uns die Richtung weist. Diese Insel ist von Süden her der Schlüssel zum Roten Meere und natürlich im Besitze Englands, das die besten Plätze auf dem Schachbrette der Welt inne hat. Perim liegt mitten im „Thore der Thränen", Bab-el-Mandeb, durch das wir hinaus in den Indischen Ocean fahren, frischerer Luft, regerem Leben entgegen.

Die Bucht von Aden sehen wir im Laufe des Vormittags in der Ferne. Der Anblick der Stadt selbst, die wir der in derselben herrschenden Pest wegen nicht anlaufen können, ist unseren Augen durch die imposanten Felsmassen, welche sie schützen, verborgen; aber leer und ausgebrannt sieht auch dort alles aus, keine Spur von organischem Leben. Einen beklemmenden Eindruck macht dieses dunkelbraune, mit Lavamassen überzogene, zackige Felsgerippe! Daß aber Aden ein maritimer Stützpunkt ersten Ranges, ein Gibraltar für den Indischen Ocean ist, sieht sofort selbst das Auge eines Laien. — Weiter zieht unser Schiff durch die lebhaft bewegte See. Mit Vergnügen atmen wir die zwar immer noch sehr warme, aber doch etwas bewegter und dadurch erträglicher gewordene Luft des Oceans. Die zugigsten Plätze auf Deck sind die gesuchtesten und begehrtesten, und auch wir streben nach einem solchen Winkel. Afrikas letzte für uns sichtbare Spitze, Cap Guardafui, liegt hinter uns. Ein heimwärts ziehendes deutsches Kriegsschiff begegnet uns und erwidert unsern Gruß aus der Ferne.

Das Schönste auf dem weiten Meere sind die Abende. Der heutige brachte uns wieder einen Sonnenuntergang, den zu beschreiben thatsächlich die beste Feder zu schwach ist. Wir glaubten schon im Roten Meere dieses Schauspiel in wundervoller Form gesehen zu haben; aber was wir heute bewunderten, als die Sonne in die Fluten sank, war etwas ganz Neues, von uns noch nie in diesem Umfange und in dieser Art Gesehenes. Im Momente, als die riesige, glühende Sonnenscheibe sich zum Untergange anschickte, schien sie sich auf dem Wasser plötzlich anzusaugen; die Scheibe bekam einen Stiel,

Digitized by Google

wobei sie ihre runde Form nach oben zu scheinbar einbüßte und die Gestalt eines riesigen Hutpilzes annahm. Ein wunderbar schönes Schauspiel! Und welche Farbentöne entwickelten sich erst nach dem Sonnenuntergange! Da war das ganze Farbenspektrum mit vorherrschendem Rot — Orange — Gelb vorhanden. Welcher Glanz des übrigen tiefblauen Himmelsgewölbes im Reflexe dieser Farbenskala! Welcher Glanz auch des Meeres! Letzteres war zuerst perlmutterschimmernd, wobei die Innenflächen der Wogen wie flüssiges Gold glänzten. Nach und nach gingen die einzelnen Farben in ein tiefes Purpur über. Fliegende Fische, von Haien und Delphinen verfolgt, verliehen dem farbenprächtigen Bilde ein eigentümlich bewegtes Leben. Nach und nach funkelten die Sterne am Himmelsdome auf; die Planeten Venus, Mars und Jupiter zogen ihre glänzende, stille Bahn, und erst spät kam das letzte Viertel des Mondes, rotgolden und strahlend, aus den Fluten gestiegen. Auch das Sternbild des südlichen Kreuzes funkelte wieder am fernen Horizonte, und wir saßen noch lange auf Deck, die wunderschöne Nacht in vollen Zügen genießend.

Am andern Morgen passierten wir bei Sonnenaufgang die Insel Sokotra, ein langgezogenes Bergland, das auf der nördlichen Seite, an der wir vorbeifuhren, vorgelagerte Sanddünen aufweist, die manchmal in den Bergeinschnitten derartig weit hinaufreichen, daß der blendend weiße Sand von weitem aussieht, wie ein von oben herab ins Meer laufender Gletscher. Einzelne Häuser und Niederlassungen am Ufer zeigten uns, daß die Insel bewohnt ist. Ihre Bevölkerung soll ungefähr 12 000 Seelen betragen. Ihr Hauptverkehr besteht mit Aden. Unter den ausgeführten Produkten sollen außer Gummi, Tamarinden und verschiedenen Früchten auch Esel sein. So wurde uns wenigstens an Bord erzählt. Eine Riesenschildkröte, Chelone viridis, über 2 m lang, trieb sich an unserem Schiffe vorüber und brachte uns eine Ahnung bei von dem gewaltigen Reichtum des Indischen Oceans an allerlei Getier. Die Insel Sokotra ist seit 1886 in englischem Besitz.

Digitized by Google

Die See wurde unter dem Einfluß des einsetzenden Südwest-Monsuns bewegter; doch brachte dieser warme Wind nur relative Abkühlung der herrschenden hohen Temperatur. Der bis dahin klare Himmel bewölkte sich immer mehr; schwere, schwarze Gewitterwolken zogen am Horizont herauf. Am Abend wurde uns zum erstenmal der Anblick des Meeresleuchtens, wenn auch in schwächerer Form, zu teil. Die durch den Kiel unseres Schiffes aufgeworfenen Wellen enthielten Millionen von glänzenden Lichtfunken, die sich ausnahmen wie flüssige Phosphortropfen und den Beobachter zu staunender Bewunderung hinrissen. Das Leuchten des Meeres rührt von der Phosphorescenz kleinster Tierchen her, wie z. B. von Krustaceen, Salpen, Würmern, aber auch von Bakterien, die an bestimmten Tieren haften.

Am schönsten aber trat das Meeresleuchten am Abend des nächsten Tages auf, wo plötzlich große Flächen des Wassers in einem glänzenden, eigenartig strahlenden Lichte erschienen, dessen Funkeln, wie gesagt, mit nichts anderem verglichen werden kann, als mit Milliarden flüssiger Phosphortropfen. Das Leuchten dauerte einige Zeit; dann verschwand es, um kurz darauf wieder aufzutreten.

Die anhaltend hohe Temperatur, die bis jetzt noch kein Gewitterregen wesentlich abgekühlt, wirkte mehr und mehr erschlaffend, trotzdem man sich aller nicht absolut notwendigen Kleidungsstücke allmählich entledigt hatte. Wir gestatteten uns in der Kleidung allerlei Freiheiten, die am Lande, speziell aber in unserem alten, mit Vorurteilen übertünchten Europa wohl „anstößig" gefunden worden wären. But never mind! Man wird auf einem Schiffe schon durch das enge Zusammenleben mit anderen an alles Mögliche und Unmögliche gewöhnt, und auch die englische, mitreisende Gesellschaft zeichnete sich in keiner Richtung durch allzu große Rücksicht in Haltung und Benehmen aus. Ja, so mußten wir unfreiwillig Zeuge einer Unterhaltung werden, in der nicht eine Tochter Albions, sondern eine solche Canadas, das ganze Schiff und dessen Offiziere,

Digitized by Google

sämtliche Mitreisende, natürlich besonders liebevoll die Deutschen, schärfster Kritik unterzog, ohne Ahnung, daß wir ihre Herzensergüsse in englischer Sprache recht wohl verstanden. Wir wollen diese Dame Mrs. Pancake nennen — ihr eigentlicher Name lautet anders; doch thut dies nichts zur Sache. Ihr Ehegemahl, nebenbei gesagt ein ganz netter, etwas übermäßig in die Länge geschossener Mann, aß nämlich mit besonderer Vorliebe jeden Morgen zum Frühstück eine Anzahl deutscher Pfannkuchen und legte sich selbst den Namen Mr. Pancake bei, als er uns bat, uns seiner später unter dieser gastronomischen Bezeichnung, die ihn so sehr charakterisiere, zu erinnern; denn noch nie in seinem Leben, fügte er hinzu, habe er so gute Pfannkuchen gegessen, wie auf unserer „Karlsruhe". Nun, genannte Dame war in der Länge annähernd das würdige Pendant ihres gewaltig langen Ehewirtes. Nur unterschied sie sich von demselben dadurch, daß ihre Muskulatur bloß in schwachen Formen angedeutet und wohl zu ihrem eigenen großen Bedauern höchst unentwickelt geblieben war; denn sie zeichnete sich durch einen bedenklichen Mangel an allem dem aus, was sonst bei anderen Menschen in schützender und schonender Weise das Skelett zu verhüllen pflegt. Unser ausgezeichneter und liebenswürdiger Kapitän wurde durch ihren gewaltigen Mund zu einem Langweiler proklamiert, mit dem nichts anzufangen sei. Von den Offizieren ließ sie überhaupt nur den ersten gelten; aber uns armen Passagieren deutscher Herkunft ging es bedenklich schlecht, obgleich auch über einige englische Schiffsgenossen die Schale canadisch galligen Zornes, wenn auch nur in Tropfen, gegossen wurde; uns traf sie um so wuchtiger. Herr H..., der mit Frau und Kindern nach Australien zurückkehrte und sich gleich uns höflich zurückhaltend benahm, wurde als Tyrann erklärt, der „seine Familie mit seinen Blicken ohrfeige". Ein köstlicher Ausdruck! Ich selbst wurde mit meinen 42 Jahren als „alter Knopf" bezeichnet. Meine Frau machte die rückwärtsschreitende Metamorphose durch, indem sie ohne weiteres um 11 Jahre im Alter herabgesetzt wurde; keine üble Schmeichelei!

Digitized by Google

Nur war sie anders gemeint, indem der „alte Knopf" ein angeblich junges Mädchen geheiratet und nun auf der Hochzeitsreise mit sich über die Meere schleppe. Und in diesem Tempo ging es weiter. Schiff und Verpflegung wurden heruntergesetzt, und schließlich klang der Zorn in politischer Verurteilung Deutschlands überhaupt aus. Zu unserer Freude aber — und zur Ehre Englands sei es gesagt, — trat ein wackerer Engländer, Mr. Mac F . . . kräftig für Germaniens bedrohten Ruf ein. Warum denn, so fragte er Canadiens lange Tochter, die Engländer überhaupt mit deutschen Schiffen führen, wenn es ihnen auf denselben nicht gefalle? Es gäbe ja englische Dampfer genug. Er wolle es ihnen sagen: auf einem englischen Schiffe gälten sie eben nichts, auf einem deutschen dagegen, wo sie rücksichtsvoll behandelt würden, alles. Keine berechtigte Klage könne gegen Führung und Verpflegung auf der „Karlsruhe" geltend gemacht werden, und was die politische Richtung anbelange, so habe sich England selbst schon genug Blößen gegeben, die mit Recht die Kritik anderer hervorgerufen. Deutschland allein sei der ehrliche Freund Englands, und es wäre vernünftiger, mit dem zuverlässigen Deutschland zusammenzugehen, als dasselbe vor den Kopf zu stoßen. Wackerer Mac F...! Diese Worte unterschreibe ich aus vollstem Herzen, und hier mit diesen Zeilen noch danke ich dir für dein ehrliches Auftreten gegen ganz grundlose Angriffe und Verdächtigungen Deutscher und des Deutschtums.

Aber trotz des verschiedenen Standpunktes, den die einzelnen englischen Elemente auf unserem Schiffe einnahmen, in Einem waren sie uns Deutschen über: in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, der geschlossenen Vertretung nach außen hin, mit einem Worte: dem sogenannten Corpsgeist! Der ließ und läßt bei uns Deutschen noch viel zu wünschen übrig. Auf den verschiedenen deutschen Schiffen, auf denen ich gefahren, zeigte sich die deutsche Gesellschaft gegenüber der englischen leider stets als die zerrissenere, zerfahrenere; durch die letztere geht öfter ein demokratischer Zug der Gleichberechtigung, der uns Deutschen

Digitized by Google

meistens fehlt. Auch in dieser Richtung können wir, wie in so mancher andern, von unseren englischen Vettern jenseits des Kanales lernen.

Die Sonntage an Bord verliefen still und einförmig. Die Engländer hielten, äußerlich wenigstens, streng auf Sonntags-„Scheinheiligkeit", und dies war der einzige Tag, an dem sie nicht ihrer Spiellust fröhnten, der sie an den Wochentagen auf unserer „Karlsruhe" in ausgiebigster Weise huldigten. Aber wozu hatten wir denn unsere Bremer Cigarrenarbeiter, die nach Australien zogen, an Bord? Das deutsche Lied erklang vom Oberdeck herauf, das zum Zwischendeck führte, a capella in wirklich geschulter Weise, zur Freude aller, wie sich denn überhaupt die deutschen Passagiere dritter Klasse in einer Weise aufführten, die ihrer Organisation und Selbstzucht nur Ehre macht. Nie waren sie müßig, wenigstens nie in dem Maße wie ihre italienischen Genossen, die wir von Genua mitgenommen hatten. Ja, sie beteiligten sich sogar an den Küchenarbeiten, indem sie in corpore täglich ganz ungeheure Massen von Kartoffeln schälten. Die Italiener dagegen machten unendlich viel Lärm um nichts, huldigten ihren lauten Spielen, führten mit Hilfe einer Ziehharmonika eine schauderhafte Musik aus, und oft genug mußte ihnen von seiten des Kapitäns Ruhe geboten werden. Einen größern Gegensatz als die deutschen Arbeiter einerseits und die schon äußerlich ihre Unbildung zur Schau tragenden Italiener andererseits konnte es nicht geben. Noch mehr trat dieser Gegensatz in der Art und Weise der Kleidung und in der Pflege der Reinlichkeit hervor.

Am Mittwoch, den 25. April, kamen wir auf die Höhe der Lakkadiven, die der Westküste Vorderindiens, Malabar, vorgelagert sind. Es sind Korallenbildungen, etwa 14 000 an der Zahl, die man in eine Anzahl von Gruppen trennt und die zum Teil aus bloßen Riffen bestehen. Von dort her wird auch die Kaurimuschel (Muschelgeld) bezogen, welche im indomalayischen Archipel noch heute vielfach die Stelle des Geldes vertritt. Eine Reihe von Leuchttürmen zeigen dem See-

Digitized by Google

mann die Richtung und warnen ihn vor der Gefährlichkeit der Gegend.

Noch immer hingen die Gewitterwolken bleischwer am Himmel; noch immer hatte keine Entladung derselben, wenigstens in unserer Nähe nicht, stattgefunden, und immer noch drückte die Hitze, die mittags 32° im Schatten betrug, schwer auf uns alle. Auch das Baden in dem warmen Seewasser der Badekabinen lieferte keine Erquickung mehr. Man lechzte förmlich nach Abkühlung. Wir waren inzwischen, am 26. April, auf den 7° nördlicher Breite und den 75° 53′ östlicher Länge gelangt, nicht mehr ferne von der Wunderinsel Ceylon. Da endlich kam am Abend ein schweres Gewitter, das die ganze Nacht anhielt und derartige Wassermassen herabwarf, wie sie bei uns zu Hause in solchem Umfange glücklicherweise unbekannt sind. Aber sie brachten uns doch wenigstens in etwas die ersehnte Erfrischung. — — —

nach dem fernen Australien, so zu schildern, wie es auf mich, den warmen Naturfreund, wirkte, seine Schönheiten so wiederzugeben, wie ich sie in mir aufnahm.

Am Freitag, den 27. April, lief unsere „Karlsruhe", morgens sieben Uhr, in den Hafen von Colombo ein. Mit welchen Erwartungen sahen wir dem vielgerühmten und so viel geschilderten Wundereiland Ceylon entgegen! War es doch für uns das erste Mal, daß wir den Boden der Tropenwelt betreten und deren Pracht mit eigenen Augen sehen sollten. Wie Kinder freuten wir uns darauf, und ich konnte später das Entzücken aller der Reisenden, die den ersten Eindruck der Tropenwelt in den begeistertsten Worten geschildert, so recht nachempfinden. Leider folgte der regnerischen, gewitterreichen Nacht ein etwas trüber Morgen; aber trotzdem zeigte sich Colombo für uns Neulinge prachtvoll in seiner tropischen Umgebung: so weit das Auge blicken konnte, rechts und links von den den Hafen abschließenden Gebäuden, wogten im Morgenwinde ganze Waldungen von Kokospalmen, die sich bis dicht ans Meer heranzogen, an dessen niederen, flachen Ufern sich die weißen Kämme der grünen, anstürmenden Wogen zerstäubend brachen — ein unvergeßliches Bild!

Aber zu langen Betrachtungen von ferne war jetzt keine Zeit mehr; wir wollten so rasch als möglich ans Ufer, um den uns für Colombo bleibenden Tag nicht nur in seinen Minuten, sondern womöglich in seinen Sekunden auszunützen. Kaum war unser Schiff festgemacht, als es auch schon von allen Seiten mit Booten umgeben war, die uns eine Menge von Menschen an Bord brachten, unter denen natürlich alle Arten von Indiern, vom zimmetbraunen Singalesen bis zum fast nackten, schwarzen Tamilen vertreten waren. Und was für ein Leben entwickelte sich nun binnen weniger Augenblicke an Bord! Da wurden von Singalesen Werbungen für Hotels in Colombo zu machen gesucht, indem sie den Reisenden diesbezügliche Broschüren, in verschiedenen Sprachen gedruckt, in die Hand drückten. Singalesische Schneider suchten Kunden für

Digitized by Google

ihre Tropenanzüge; Indo-Araber oder sogenannte Moormen, stattliche Gestalten, auf deren Kopfe eine hohe, gestickte Mütze wie ein Turban saß, wollten Edelsteine aller Art, zum größten Teile plumpe Falsifikate, unter enormen Preisen an den Mann bringen oder ihre sonstigen Schmuckgegenstände, die in prachtvollen Schnitzereien aus Elfenbein oder elfenbeinähnlichem Material bestanden, verkaufen. Gedrechselte Elefanten aus Ebenholz waren zu haben; die eigentümlichen Canoes der Singalesen mit ihren parallel zum Fahrzeug laufenden Auslegebalken, die wir von Bord des Schiffes aus gleich bei unserer Ankunft zu schauen bekommen hatten, wurden in reizenden, kleinen Modellen feilgeboten. Papageien, niedliche grün- und rotgefiederte Tierchen mit blauen Köpfen (sogenannte Blaukrönchen?), Spazierstöcke aus Zimmet-, Eben- und Palmholz wurden in mehr oder weniger aufdringlicher Weise angepriesen. Geldwechsler, ebenfalls die schlauen, abgefeimten Indo-Araber, die hier die Stelle der Juden vertreten, trieben ihr sehr einträgliches Geschäft, die goldenen Pfundstücke der Passagiere in die silbernen, in Ceylon geltenden Rupien umzuwandeln, und last not least das modernste aller Handelsobjekte: Ansichtspostkarten, gleich mit den Marken versehen, konnte der über all diesen Trubel staunende Reisende noch auf dem Schiffe selbst in die ferne Heimat schreiben. Dem Jahrmarktleben an Bord, zu dem noch das tolle Schreien und Treiben der in Menge heranrudernden und die Kohlenschiffe bevölkernden Singalesen kam, entflohen wir raschest, stiegen das Fallrep hinunter in ein von Singalesen gerudertes, kleines und sehr schmales Boot und waren wenige Augenblicke nachher an der Landungsstelle, am Ufer.

Eine eigentümlich feuchtwarme Luft umfing uns, als wir unseren Fuß auf die rote Erde Ceylons setzten, eine Luft, ganz anders als wie wir sie draußen im Hafen auf unserem Schiffe eingeatmet. Es war eine Luft, ungefähr wie aus einem Treibhause kommend, in die sich Gerüche mischten, die selbst die feinste Nase wohl schwerlich zu analysieren vermocht hätte; es war eine Mischung von feuchtem Modergeruch und Rauch, der

Digitized by Google

durch das Verbrennen ganz besonderer Holzarten entstehen mag. Die rote Erde fiel uns sofort auf. Wohin wir auch im Laufe des Tages in Colombo oder dessen Umgebung unseren Fuß setzten, überall trafen wir diese tief rote Färbung der Erdkruste, die ohne allen Zweifel auf einen hohen Gehalt von darin suspendiertem Eisenoxyd zurückzuführen ist.

Colombo selbst, eine weit ausgedehnte Stadt, die heute mehr als 120 000 Einwohner zählt, ist nur in der Nähe des Hafens dichter gebaut, enthält hier die hauptsächlichsten Gebäude, darunter Banken, Post, den schönen, mit prächtigem Garten versehenen Gouverneurspalast, das sogenannte Queens-house, allerlei Bazare mit indischen Waren, breite Straßen, durch die zum Teil elektrische Trams führen, und ist von den Engländern in Anbetracht seiner kommerziellen Lage militärisch befestigt. Auch eine Eisenbahn führt von Colombo aus sowohl ins Innere des Landes, nach der alten Hauptstadt Kandy, als auch eine Strecke weit der Küste entlang, in südlicher Richtung. Diese modernen Verkehrsvehikel nehmen sich in der uns überall entgegentretenden, prächtigen, tropischen Vegetation etwas eigentümlich aus. Man kann sich aber daran gewöhnen. Was mich aber am meisten in dem sonst so schönen Bilde Colombos gestört hat, das war ein mächtiger Kaminschlot, der in das tiefe Grün seiner Palmenumgebung absolut nicht hineinpaßte. Modernste, rauchende Industrie und Palmenwald, das sind nun einmal Gegensätze, die sich meines Erachtens nicht miteinander vereinigen lassen.

Die Stadt selbst scheidet sich in einen europäischen und einen indischen Teil; doch ist eine scharfe Trennung nicht bemerkbar. Am Hafen liegt, wie bereits gesagt, das Geschäftsviertel, während die Wohnungen der Europäer außerhalb desselben meist als elegante Villen im saftesten Grün und in Blumenpracht versteckt sind. Besonders schöne Heimwesen, sogenannte Bungalows, liegen ostwärts in den alten Zimmetgärten, Cinnamon-Gardens. Südlich vom Hafen steht ein altes Fort, an das sich die Militär-Hospitäler anschließen. Dort

Digitized by Google

befindet sich auch die sogenannte Esplanade, ein großer, grüner Rasenplatz, gegen den offenen Ocean zu, an dessen Ufer eine gerade, saubere Straße, mit Ruhebänken versehen, dahinführt, einen schönen Blick auf die anbrandende, wogende See gewährend.

Die Bevölkerung Colombos besteht vorherrschend aus Singalesen (Buddhisten), unter denen die Hindus und Tamilen (Bramanen), sowie die Indo-Araber (Mohamedaner) relativ wenig hervortreten. Die Zahl der Europäer, die meist Engländer sind, ist eine sehr kleine. Sie beträgt auf der ganzen Insel Ceylon nur ungefähr 5000 Seelen. Die Singalesen sind zart gebaute Menschen, deren Farbe alle Nüancen von hell- bis dunkelbraun durchläuft. Die Männer tragen bekanntlich ihre langen, glänzend schwarzen Haare in einem Knoten aufgesteckt, in den ein hufeisenförmiger Schildpattkamm senkrecht, mit der Öffnung gegen das Stirnbein zu, eingesteckt wird. Durch diese Haartracht bekommt das männliche Geschlecht, das sich so wie so schon durch äußerst zarte, milde Gesichtszüge auszeichnet, ein völlig frauenartiges Aussehen. Fast jeder der vielen uns im Laufe der Stunden begegnenden Singalesen trug ein mehr oder weniger schönes Exemplar eines Regenschirmes entweder unter dem Arme oder aufgespannt, galt es doch den sorgfältig frisierten Haarschmuck gegen den zeitweilig einsetzenden Regen zu schützen; zu einem anderen Zwecke hätte der kaum bekleidete, barfußgehende Singalese wohl keinen Schirm gebraucht. Auch hier schon hat also die Eitelkeit ihren kulturellen Einzug gehalten, in bescheidenem Rahmen allerdings.

Daß in Colombo prächtige Lawn tennis und Racing places neben stattlichen Klubhäusern, einem Museum u. s. w. vorhanden sind, ist hier, wie überall, wo Engländer sind, eigentlich selbstverständlich. Reizend dagegen sind die verschiedenen kleineren und größeren Seen im Weichbilde der Stadt, die äußerst stimmungsvoll durch das üppige Grün ihrer Umgebung wirken, und zum Teil durch badende und Wäscherei betreibende Singalesen belebt sind. An einem dieser Seechen fiel uns vor allen

Digitized by Google

anderen Bäumen ein Coral tree auf, ein Korallenbaum, Erythrina corallodendron, ein prachtvoller Baum mit schönen, großen, roten Blüten (Papilionaceen), die sich, senkrecht zum Stiele stehend, feurig leuchtend, wie Kandelaber, aus dem tiefen, dunkeln, satten Grün der großen Blätter abhoben. Auf unserem Spaziergang in den Zimmetgärten sahen wir auch die immergrünen, gewürzigen Zimmetbäume, Cinnamomum Ceylanicum, deren grüne Rinde getrocknet den berühmten Ceylon-Zimmet liefert. Einen aus dem Aste eines solchen Bäumchens geschnittenen Zweig nahm ich zum Andenken an Colombo als Spazierstock mit über die Meere. Das eigentümliche, breitwuchernde Gras, ganz anders wie bei uns zu Hause, ist oft mit der kleinen Mimosa, Sinnpflanze, durchsetzt, die bekanntlich beim Berühren ihre zarten Blätter zusammenzieht.

Einen besonderen Reiz bietet das Leben und Treiben der Singalesen an ihren Wohnplätzen, das an Buntheit um so mehr gewinnt, als es sich in einer gewissen primitiven Unschuld zum größten Teile öffentlich abspielt. Da treiben sich vor ihren aus Bambusen und Palmstämmen gefertigten braunen Hütten, über die die Wipfel von Palmen aller Arten, vorherrschend von Kokospalmen, ragen und in welche das Auge des Fremden ungehindert einzudringen vermag, auf der Straße, Männlein, Weiblein und Kinder herum. Beide Geschlechter zeichnen sich durch große Schwatzhaftigkeit aus, eine Erscheinung, die man nicht zu streng verurteilen darf, indem derselbe Fehler in unserem alten Europa nur allzu heimisch ist. Die Kinder sind meist ganz nackt und von reizendem Gliederbau, oft wahre kleine Schönheiten mit blitzenden, schwarzen Augen, glücklich und zufrieden scheinend; denn der Gesichtsausdruck von jung und alt ist ein heiterer, freundlicher. Und warum sollten sie auch nicht glücklich sein? Sorgt doch die gütige Mutter Natur in reichlichem und ausgiebigem Maße für ihre hier so sorglosen Kinder, die sich um ihren Lebensunterhalt kaum zu kümmern brauchen. Was schert sie das Morgen? Was kümmert sie der Kampf ums Dasein, den die anderen da draußen in der Welt

Digitized by Google

ſo rückſichtslos oft führen oder zu führen gezwungen ſind? Die ſchlanke Kokospalme liefert dem genügſamen Singaleſen erfriſchende Milch aus ihrer mächtigen Nuß, die nur vom Baume heruntergeholt zu werden braucht. Die Banane, Musa paradisica, ſpendet ihm in reichem Maße eine ebenſo nährende, als ſchmackhafte Frucht, die ein feines, nur ihr eigenes Aroma beſitzt. Von dieſen Bananen giebt es verſchiedene Arten, die in Stamm, Blatt, Größe und Form etwas differieren. Allen dieſen das Auge durch ihr wunderbar zartes Blattgrün erfreuenden Pflanzen iſt ein allgemeiner Typus eigen: der Blütenſtand ſchiebt ſich aus der mächtigen Blattſcheide hervor und liefert einen mit gurkenähnlichen Früchten beladenen Fruchtſtand, der oft bis 40 Pfund ſchwer iſt und abgeſchlagen, wie eine mächtige Traube, getragen wird. Die Früchte reifen allmählich nach. Sie ſind 7—15 cm lang und werden das ganze Jahr hindurch geerntet. Der Stamm des Baumes iſt 20 bis 30 Fuß hoch.

Der mächtige Brotbaum oder Jakbaum, Artrocarpus integrifolia, mit ſeinen großen, tiefgrünen Blättern giebt gewaltige Früchte, oft bis 25 Pfund ſchwer, deren kaſtanienartige Samen eine wohlſchmeckende Speiſe bilden. Der echte Brotbaum, Artrocarpus incisa, von dem vorigen durch ſeine tiefeingeſchnittenen, fiederſpaltigen Blätter unterſchieden, wird in leichter Weiſe kultiviert und liefert melonenförmige, drei bis vier Pfund ſchwere Früchte, die am Stamme des Baumes maleriſch angeordnet ſind und verſieht den hungrigen Singaleſen während acht bis neun Monaten des Jahres ſo reichlich mit reifen Früchten, daß zwei bis drei Bäume einen Menſchen das ganze Jahr hindurch zu ernähren vermögen. Das Fleiſch der Brotfrucht wird in mannigfacher Weiſe von den Eingeborenen zubereitet. Auch der Feigenbaum, verſchiedene Varietäten von Citronen- und Orangenbäumen, liefern von ſich aus und mühelos reichliche Erträge. Der überall auf Ceylon wachſende prächtige Tamarindenbaum, Tamarindus indica, mit ſeinem Blätterdome, ſo hoch und ſo dicht, daß er den Sonnenſtrahlen

Digitized by Google

den Durchgang wehrt, gewährt dem Eingeborenen Schatten gegen die sengenden Strahlen der Tropensonne und spendet ihm überdies eine wertvolle, säuerliche, wohlschmeckende und Durst löschende Frucht. Auch der Melonenbaum, Carica papaya, mit seinen langgestielten, handförmigen Blättern, an der Spitze des unverästelten Stammes den Fruchtknäuel tragend, bringt begehrte Früchte hervor. Und damit auch das Fleisch auf der Tafel des glücklichen Singalesen nicht fehle, treibt sich eine Varietät unseres lieben Borstentieres, Sus scrofa, in zahlreicher Menge um die Hütten herum. Das Schwänzchen aber ist nicht geringelt, wie bei unseren Schweinen, sondern hängt herab und endigt in eine Art von Quaste, womit das Tier Bewegungen, ähnlich wie unser Rindvieh, ausführt.

Regenschauer störten öfters unsere Betrachtungen. Aber immer wieder brach die Sonne strahlend durch die Wolken und ließ die mit Millionen von Wassertropfen besäten Bäume und Sträucher nur um so effektvoller auf uns wirken.

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!

Schmetterlinge von allen möglichen Farben und Größen flatterten von Blume zu Blume und um die zahlreichen Malvenbäume (Hibiscus) an unserem Wege, deren große, rote und gelbe Blüten farbenprächtig aus dem Grün der Blätter leuchteten. Auf Rasenplätzen, an Lagunen, an letzteren neben schönen Farnbäumen, die mit ihren zarten, hellgrünen, großen Wedeln eine wunderbare Wirkung hervorbringen, wachsen in dichten Gruppen Bambusen, ihre schlanken, oft bis gegen 30 m hohen Stämme im leichten Winde mit knirschendem Geräusch aneinander reibend.

Wir waren wie bezaubert von all' den Eindrücken, die das Auge dem Gehirn übermittelte. Aber noch war uns mancherlei Überraschung aufgespart. Auf unserer Wanderung in diesem Garten der Natur, der uns wie ein Eden vorkam, fiel uns ein gewaltiger Baum auf, unter dessen mächtiger Krone und dem scheinbar vielstämmigen Leibe eine Reihe glücklicher

Digitized by Google

Insulaner der Ruhe pflegten. Es war eine Baniane, Ficus indica, mit glänzendem Blätterschmucke, die aus ihren Zweigen senkrecht abwärts wachsende Luftwurzeln entsendet. Diese befestigen sich im Boden und dienen nun nicht nur als Stütze und Nahrung der mütterlichen Baumkrone, sondern bilden auch ihrerseits wieder eine neue Krone, so daß das Ganze aussieht wie ein Säulenwald. Unter den vielerlei Palmenarten, die hier einheimisch sind, fiel uns außer der alles überragenden Kokospalme durch ihre eigentümliche Form die Schraubenpalme, Pandanus, auf, ein Baum, der auf seinen Luftwurzeln wie auf zahlreichen Stelzen steht.

Unser Weg führte uns durch einen langen Wald stattlicher Kokospalmen (Cocos nucifera), wohl des wichtigsten Tropenbaumes, der durch seinen schlanken, weißlichen und zart gebogenen Stamm mit seiner grünen Federkrone von Wedeln an Schönheit die Dattelpalme mit ihrem schwerfälligen Stamme weit übertrifft. Überall im Schatten dieser Palmen, untermischt mit anderen, bereits angeführten blühenden und Nutzpflanzen, lagen neben zahlreichen, hübschen Häuschen auch viele Hütten der Eingeborenen. Am Ende des Weges, hart am Meere, lag unser Ausflugsziel, Mount Lavinia, ein den Tropen angepaßter, modern aufgeführter Hotelbau, in dem wir uns mit Speise und Trank erquickten, von schwarzhaarigen, kammtragenden, barfüßigen singalesischen Kellnern ebenso lautlos als aufmerksam bedient. Daß auf Ceylon auch die Sperlinge oder Spatzen sich herumtreiben und zwar gerade so frech und keck wie im alten Europa, beobachteten wir bei unserem Mahle: durch die hohen, luftigen Räume flogen die kleinen Burschen über unsere Köpfe weg. In einer Art von Veranda des mit allem modernen Komfort, besonders auch in hygieinischer Beziehung, eingerichteten Hotels standen eine ganze Reihe mächtiger Rohrlehnstühle, auf deren verlängerbaren, bretterbreiten Lehnen die Füße des Europäers im Dolce far niente baumeln oder bequem liegen konnten; praktisch, aber im Anblick unschön. Drei rothemdige, zimmetbraune Singalesen, darunter eine etwas ältere

Digitized by Google

Lady und ein junges Paar von geradezu klassisch schönem Körperbau und feinen, ausdrucksvollen Gesichtszügen, baten uns um Beiträge — für die Heilsarmee! Das rote Hemd mit den bekannten Initialen S. A. war das hauptsächlichste und auffallendste Kleidungsstück ihrer Uniformen, ihr Benehmen übrigens tadellos anständig. Also auch auf dem fernen Ceylon hat die Heilsarmee bereits ihr Lager aufgeschlagen!

Am Fuße unseres auf einem Hügel gelegenen Hotels, das im Hintergrunde und an den beiden Seiten von dichtestem Kokospalmenwald umsäumt war, brandete der indische Ocean. Nach dem Kaffee stiegen wir zu demselben hinab, die feuchtheiße Luft sehr empfindend; wir bewegten uns förmlich in einem Dampfbad, trotzdem wir im allgemeinen von der Sonne direkt nicht viel zu leiden hatten. Reizende Einsiedlerkrebse, Pagurus, die ihren weichhäutigen Hinterleib in leeren Schneckenhäuschen geborgen halten, allerlei Muscheln, die das Meer ans Ufer geworfen, fanden sich, und zwischen den Steinblöcken am Strande jagten wir eine große, auf dem Rücken glänzend rot gefleckte Eidechse, ohne sie jedoch erwischen zu können. Schade, denn wir hätten gern die uns durch ungewöhnliche Größe und Färbung auffallende Lacerte einer näheren Untersuchung unterworfen! Von den auf Ceylon so sehr berüchtigten Blutegeln hatten wir glücklicherweise nichts zu leiden. Auch die sonst so verschrieenen Ameisen benahmen sich sehr rücksichtsvoll — in Singapore aber sollten wir sie später von anderer Seite kennen lernen. Kurz, wir wandelten ungestraft unter Palmen und fuhren gegen Abend mit unserem von einem Pony gezogenen Wägelchen auf der schönen und gut angelegten Straße durch die großartigste Tropenvegetation, die man sich denken kann, zurück nach Colombo.

Rickshas, sonderbare, kleine, zweiräderige Wagen, gewöhnlich nur eine Person aufnehmend, von einem Eingeborenen im Laufschritt gezogen, begegneten uns. Uns dauerten die Leute, die, schweißtriefend, hier die Stelle des Zugtieres versahen; über die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit dieser Vehikel wurden

Digitized by Google

wir später in China praktisch belehrt. Zweiräderige Karren, bespannt mit dem gehöckerten, schlanken und flinken Miniaturochsen, dem Zebu, Bos indica, fuhren erstaunlich geschwind auf der Straße dahin, die überhaupt ein farbiges, bewegtes Bild orientalischen Lebens bot. Da zogen buddhistische Priester des Weges, mit glatt geschorenem Kopfe, in grellgelber Tunika; ihre spitzbübischen Gesichter mißfielen uns am meisten unter allen den verschiedenfarbigen Typen. Indo-Araber mit ihrer gelben, hohen, einer Bischofsmütze ähnlichen Kopfbedeckung, manchmal auch anderweitig farbig beturbant, gingen hochmütig an den freundlichen Singalesen vorbei, unter denen sich schwarze Tamilen herumtrieben. Dazwischen stand ein Eingeborener als Polizist, den roten Fes auf dem Kopfe, blau berockt und behost, aber barfuß. Eine kluge Einrichtung der Engländer ist es, die Einheimischen ihrer Kolonieen in allen Stellungen, das heißt überall da zu verwenden, wo sie eben gut verwendbar sind, natürlich immer unter englischer Kontrolle. So finden wir in Colombo Singalesen u. a. als Polizisten und als Postbeamte, wie denn überhaupt die englische Regierung die alten politischen Einrichtungen, hier wie anderwärts, schonend unter ihre Allgewalt zu stellen weiß. Mit Achtung erfüllte uns auch der ausgezeichnete Unterhalt der Straßen in Colombo und dessen Umgebung, an dem sich manche größere deutsche Stadt ein Beispiel nehmen könnte. Was überhaupt ein richtiger Straßenunterhalt in den Tropen, in einer alles überwuchernden Vegetation, bedeuten will, kann nur der richtig beurteilen, der dieselben selbst gesehen; um so höher aber stellt sich das Verdienst der englischen Verwaltung. Diese hat auch für ausgezeichnete Straßenbeleuchtung in Colombo gesorgt; denn Gas und elektrisches Licht gelangen zur Verwendung. Kiplings stolzes Wort: „What does he know of England, who only England knows?“ Was weiß der von England, der nur England kennt? fanden wir angesichts des uns auf Ceylon so deutlich gegenübertretenden kolonisatorischen Talentes der Engländer voll und ganz berechtigt.

Digitized by Google

Mit einbrechender Dunkelheit kamen wir auf unseren Dampfer zurück, der durch die Aufnahme von Kohlen in einer Weise berußt war, wie vor- und nachher nie mehr. Um 7 Uhr schon lichtete die „Karlsruhe" die Anker. Die See ging unter dem Einflusse des stärker wehenden Südwest-Monsuns ziemlich hoch, so daß Colombo mit seinen vielen Lichtern, von weitem gesehen, auf den Wogen zu tanzen schien. Südostwärts, West-Australien zu, ging unser Kurs. Immer mehr und mehr versank das hellbeleuchtete Colombo hinter uns in der Nacht; aber in der Erinnerung wird es uns unvergeßlich bleiben.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Nach West-Australien.

Glorreiches Meer! befruchtend, jauchzend, klagend,
So flutest du dahin durch alle Zonen,
Unendlich, unerschöpflich, unbezwungen,
Entfesselt, ohne Ruhe, ewig drängend,
Und doch wie eine Thräne, lichtdurchdrungen
Dich an das goldne Netz der Sterne hängend,
Oft freudestrahlend, oft in stiller Trauer —
Du hast der Menschen Heimat eng umschlossen,
Du hast in unsrer Mutter Brust gegossen
Des Lebens Odem, der Vernichtung Schauer.
(Dranmor.)

Trübe, feuchte, regnerische Tage folgten unserer Abfahrt von Ceylon. Der Indische Ocean, der sich uns bisher so nachsichtig gezeigt hatte, wurde, aufgeregt durch den Monsun, höchst ungebärdig und brachte uns eine hohe See, an die wir uns erst wieder gewöhnen mußten. Die warme, feuchte, mit Wasserdampf vollständig gesättigte Luft machte sich in unangenehmer Weise fühlbar. Alles wurde mehr oder weniger naß; Metallgegenstände rosteten, Kleidungsstücke überzogen sich mit Schimmelpilzen; ja, sogar das Briefpapier wurde von dieser allgemeinen Feuchtigkeit angesteckt. In den Kabinen, die auf unserem Schiffe der Mehrzahl nach auf Oberdeck lagen, herrschte ein gewisser Luftmangel, noch gesteigert durch das Schließen der Luken — eine Maßregel, die sich infolge des hohen Seeganges vollständig rechtfertigte; denn sehr zu unserem Nachteile sollten wir die Nichtbeobachtung dieser Anordnung an uns selbst erfahren.

Als ich nämlich am Morgen nach unserer Abfahrt von Colombo nur für einen Augenblick die Luke öffnete, um frische Luft in die heiße Kabine zu lassen, da wälzte sich eine mäch-

Digitized by Google

tige Woge heran; dunkel wurde es in unserem Zimmer, und durch das offene Fenster drang in dasselbe eine Wassermasse mit ungeheurem Druck. Im Nu war alles unter Wasser. Schuhe, Hutschachteln, Weißzeug, Handkoffer, alles schwamm im schmutzigen Salzwasser, das nur zu reichlich die Residuen des gestrigen Kohlens enthielt. Ich rettete in Eile, was zu retten war; aber das Bild der Verwüstung war derart, daß ich zuerst in hellen Zorn über die eigene Unvorsichtigkeit entbrannte, nachher aber gute Miene zum bösen Spiele machte. Hilfe war rasch zur Stelle. In Kübeln wurde das Wasser von den unermüdlichen Stewards aus der Kabine geschöpft; aber der Schaden war für uns um so empfindlicher, als manche der vom Meerwasser durchnäßten Gegenstände lange nicht mehr trocknen wollten und zum Teil völlig unbrauchbar geworden waren.

Am Sonntag, den 29. April, passierten wir den Äquator gegen 12 Uhr mittags. Früher wurde bei diesem Anlasse viel Ulk auf den Schiffen getrieben, und die Passagiere, die zum erstenmale über die Linie fuhren, mußten sich die „Taufe" gefallen lassen. Wir waren froh, daß auf unserer „Karlsruhe" sich dieser Übergang auf die andere Hemisphäre ohne Spektakel vollzog.

Häufige Regengüsse, die zuweilen in wahre Platzregen übergingen, machten die Tage und den Aufenthalt auf Deck nicht angenehm.

Unsere bereits erwähnten Bremer Cigarrenarbeiter feierten als brave Sozialisten, als die sie sich schon zu Anfang der Reise aufgespielt hatten, gleich ihren Brüdern am Lande, den 1. Mai auf hoher See. Die schweren Wogen, das trübe, regnerische Wetter, die feuchte, schwere Luft thaten ihrer Feier wenig Abbruch. Sie sangen ihre Lieder, hatten sogar ihre Festrede und am Abend ihre deklamatorischen Vorträge.

Das anhaltend schlechte Wetter wirkte jedoch verstimmend. Der Magen rebellierte. Die viel zu reiche, nach englischer Art geführte Küche fing nachgerade an, uns widerwärtig zu werden.

Digitized by Google

Dabei verschob sich die tägliche Zeit der Mahlzeiten, so daß wir sehr regelmäßig unregelmäßig lebten. Durch das Fortschreiten von Meridian zu Meridian entsteht nämlich jeden Tag eine bedeutende Zeitdifferenz. Am 2. Mai betrug dieselbe gegenüber der mitteleuropäischen Zeit bereits fünf Stunden. Wenn wir also an Bord frühstückten, so war es daheim in Deutschland erst etwa drei Uhr morgens. Wir fuhren aber immer weiter nach Südosten, und schon am nächsten Morgen war die Frühstückszeit wieder um eine Viertelstunde früher. Wenn es dann in den Breitegraden, die unser Schiff schnitt, Nacht wurde, wenn wir zum Abendbrot gingen, dann schien die liebe Sonne noch in der Heimat und es wurde dort vielleicht eben Kaffee getrunken. Diese täglich sich ändernden Zeitverhältnisse, diese natürliche Unregelmäßigkeit im Essen ist es, die sich einem empfindlichen Magen unangenehm fühlbar macht. Wie gerne würden wir für allen Reichtum unserer Tafel ein gutes, einfaches, bürgerliches Essen eingetauscht haben!

Und schließlich wird die schönste Reise ermüdend, wenn sie — zu lange dauert! Diese Empfindung in mehr oder weniger ausgesprochener und zur Schau getragener Weise hatte die Mehrzahl der Passagiere; das Gespenst der Langenweile ließ sich immer weniger mehr bannen; jedermann freute sich darauf, in wenigen Tagen australischen Boden betreten und wieder eine Abwechslung in die Monotonie des täglichen Einerleis bringen zu können. Unter dieser Monotonie schienen auch die Engländer zu leiden. Obgleich ihre Anzahl wahrlich groß genug war, so genügten sie sich gegenseitig doch nicht mehr zu ihrer Unterhaltung, sondern sie holten zu ihren Kartenspielen Landsleute aus der zweiten Klasse herüber. Der so wie so nicht allzugroße Raum im Rauchzimmer wurde für uns Deutsche oft derartig beschränkt, daß wir keinen Platz mehr finden konnten. Wir halfen uns aber in ruhiger, einfacher Weise, indem wir künftighin unsere Plätze für den Abend rechtzeitig belegten; denn auf dem Promenadendeck fing es abends bereits an, recht kühl zu werden. Zwar waren wir noch im eigentlichen Tropen-

Digitized by Google

gürtel, am 5. Mai z. B. auf dem 21° 58′ südlicher Breite und auf dem 105° 16′ östlicher Länge; aber wir merkten schon den Herbst auf der südlichen Halbkugel.

Heute, am 5. Mai, scheint der Himmel zum erstenmale ein Einsehen zu haben und sich endlich aufhellen zu wollen. Die Lufttemperatur ist, sehr zu unserer Freude, auf 23° gesunken; das Wasser aber hat noch 26° und beweist somit die Richtigkeit des allbekannten Satzes, daß das Wasser, einmal erwärmt, bestrebt ist, die Wärme festzuhalten und sie nur langsam, nach und nach, abzugeben. Dies konnten wir, bis nach Sydney hinauf, durch tägliche Messungen konstatieren, wobei stets höhere Temperaturen des Meeres, als der Luft, gefunden wurden. Der Unterschied betrug durchschnittlich 3° zu Gunsten des Wassers.

Mit dem Rückgange der feuchten Wärme kommt die trockenere Luft allmählich wieder zur Geltung. Wir nähern uns immer mehr dem Wendekreis des Krebses, den wir heute Abend passieren. Nicht nur Mond und Sterne, auch die Sonne zeigt uns, daß wir uns auf der südlichen Halbkugel befinden; denn mittags sehen wir sie nicht, wie bei uns, im Süden, sondern etwas gegen Norden gewendet; das wird, je weiter wir nach Süden kommen, um so deutlicher hervortreten. Auch der Mond verdient hier nicht den Vorwurf, der ihm schon im grauen Altertum gemacht wurde:

Luna mendax: si decrescit, crescit, si autem crescit, decrescit.

Bekanntlich beschreibt er auf der nördlichen Halbkugel bei seiner Zunahme ein ☽, bei seiner Abnahme aber ein ☾. Auf der südlichen Halbkugel aber, wo wir ihn unter einem anderen Gesichtswinkel zu sehen bekommen, liegt die Erscheinung gerade umgekehrt. Diese Beobachtung von dem veränderten Stande des Mondes und der Sonne hatten übrigens schon die alten Phönizier bei ihrer Umschiffung Afrikas gemacht. Sie führten die gefahrvolle Reise auf Befehl des ägyptischen Königs Necho (610—595 v. Chr.) aus, der schon den Plan eines Durchstiches des Isthmus von Suez gefaßt hatte! Ihre diesbezüglichen Erzählungen wurden durch mündliche Überlieferung Herodot,

Digitized by Google

dem großen Historiker des Altertums, dem „Vater der Geschichte", bekannt, der sie aufgriff, in seinem berühmten Geschichtswerke verwertete, aber mit der Bemerkung versah, daß die merkwürdigen astronomischen Angaben der Phönizier ein weiterer Beweis für deren Lügenhaftigkeit seien. Aber gerade diese Angaben sind es, die uns heute den unwiderleglichen Beweis liefern, daß die kühnen phönizischen Seeleute wirklich diese für die damalige Zeit ganz unerhörte Leistung einer Umschiffung Afrikas vollbracht haben, die heute noch unser Erstaunen hervorruft.

Interessantes haben wir heute auf der Kommandobrücke gesehen. Kapitän Öffelmann gestattete uns in freundlicher Weise das Navigationszimmer zu betreten, erklärte uns die Zeitbestimmungen, die Bestimmung desjenigen Längen- und Breitegrades, worauf sich das Schiff gerade befindet und zeigte uns die mitgenommenen Chronometer und Schiffskarten. Auf der Brücke kann man durch ein mit verschiedenfarbigen Gläsern versehenes Instrument, eine Art Spiegelteleskop, die Sonne durch Spiegelung am Horizont statt im Zenith erblicken. Mittelst dieses Instrumentes wird nun täglich, das heißt, wenn eben die Sonne scheint, die wirkliche Mittagszeit bestimmt. Man holt sich also die Sonne, bevor sie die Zenithstellung erreicht, an den Horizont förmlich herunter und beobachtet nun den Moment, wo sie am Horizont zu verschwinden beginnt. Dies ist der Augenblick ihrer höchsten Kulmination — es ist Punkt zwölf Uhr, diejenige Zeit, nach der allein ein Schiff auf dem Meere sich richtet. An dem Instrumente ist ein Gradmesser oder eine Art Skala angebracht, die die Anwendung desselben auch Stunden vorher gestattet. Die Höhe des auf derselben angegebenen, durch entsprechende Instrumenteinstellung erhaltenen Winkelabstandes oder die Differenz des Sonnenwinkels zur Zenithstellung erlaubt, letztere genau zu berechnen oder auch jeweils nach dem Stand der Sonne z. B. die entsprechende vormittägliche Zeit anzugeben.

Das Interessanteste aber war der Kompaß, der uns durch

Digitized by Google

den ersten Offizier, Herrn Stelling, erklärt wurde. Dieser Kompaß hängt in einem Messingring, an Messingketten, weil Messing die Magnetnadel weniger stark beeinflußt als andere Metalle — vielleicht weil Legierung(?) — und hat sechs miteinander parallel laufende Magnetnadeln. Seidenfäden sind darüber gespannt, und sogar die papierne Windrose, die unter den Nadeln liegt, ist mit vielen Einschnitten versehen, damit das Instrument jeder Bewegung des schwankenden Schiffes nachgeben kann und die Magnetnadel auf kein Hindernis stößt. Zu beiden Seiten des Kompasses sind starke Magnete, Eisenkugeln, angebracht, die die Wirkung anderer Metalle auf dem Schiffe neutralisieren müssen. Nicht nur der eiserne Schiffskörper selbst wirkt ablenkend auf die Nadeln ein, sondern auch die gewaltige Maschine, sowie die Drahtleitung für das elektrische Licht, überhaupt alles Metall, beeinflußt dieselben (Deviation). Dazu kommt noch die natürliche Anziehung der magnetischen Erdpole, die sich je nach Ort und Stand des Schiffes auf dem Kompasse in mehr oder weniger starker Ablenkung der Nadeln äußert. Diese Einwirkung wird in sinnreichster Weise ausgeglichen durch Magnete, die sich in einem verschlossenen Kasten unterhalb des Kompasses befinden und je nach dem Grade und Umfange dieser Einwirkung verschoben werden können. In unmittelbarer Nähe des Kompasses befindet sich die Schiffssteuerung, die von hier aus (Kommandobrücke) mit Hilfe einer besonderen Dampfmaschine das gewaltige Schiff leicht zu lenken gestattet. Für diese Steuerung genügt ein einzelner Mann, der ohne besondere Kraftanstrengung das kleine, messingbeschlagene Rad in der nervigen Faust hält. Sollte der Kompaß auf der Brücke einmal den Dienst versagen, so sind noch mehrere Ersatzinstrumente da. Eines derselben, das auf Glycerin schwimmt (Fluid-Kompaß), befindet sich vor dem gewaltigen Doppelrad, mit dem das Schiff, falls die Dampfsteuerung versagen sollte, gelenkt werden kann. In diesem Falle aber genügt die Kraft eines einzelnen Steuermannes nicht mehr, sondern es bedarf bei Schiffen von dem Umfange unserer

Digitized by Google

„Karlsruhe" mehrerer kräftiger Männer, um das Rad zu führen. Ein solches Schiff ist mit allen nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln gegen die verschiedensten Vorkommnisse versehen.

Der Abend brachte uns einen klaren, prachtvollen Sternenhimmel. Das südliche Kreuz, das noch vor kurzer Zeit für uns nur tief am Horizont zu erblicken gewesen, näherte sich bereits seinem Zenith. Das Sternbild des großen Hundes mit dem leuchtenden Sirius, sowie dasjenige des Skorpions, in dem Antares funkelte, zeigten sich in auffallend glänzendem Lichte. Venus, die uns hier in diesen Breitegraden förmlich näher gerückt schien, ging frühzeitig am nordwestlichen Himmel unter; dafür aber stieg später Jupiter am nächtlichen Firmamente auf, dem bald der kleinere, rötlich schimmernde Mars folgte. Wir betrachteten von der Kommandobrücke aus, die uns einen weiten Überblick gewährte, das wunderbar schöne Sternenzelt des südlichen Himmels. Orion, das bekannte Sternbild des Stabes, sank bald nach Venus ins Meer. Dafür aber blieb Spica in der Jungfrau, Vega und manch anderer glänzender Fixstern stundenlang sichtbar, und den oft gehörten Ausspruch, daß der südliche Sternenhimmel dem nördlichen an Schönheit weit nachstehe, fanden wir, wenigstens in dieser Nacht, nicht gerechtfertigt. Besonders interessant war Jupiter, von dessen vier Monden zwei durch das Fernrohr deutlich wahrnehmbar waren. Wunderschön war spät abends die blutigrote Mondsichel, die, tief am Horizonte zum Untergang geneigt, auf dem Wasser zu schwimmen schien.

Am Dienstag, den 8. Mai, nach einer klaren, kühlen Nacht, erblickten wir zum erstenmale, im Lichte der aufgehenden Sonne, die Küste West-Australiens. Scharf hoben sich die Umrisse des fernen Landes am wolkenlosen Morgenhimmel ab; die Leuchtfeuer brannten noch, und der Gesamteindruck, den wir aus der Ferne empfingen, war ein so eigentümlicher, fremdartiger, daß wir in der Erinnerung keinen Vergleich für ihn finden konnten. Ein grüner Küstensaum zeigte sich dem Auge, hinter dem hügelartiges Bergland immer mehr zum Vorschein kam. Wir waren

Digitized by Google

auf der Höhe von Fremantle, in deſſen neugeſchaffene Hafenanlagen, an denen immer noch gewaltig gearbeitet wird, wir mit Hilfe des inzwiſchen an Bord gekommenen Lotſen einliefen.

Fremantle.

(32° 03′ ſüdlicher Breite, 115° 45′ öſtlicher Länge.)

Unſere „Karlsruhe“ wurde längsſeits des Pier, eine Art langen Ladequais, gelegt, an welchen die Schienen der Eiſenbahn heranführten. Das Schiff konnte ſomit in aller Bequemlichkeit ſeine Ladung mittelſt der eigenen Dampfkrahnen direkt in die auf dem Pier ſtehenden Frachtwagen herunterbefördern. Für die Paſſagiere ſelbſt iſt es auch angenehmer, an einem ſolchen Pier zu liegen: man braucht nur über eine herübergelegte Brücke zu gehen und iſt auf dem Lande. Die Bootfahrt vom Schiff ans Land, die für den freien Verkehr ebenſo hemmend, als meiſt auch koſtſpielig iſt, fällt weg.

So ſtanden wir denn in aller Frühe ſchon auf dem ſandigen Boden Weſt-Auſtraliens. Über uns wölbte ſich tiefblau der Himmel; die Sonne brannte ganz empfindlich warm hernieder, und obgleich es hier Wintersanfang war — unſerem November entſprechend — war die Temperatur ungefähr wie bei uns diejenige eines warmen Julitages. Wie mag's da wohl erſt im Sommer ſein? dachten wir. Unſere Italiener verließen uns ſofort nach der Ankunft mit ihrem beſcheidenen Beſitze und zogen in hellen Haufen fröhlich ab, beſſerem Leben und Glücke zu. Von Zollplackereien keine Spur! Am Hafen war ein lebhaftes Gedränge, lag doch vor uns ein engliſcher Transportdampfer, der im Laufe des Tages die nach und nach eintreffenden verſchiedenen weſt-auſtraliſchen Militärkontingente, Pferde und dergleichen mehr für Afrika, für den Krieg in Transvaal, aufnehmen ſollte. Eine ſolche Gelegenheit benützt aber der leichtlebige Auſtralier gerne zur Veranſtaltung eines „Holyday“, wovon wir uns ſpäter, bei anderen Anläſſen, noch

Digitized by Google

manchmal selbst überzeugen konnten. Kurz, viel festlich Volk trieb sich neben arbeitenden Hafenleuten um uns herum.

Der Eindruck des Neuen, Unvollendeten, den Fremantle vom Schiffe aus auf uns gemacht hatte, wurde beim Durchwandern der Straßen noch verstärkt. Wir kamen eben mit europäischen Ansichten bezüglich städtischer Verhältnisse nach Australien und waren natürlich sehr, aber auch sehr, enttäuscht. Aber nur im Anfange. Zu dieser Enttäuschung mag auch sehr beeinflussend die dürftige, fast trostlose Vegetation in und um Fremantle beigetragen haben, die nahezu einen wüstenartigen Charakter besitzt: auf dem Sandboden nichts als niederes Gestrüpp, Busch, einzelne Eukalyptusbäume und da und dort einige kultivierte Pflanzen, darunter stattliche Exemplare von Ficus elastica. Dies war das Fremantle in der unmittelbaren Nähe unserer „Karlsruhe". Immerhin aber mußten wir uns gestehen, daß das, was uns so fremd, so wenig anziehend gegenübertrat, auf unsere Bewunderung mit allem Rechte Anspruch machen durfte. Schon die Schaffung des Hafens an einer Küste, deren ganze westliche Länge keinen natürlichen, gesicherten Ankerplatz für größere Schiffe aufweist, ist eine ganz bedeutende Leistung. Ein Leuchtturm wirft sein Konstantlicht 16 Meilen weit sichtbar hinaus aufs Meer. Für die Hafenarbeiten und den weiteren Ausbau des Hafens, der noch im Gange ist, wurde eine Anleihe von 525 000 Pfund Sterling aufgetrieben. Wer sollte nicht vor solchen Anstrengungen zur Hebung einer Stadt Achtung empfinden? Wir hatten im ersten Augenblick vergessen, daß wir einer jungen Gründung gegenüberstanden, einem künftigen Riesen noch in den Kinderschuhen.

Die Stadt mit breiten Straßen, aber meist niederen, einstöckigen Häusern, hat ein Stadthaus (Town Hall) mit Glockenturm, eine stattliche Post, eine Reihe von Kirchen für alle möglichen Glaubensbekenntnisse, Schulen, Banken aller Art, Hotels und sogar auch eine Irrenanstalt. Gas beleuchtet die Stadt, die durch eine Eisenbahn, auf der auffallend schmucke Waggons rollen, mit Perth verbunden ist. Eine genügende Versorgung

Digitized by Google

der Stadt mit Wasser, dieses ersten Haupterfordernisses gedeihlicher Entwicklung, ist ebenfalls durchgeführt. An Freimaurerhallen fehlt es in Fremantle so wenig wie an den übrigen Orten Australiens. Oberhalb Fremantle, im Norden, fließt der Swan River in den Indischen Ocean. Mit etwelcher selbstgefälliger Übertreibung wird er von den Kolonisten „der australische Rhein" genannt. Er bildet bei Fremantle einen Creek, das heißt eine Art Meeresarm mit Brackwasser, der durch eine stattliche 954 Fuß lange und 46,5 Fuß breite Holzbrücke überspannt wird. Eine ebenfalls aus Holz konstruierte Eisenbahnbrücke führt über den Strom, dessen Ufer mit Busch und Eukalyptusbäumen bestanden sind. Um Fremantle herum liegen eine Reihe von Vororten, die neben sauberen Straßen mitunter sehr hübsche Cottages in freundlicher, gartenartiger Umgebung aufweisen. Die Gesamtbevölkerung der Stadt mit Umgebung beträgt ungefähr 17 000 Seelen.

Neben dem Handel mit allen möglichen Produkten ist in der eigentlichen City auch der Industrie ein Feld eingeräumt: da giebt es eine Eisengießerei, Dampfmühlen, eine Seifen- und eine Schuhfabrik, eine Gerberei und so weiter. Auch eine Zeitung erscheint in Fremantle. Während wir so durch die Stadt wanderten, zogen, teils hoch zu Roß, teils zu Fuß, unter klingendem Spiele Truppen ein, denen die Züge am Mittag noch mehr Mannschaften zuführten. Es waren junge, kräftige Männer, die übers Meer in einen Krieg geführt werden sollten, der Englands Ansehen in der Welt so sehr Abbruch gethan; — uns dauerten die Leute. Unter den Zuschauern des militärischen Lebens und Treibens befand sich auch ein Paar Australneger, Mann und Weib, schwarze, häßliche Gestalten mit dicken Köpfen, großem Unterkiefer und dicken, aufgeworfenen Oberlippen. Bekleidet waren sie nach europäischer Art, in der sie sich sonderbar genug ausnahmen.

Daß das „himmlische Reich" mit seinen gelben Söhnen hier ebenfalls vertreten ist, zeigten die verschiedenen Greengrocers, Gemüsehändler, die größtenteils chinesischer Provenienz

Digitized by Google

waren. Der Eindruck, den die eigentliche australisch-englische Bevölkerung auf uns machte, war kein unsympathischer. Auffallend waren nur die jungen, an der Grenze nach oben zu angelangten Mädchen, die frühreif, sehr keck und selbstbewußt auftraten und die Bescheidenheit als schmückende Tugend nicht zu kennen schienen. Aber wir gewöhnten uns später auch an diese neue Erscheinung, wie an so manche andere, und fanden eine Erklärung hierfür in der in Australien überhaupt bevorzugten Stellung des weiblichen Geschlechts.

Nachdem wir in Fremantle genügend Umschau gehalten, wandten wir uns dem Bahnhofe zu, um nach Perth zu fahren. Der Bahnhof liegt in unmittelbarer Nähe des Hafens, ist ein hohes, luftiges Gebäude und hat einen äußerst regen Verkehr. Militär kam gerade an, außerhalb der Station von rotberockter Militärmusik erwartet. Die Leute selbst, in Khaki-Uniform, die bequeme englische Mütze mit den flatternden Bändern auf dem Kopfe, waren, wie die am Morgen gesehenen, durchwegs stattliche, saubere Gestalten. Wir lösten unsere „Tickets", erhielten Einlaß zum Perron und bestiegen den Zug — direkt vom Bahnsteig aus in den Wagen. Da braucht es kein Klettern auf enormen Trittbrettern, wie bei uns; der Bahnsteig ist überall in der Höhe des Coupés — eine ebenso bequeme als praktische Einrichtung. Und was die Einrichtung der Wagen anbelangt, so ist dieselbe ebenso elegant als gesundheitlich empfehlungswert: Lederpolster, breite Sitze, luftige, hohe, lichtreiche Räume. Kein Schreien, kein Lärmen! Alles geht rasch und ruhig zu. Kein Abrufen der Stationen; sehe jeder, wie er's treibe! Das Publikum bewegt sich dort mit einer Selbständigkeit, die uns sehr gefiel, und die man bei uns leider noch vielfach vermißt.

An einer Reihe von Stationen vorbei, mit kurzem Halt, flog unser Zug, zuerst hinüber über den Swan River, dann durch Busch und Eukalyptuswald, in deren Lichtungen zahlreiche Häuschen versteckt lagen, vorbei an schönen, sauberen Straßen, nach der Metropole West-Australiens, die wir nach

Digitized by Google

einer Fahrt von etwa fünfzig Minuten erreichten. Wir fuhren in ein schönes, rotes Backsteingebäude, den Hauptbahnhof von Perth, ein.

Perth.

(31° 57′ südlicher Breite, 115° 53′ östlicher Länge.)

Perth, die Hauptstadt West-Australiens, etwas nördlicher als Fremantle, am Swan River sehr hübsch gelegen, hat mit

Perth, Hauptstadt von West-Australien, am Swan River.

den Vororten eine Gesamtbevölkerung von gegen 40 000 Seelen. Für diese relativ kleine Einwohnerzahl bedeckt Perth einen bedeutenden Flächenraum, wie übrigens alle australischen Städte, die ich sah; denn da es in denselben glücklicherweise wenige oder gar keine Mietskasernen giebt, jedermann aber, wenn irgend möglich, in einem Häuschen für sich wohnen will, so streckt sich solch eine australische Stadt gewaltig in Länge und Breite. „Wie ein Mensch wohnt, so ist er," ist ein altes,

Digitized by Google

bekanntes Wort; ich aber finde, daß das Streben der angelsächsischen Rasse, ein eigenes Heim, allein für sich und seine Familie zu haben, eine weitere Ursache für das so ausgeprägte Selbstgefühl und Gleichheitsgefühl ist, das unsere englischen Vettern auszeichnet. Und wie sehr der moralische Wert eines Menschen durch einen eigenen Besitz gehoben wird, sei derselbe auch noch so klein und bescheiden, weiß nur der, der einen solchen gehabt. „My house is my castle“ — wenn dieser Satz irgendwo in der Welt in allgemeinster Weise durchgeführt ist, so ist es in Australien.

Da betreten wir eine Stadt, wenn auch nicht die jüngste, so doch die kleinste der australischen Metropolen. Aber sie versteht zu imponieren! Nahe ihrem Herzen liegt die Public Recreation, ein öffentlicher Garten, ein großer, schöner Park, wie ihn manche bedeutende Stadt Europas nicht schöner aufzuweisen hat. Es ist Herbst. Mittel-Europas Bäume, hieher verpflanzt, lassen das Laub fallen. Eiche, Buche und Esche sehen mit ihren herbstlichen Blättern trübsinnig aus in der sonst so grünen Gesellschaft australischer Bäume und sonstiger Gewächse des Südens, wie Araucarien, Ficus-Arten, Palmen, neben den bekannten Pinien, Cypressen und Feigen-Kakteen. Blumen blühen überall, und prächtige Astern in allen Farbentönen erfreuen das Auge. Und dabei besitzt Perth auch noch andere öffentliche Gärten und ist im Begriffe, einen Park von riesigen Dimensionen anzulegen. In unmittelbarer Nähe genannten Gartens breitet der Swan River sich wie ein See aus, der auf seinen Seiten von bewaldeten Höhenzügen eingerahmt ist. Sportshäuschen am Ufer fehlen nicht. Ein malerisches Bild!

Perth, das erst im Jahre 1880 als City erklärt wurde, — eine Stadtverwaltung wurde 1856 eingesetzt, — besitzt breite Straßen, gute, ebenfalls breite, oft überdachte Bürgersteige und wird zum Teil von elektrischen Trams durchzogen. Die Altstadt (City) ist mit elektrischem Lichte beleuchtet, hat eine Menge schöner Läden und imposanter öffentlicher Gebäude, wie z. B.

Digitized by Google

das Stadthaus, das Parlamentsgebäude, Post und Telegraph, Kirchen verschiedener Religionsbekenntnisse, darunter eine Synagoge, Schulen, Banken, ein Hospital, eine öffentliche Lesehalle, eine Münze, ein Museum mit Kunstgalerie, eine Musikhalle und zahlreiche Hotels. Erwähnenswert sind noch das neue Gouverneurshaus und der Polizei- und Gerichtshof. Die meisten der wirklich stattlichen Gebäude sind massiv von Stein oder Backstein aufgeführt. Auch an Zeitungen, die am Platze erscheinen, ist kein Mangel.

Daß die Stadt weitgehende Wasserversorgung hat, ist ebenfalls hervorzuheben. Allerdings geht man mit diesem edlen Naß in Australien sehr sparsam um, und öffentliche Brunnen, wie sie unsere Städte schmücken und viel Wasser unnütz fließen lassen, findet man in Australien nicht; da wird womöglich jeder Tropfen gespart; denn der ganze Kontinent hat keinen Überfluß daran.

Das Straßenbild Perths ist ein sehr belebtes, reges, dem Charakter der australischen Bevölkerung entsprechend. Aber trotzdem standen wir unter dem Banne einer gewissen Unbehaglichkeit, hervorgerufen durch das Ungewohnte solch fremdartiger Eindrücke. Es wollte uns manches nicht einleuchten, die wir eben noch an europäische und an deutsche Zustände zu sehr gewöhnt waren: schöne Häuser in den Straßen neben oft recht primitiven Behausungen, hochelegante Läden neben dem gegenteiligen Seitenstücke, Kultur neben Unkultur. Dieses Unbehagen schwand im Laufe der Zeit; dieses erste Empfinden wich später immer mehr und mehr einer richtigeren Beurteilung und aufrichtiger Achtung in dem Maße, als wir Land, Leute, deren Thatkraft und Entwicklungsgeschichte näher kennen lernten.

Reizende Cottages, kleine, zierlich gebaute, nur aus dem Erdgeschoß bestehende Häuschen, von einem kleinen Garten umgeben, in dem wir zum erstenmale öfters dem Pfefferbaume, Schinus molle, mit seinen zarten, hellgrünen, gefiederten Blättern begegneten, trafen wir besonders im westlichen Perth an.

Digitized by Google

Wir waren schließlich vor lauter Umherschlendern und Beobachten müde und auch durstig geworden. In einen sogenannten Bar — Stehschenke — wollten wir nicht eintreten. Wir stöberten schließlich eine Art kleiner Gartenwirtschaft auf der Rückseite eines nach vorn sehr einladend aussehenden Hotels auf. Das war nun ein Unicum einer Gartenwirtschaft: die Landschaft war an die hohen Mauern gemalt; Bäume waren in diesem Garten oder, besser gesagt, Hofe, nicht vorhanden; dafür kletterte ein frecher Affe an einer Kette außerhalb seines Käfigs auf und ab, und die Stühle schienen einer großväterlichen Behausung oder einer Kinderstube entnommen zu sein, in einem solchen Zustande waren sie zum Teil. Doch wir waren zufrieden, unsere müden Glieder wenigstens etwas ausruhen und dabei doch in der frischen Luft sitzen zu können. Im übrigen nahmen wir die Lage, wie sie war, nicht wie wir sie gerne haben wollten und lachten herzlich über unsere sonderbare Umgebung — eben etwas hinterwäldlich.

Der Abendzug brachte uns nach Fremantle und auf unser Schiff zurück. Dort wurde uns noch zum Schlusse des Tages eine angenehme Überraschung bereitet, indem wir herrliches west-australisches Obst — Birnen, Äpfel und Trauben, deren Beeren so groß wie Kirschen waren — zu kosten bekamen. Eine solche Schönheit und Güte der Früchte hätten wir in dem als „öde" verschrieenen Lande wahrlich nicht vermutet.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Nach Süd-Auſtralien und Victoria.

Spurlos iſt der Ocean,
Überall und nirgends Bahn;
Kalt ſchlägt die Welle, kalt und leer,
Ans volle, warme Herz heran;
Wohin du lugſt — ein Strich — nichts mehr, —
Kalt, mein Junge, iſt der Ocean!
Einſam die See!

(Scherenberg.)

Seit Tagen wieder auf wogender, blauer See! Klarer wird der Himmel, kühler, friſcher weht die durchſichtige Luft, und wir fangen bereits an, bei Temperaturen zu frieren, die bei uns noch als warm gelten (18°); ſo ſind wir durch die Tropen und die Hitze der letzten Wochen verwöhnt und empfindlich gemacht worden. Wir ſind auf dem 35° 22′ ſüdlicher Breite und dem 120° 42′ öſtlicher Länge (10. Mai) und ſchwimmen im berüchtigten großen Auſtralgolfe, der ſonſt ſo ſtürmiſch ſein ſoll, ſich aber gegenwärtig ganz anſtändig anläßt. Cape Leeuwin, die ſüdweſtlichſte Ecke Weſt-Auſtraliens, umfuhren wir geſtern. Leuchttürme und Signalſtation auf felſigem Vorſprung hoben ſich freundlich aus dem Grün des Buſches. In Fremantle haben wir noch ſiebenzehn Paſſagiere erſter Klaſſe — alles Engländer — an Bord bekommen, die trotz leichter See größtenteils noch immer ſeekrank in den Kabinen liegen.

Mächtige Sturmvögel, vor allem die der ſüdlichen Halbkugel eigenen Albatroſſe (Diomedea exulans), fliegen um unſer Schiff. Ein eigenartig gekrümmter, großer, gelber Schnabel, ähnlich dem einer Löffelgans, ſchmückt den dicken Kopf, der auf einem kurzen Halſe ſitzt. Der große, bis zu 1 m lange Körper

Digitized by Google

Körper wird von tiefbraunen, mit Silberweiß durchsetzten Flügeln in leichtem, elegantem Fluge über die Wogen getragen, wobei es wunderbar anzusehen ist, wie die großen Tiere, deren Flügelspannweite oft über 3 m beträgt, sich dem Rhythmus der Meereswogen anpassen und, scheinbar über dem Wasser schwebend, doch nicht in dasselbe eintauchen. Sie kommen oft unserem Schiffe so nahe, daß man sie beinahe mit den Händen greifen könnte. Diese Vögel bleiben nun unsere treuen Begleiter bis zum Ende unserer Reise an der östlichen Küste Australiens.

Auch Wale tummelten sich im Meere. Es waren Pottwale (Physeter macrocephalus), 25—30 m lange Ungeheuer, die sich durch den Wasserdampf und die mächtigen Wasserstrahlen verrieten, die sie fontänenartig aus ihren Nasenlöchern hervorstießen, wobei dann jeweils der Kopf dieser Kolosse aus dem Meere emportauchte; müssen doch diese Riesensäugetiere, bei denen allein ein Drittel ihrer Länge auf den Kopf fällt, von Zeit zu Zeit an die Meeresoberfläche kommen, um Luft zu schnappen. Sie leben gesellig; denn stets waren ihrer mehrere beisammen. Sie nehmen an Zahl durch die auf sie betriebene rücksichtslose Jagd sehr ab, was um so mehr zu bedauern ist, als diese Tiere sehr nützlich sind. In ihren Schädelkammern ist ein flüssiges Fett enthalten, das an der Luft erstarrt (Walrat, Spermaceti). Außerdem liefern sie Thran und ein Sekretionsprodukt, die Ambra. So ist überall Leben und Bewegung, wohin man sieht, und für den denkenden, die Augen offen haltenden Menschen giebt es fortwährend Anregung, auch auf einem relativ kleinen, schwimmenden Hause im südlichen Teile des Indischen Oceans.

Noch zwei Tage und wir fahren durch die Investigator's Strait in den Golf von St. Vincent, an dessen östlichem Ufer unser nächstes Ziel, Port Adelaide, der Hafen der gleichnamigen Hauptstadt Süd-Australiens, liegt.

Am Sonntag, den 13. Mai, morgens früh, werfen wir auf der Reede von Adelaide Anker. Das hier seichte Wasser gestattet uns nicht, nahe ans Ufer zu fahren; wir liegen infolge-

Digitized by Google

dessen ziemlich weit außen. Was wir vom Schiffe aus sehen, ist wenig einladend: am flachen Ufer einzelne Häuser, im Hintergrunde Bergzüge von mäßiger Höhe. Des Sonntags wegen, der nach englischer Sitte als Tag der Ruhe streng beobachtet wird, kann die Ladung unseres Schiffes für Adelaide heute nicht mehr gelöscht werden. Die diesbezüglichen Arbeiten beginnen erst nach Mitternacht, mit Montags-Anfang. So liegt unsere „Karlsruhe" ruhig und still vor Anker und feiert auch ihren Sabbath. Wir selbst aber wollen die Zeit unseres Aufenthaltes benützen, um so rasch als möglich hinauf nach Adelaide zu kommen, gilt es doch neue Eindrücke zu sammeln und neue Beobachtungen zu machen.

— — —

Adelaide.

(34° 57′ südlicher Breite, 138° 38′ östlicher Länge.)

Ein kleines Dampfboot brachte uns von unserer „Karlsruhe" weg in wenigen Minuten an den sehr langen Pier von Largs Bay, und bald darauf setzten wir unseren Fuß auf das sandige Ufer einer schmalen Landzunge, Lefevre Penninsula, welche dem eigentlichen Hafen von Port Adelaide vorgelagert ist. Das, was wir von unserem Dampfer aus gesehen und zuerst für Port Adelaide selbst gehalten hatten, war das kleine Largs Bay, welches durch eine Bahn mit Port Adelaide und weiterhin mit der Hauptstadt selbst verbunden ist. Port Adelaide liegt mehr landeinwärts, vom Meeresufer direkt ab, an demjenigen Teile des Golfes von St. Vincent, in den sich der Torrens River ergießt. Die durch dessen Mündung und das hier einströmende Meerwasser gebildete Bucht, welche durch die Torrens-Insel in mehrere Arme gespalten ist, erlaubt Schiffen von nicht allzu bedeutenden Dimensionen die Einfahrt bei Hochwasser (Flut) und deren Anlegen im eigentlichen Hafen. Unser Dampfer aber mit seinem beträchtlichen Tiefgange blieb, wie gesagt, draußen auf der Reede und gab dort später seine Ladung für Süd-Australien an kleinere Schiffe ab.

Digitized by Google

Largs Bay in seiner dürftigen Vegetation machte auf uns einen öden Eindruck. Am Ufer waren neben einem kleinen Bahnhofe ein Hotel und einige wenige Häuser. Wir fuhren zunächst mit der Bahn nach Port Adelaide, das in der Ruhe des Sonntags still da lag. Sonst herrscht hier ein reges Leben und Treiben; ist doch dieser Hafenort die Hauptausgangs- und Eingangspforte des sehr beträchtlichen Handels von Süd-Australien. Englische, französische und deutsche Dampferlinien laufen regelmäßig Adelaide an; außerdem existiert hier noch eine besondere süd-australische Dampfschiffahrts-Gesellschaft, welche dem Verkehr dieser Kolonie mit den anderen australischen Ländern dient. Die Stadt mit ihren vielen kleinen Häuschen ist größer als Fremantle und zählt mit den Vororten heute über 21 000 Einwohner. Mancherlei Industriezweige sind daselbst vertreten und an den Zeichen derselben, mächtigen Kaminschloten, die trotz des Sonntags ihre Rauchwolken in die Luft sandten, ist kein Mangel, ebenso wenig wie an Kirchen.

An einer Reihe von Orten vorbei, die immer netter wurden, je näher wir der Metropole kamen, trug uns der Zug. Der anfänglich sandige Boden wich einem fetten Lehm, auf dem die Weinrebe in üppiger Weise gedieh, durch die fahle Farbe ihrer Blätter uns aber an den Wintersanfang auf der südlichen Halbkugel erinnernd. Prachtvolle grüne Weiden mit zahlreichen Rindviehherden und Pferden erfreuten das Auge. Große Sportsplätze in grünen Ebenen waren sichtbar; hübsche Häuser zeigten sich, und auf den Haltestationen bewegten sich eine Menge sonntäglich geputzter Menschen, aus- und einsteigend, ohne jeden Lärm, in anständiger Ruhe. Mehr und mehr schwand der erste öde Eindruck, den wir bei unserer Ankunft vom Lande empfangen hatten, und als unser Zug in die Hauptstation von Adelaide einfuhr, war auch das wie in Fremantle und Perth über uns gekommene Gefühl einer gewissen Beklemmung bereits gewichen. Wenn die Peripherie der Stadt schon eine derartig günstige Wirkung auf uns ausübt, um wie viel mehr muß sie erst bei der direkten näheren Bekanntschaft

Digitized by Google

gewinnen, so sagten wir uns. Und wahrlich, unsere Erwartungen sollten in dieser Richtung nicht getäuscht werden!

Die eigentliche Stadt, die City, liegt etwas höher als die Station. Wir gingen eine sehr breite, saubere Straße vom Bahnhof hinauf, North Terrace. Was uns sofort in die Augen sprang, war ein stattlicher Bau, linker Hand, dessen etwas zu schmale Front in griechischem Stile gehalten war. Die gewaltigen Säulen des Portikus aus süd-australischem Marmor zierten korinthische Kapitäle. Die Kosten dieses Prachtbaues, des süd-australischen Parlamentes, betrugen 95 000 Pfund Sterl. In der Nähe desselben liegt, inmitten eines großen Parks, der Palast des Gouverneurs. Der Eingang zu dieser fürstlichen Residenz führt durch ein großes eisernes Thor, neben dem ein Wachthäuschen, mit englischem Militär besetzt, steht. Auf einer daneben stehenden Flaggenstange weht die englische Fahne. An der gleichen Straße, die zum Teil parkartig angepflanzt ist, liegen eine Reihe stattlicher, oft architektonisch wirklich schöner Bauten. Da ist z. B. die öffentliche Bibliothek, dann ein Kunstmuseum mit zum Teil wirklich gediegenen Schätzen. Wir traten ein, der Menge folgend, welche dem, wie es schien, erst neu eröffneten Tempel der Kunst zuströmte. Wir fanden neben Skulpturen aller Art Gemälde in solcher Auswahl, wie wir sie in einer so jungen Stadt wie Adelaide nie zu finden vermutet hätten. Die hochmoderne, unsern Geschmack wenig anmutende Schule war neben schönen Originalen und ebenso schönen Kopieen älterer Meister vertreten, darunter besonders zahlreich Englands Künstler. Dieser Besuch war für uns eine genußreiche Stunde, genußreich auch in der Beobachtung der Zuschauer, die oft geradezu andachtsvoll, dicht gedrängt, vor einzelnen Kunstwerken sich ansammelten. Mir gefiel dieser Zug des Publikums zur Kunst. Sie läutert und hebt den Geschmack und bildet eines jener unsichtbaren Bande, welche die gesitteten Völker miteinander verknüpfen.

Die Universität von Adelaide, ebenfalls an der North Terrace gelegen, ist im Bau einfach, freundlich gehalten. Was

Digitized by Google

die Frequenz derselben anbelangt, so steht dieselbe im Verhältnis zur Bevölkerungszahl; sie ist sehr mäßig. In der Nachbarschaft liegt das sogenannte Ausstellungsgebäude, welches anno 1887 zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes der Kolonie errichtet wurde; es wird jetzt zu verschiedenen Zwecken, wie für die süd-australische Acker- und Gartenbaugesellschaft, benützt.

Das Krankenhaus, Hospital, im italienischen Stile gehalten, groß im Raum und bequem in der Einrichtung, enthält 300 Betten und befindet sich ganz im Grünen am oberen Ende des botanischen Gartens, ebenso wie die Irrenanstalt, welche auf der westlichen Seite des gleichen Areales steht.

Der botanische Garten erstreckt sich über eine große Bodenfläche, stößt im Süden an den Torrens-Fluß, enthält stattliche Gewächshäuser, sehr viele und schöne Baumgruppen, die mit grünen Rasenflächen wechseln. Bei seiner Anlegung soll auch Baron von Müller, der berühmte deutsche Botaniker Australiens, beteiligt gewesen sein.

Heute, als am Sonntage, war reges Leben in diesem Parke. Verschiedene Volksprediger hielten, umgeben von zahlreichen Zuhörern, ihre Ansprachen, und Radfahrer trugen zur Sicherheit der Wege nicht gerade bei. Eine Ecke dieses Parkes ist dem zoologischen Garten zugewiesen der aber nach europäischen Begriffen Bedeutendes nicht aufweist.

Kehren wir nun zur eigentlichen City zurück. Dieselbe ist durchgehends sauber gebaut, besitzt breite, gerade, enorm lange Straßen, die sich unter rechten Winkeln schneiden, und große, ausgezeichnet angepflanzte Parks, sogenannte Squares, in ihrem Innern. Überall ist Gasbeleuchtung und teilweise auch schon elektrisches Licht eingeführt. Kanalisation ist überall durchgeführt, und großartige Wasserwerke sorgen durch ein umfangreiches Röhrennetz für genügenden Wasserzufluß. Der durchschnittliche tägliche Verbrauch an dieser conditio sine qua non menschlicher Existenz schwankt für das ganze städtische Weichbild zwischen 2—6 Millionen Gallonen (1 englische Gallon = 4,543 l). Ungewöhnlich viele Kirchen für all' die verschiedenen christlichen

Digitized by Google

Zu Seite 46.47.

Adelaide, Hauptstadt von Süd-Australien (Victoria Square).

Digitized by Google

Glaubensrichtungen sind vorhanden und haben Adelaide den Ruhm eingebracht, die kirchenreichste und frömmste Stadt Australiens zu sein. Auch eine Synagoge und sogar eine „Citadelle" der Heilsarmee mögen hier noch, als ebenfalls vorhanden, Erwähnung finden. Staatliche und Privatschulen arbeiten an der Bildung der Jugend. Zwei Theater, Royal und Bijou-Theater, suchen höheren Ansprüchen an Unterhaltung zu genügen, und viele Banken dienen dem geschäftlichen Verkehre, was, nach dem äußeren Habitus dieser Geldinstitute zu schließen, auch in Australien sehr lukrativ sein muß. An Hotels für Unterkunft und Verpflegung der Reisenden ist ebenfalls kein Mangel.

Die King William Street ist eine der schönsten Straßen der Stadt und weist auch die wichtigsten Gebäude auf, die geradezu als architektonische Zierden Adelaides angesehen werden dürfen. Da sind: der höchste Gerichtshof, ein hübscher Säulenbau, der alte und der neue Regierungspalast, das Stadthaus mit seinem 145 Fuß hohen Turme (dem „Albert"), ein in italienischem Stile gehaltenes, bemerkenswertes Postgebäude mit einem noch höheren (150 Fuß hohen), schlanken Turme (der „Victoria") mit Uhr und Glocke. Das Zifferblatt der Uhr ist bei Nacht erleuchtet, was einen hübschen Anblick gewährt, und die Glocke, welche die Viertelstunden und Stunden schlägt, tönt in gebrochenen Akkorden klangvoll über die Stadt hin. Die Mitte dieser eleganten Straße und das Herz der City bildet ein hübscher, mit Bäumen bepflanzter Platz oder Square, auf dem das eherne Standbild der Königin Victoria steht. Rundle und Hindley Street sind die Geschäftsadern Adelaides, und in diesen Straßen reihen sich Läden an Läden mit allem, was das Menschenherz begehren kann. Nur die Thüren waren des Sonntags wegen geschlossen; die offenen Schaufenster aber gestatteten den freien Anblick all' der geschmackvoll ausgestellten Waren.

Mehrere Brücken führen von Süd-Adelaide, das heißt von der City, hinüber über den Fluß nach dem zweiten Teile der Stadt, nach Nord-Adelaide. Wir wählten die geschmackvoll

Digitized by Google

konstruierte Adelaide-Brücke. Dabei kamen wir an der Rotunda vorbei, einer Art Musikpavillon, wo öffentliche Konzerte abgehalten werden. Der Torrens-Fluß, der die beiden Stadtteile trennt, bildet hier eine breite, seeartige Wasserfläche, ganz reizend von südlicher Vegetation eingerahmt und mit Kähnen und schwarzen Schwänen belebt.

Nord-Adelaide ist eine allerliebste Stadt von Cottages, die meistens mit hübschen, sorgfältig angebauten Gärten umgeben sind. Wir waren von der Lieblichkeit dieses Stadtteiles geradezu entzückt. Überall duftende Rosen, blühende Blumen aller Art; da waren mit goldenen Früchten behangene Orangenbäume, dort Obstbäume mit Birnen oder rotwangigen Äpfeln, da wieder Palmen, dort Koniferen vor den reinlichen Häuschen, dazwischen die schönsten Ausblicke ins saftigste Grün, auf die weit ausgedehnte Stadt mit ihren Türmen und die bewaldeten Höhenzüge des Hinterlandes; überall Luft, Licht, Grün — in der Lage ein Anklang an Florenz!

Wie bereits erwähnt, ist die Stadt, inklusive Vororten, weit ausgedehnt und bedeckt eine gewaltige Bodenfläche — Tausende von englischen Acres. Dem lokalen Verkehr dienen Tramways, die nach allen Richtungen führen, und auch die Eisenbahn.

Die Bevölkerung Adelaides, einschließlich Vororten, beträgt etwa 146 000 Einwohner (1899). Die Stadt ist Regierungssitz für Süd-Australien.

Adelaide birgt viele Deutsche. Es existieren dort auch zwei deutsche Vereine mit eigenen Klubhäusern, und sogar eine Zeitung in deutscher Sprache erscheint dort: die Süd-Australische Zeitung. An englischen Zeitungen und Schriften politischer wie anderer Richtung, die in Adelaide verlegt werden, ist auch kein Mangel.

Adelaide gefiel uns so gut, daß wir gerne für längere Zeit an diesem reizenden Orte mit seinen freundlichen Bewohnern geblieben wären; — aber wir mußten scheiden; weiter ging es, Osten zu. Auf Wiedersehen, vielleicht später einmal, du liebliche Stadt am Torrens-Flusse!

Digitized by Google

Am Vormittage des 14. Mai sagen wir Süd-Australien Lebewohl. Wir dampfen wieder den Golf von St. Vincent hinunter und kommen im Laufe des Nachmittags auf die Höhe der Känguruh-Insel, die durch die Backstairs-Passage von dem Kontinente getrennt ist. Wir fahren nahe genug an dem Eilande vorüber, um einen gewissen äußerlichen Eindruck von demselben zu gewinnen: was wir sehen, ist grünes Land, im Hintergrunde mit Eukalyptus bestanden, nach dem Meere zu mehr oder weniger steil abfallend und sein Kalksteingerippe als gefaltetes Sedimentgestein unverhüllt zeigend. Häuser oder sonstige Wohnstätten konnten wir nicht erblicken. Die Insel spielte früher als erste Etappe für die Besiedelung Süd-Australiens eine gewisse Rolle; heute aber ist sie besonders durch ihre Eukalyptusbäume berühmt, die das feinste Öl von jenem spezifisch eigentümlichen, kampherähnlichen Geruche liefern, das starke antiseptische Eigenschaften besitzt und merkwürdigerweise von vielen Australiern als „Parfüm" benutzt wird.

Das Wetter wird wieder klarer, schöner, als es in den letzten Tagen gewesen, ist aber kühl. Auch unsere alten Bekannten, die Albatrosse, Möven von verschiedener Farbe und Größe, folgen wieder unserem Schiffe.

Am Nachmittag des folgenden Tages kommen wir auf die Höhe der Küste von Victoria. Hier ist keine Flachküste mehr. Hoch aufspritzende, weiße Wellenkämme zeigen von weitem die Wucht der Brandung. Mehrere bewaldete Höhenzüge, vom niederen zum höheren ansteigend, ziehen sich am Ufer dahin, und der dunkle Schimmer der Waldungen verrät, daß hier wenigstens der Eukalyptus auch anderen Bäumen Platz gemacht. Häuser, eine Brücke, Straßen, Telegraphenstangen lassen sich durch das Fernglas deutlich unterscheiden; hier haben wir also eine kultivierte Gegend vor uns. Interessant zu beobachten ist auch ein Buschbrand, der mit seinen züngelnden Flammen langsam, aber stetig um sich greift. Und nun steigt der Vollmond aus dem Meere empor, riesengroß, von einem dunklen Rosarot allmählich in tiefes Orangegelb und erst spät in sein gewöhnliches Silberweiß übergehend.

Digitized by Google

Gegen zehn Uhr abends tauchen die Signalfeuer von Point Lonsdale und Point Nepean auf, welche die schmale Einfahrt in die Bay von Port Phillip markieren, westlich rotes, östlich grünes Licht zeigend. Hier stoppen wir, den Lotsen erwartend. Auf einer stattlichen Brigg, die sich mit ihren weißen Segeln in der klaren Moudnacht malerisch vom Wasser abhebt, kommt er ziemlich nahe an unseren Dampfer heran-gefahren; dann wird ein kleines Boot herabgelassen, auf dem er sich uns vollends nähert. An einer heruntergeworfenen Strickleiter klettert er auf die „Karlsruhe", um deren Leitung zu übernehmen. Schwimmende Bojen rechts und links von unserer Fahrstraße weisen den Weg. Die Bucht von Melbourne ist lang gestreckt; man fährt beinahe vier Stunden in derselben.

Wir gehen darüber zu Bett, werden aber am nächsten Morgen schon bei Tagesgrauen im Hafen von Melbourne durch Trompetenstöße geweckt. Es fällt uns schwer, so früh schon aufzustehen. Aber was hilft's? Der Hafenarzt wird erwartet; denn erst, wenn dieser seine Inspektion vorgenommen hat, dürfen wir an der Landungsbrücke anlegen. Diese Inspektion beruht auf der Abnahme der Schiffspapiere und einer allgemeinen Zählung. Sämtliche Insassen des Schiffes müssen antreten. Da wird zuerst das Personal vom Kapitän und den Offizieren bis herunter zum niedrigsten Matrosen und zum Küchenjungen gezählt, dann die Zwischendeckskreisenden, die paar Chinesen, die wir an Bord haben, extra, dann die Kajütenpassagiere, die einzeln an dem Arzt vorbeidefilieren müssen. Dieses ganze Manöver wirkt außerordentlich komisch und soll den Zweck haben, zu konstatieren, daß kein Todesfall an Pest, Cholera oder einer andern Infektionskrankheit an Bord vorgekommen, der etwa verheimlicht würde.

Inzwischen vergnügten wir uns, die zahllosen Medusen (Schirmquallen) zu beobachten, die sich in allen Größenverhält-nissen um unser Schiff herumtrieben. Es sind dies ganz merk-würdige Gebilde, die wir hier zum erstenmale in solcher Menge sahen: sie haben die Form eines aufgespannten Regenschirmes,

Digitized by Google

von deſſen Rande viele lange, zarte Fangfäden herabhängen. Während auf dem Schirme der Sitz der Sinnesorgane iſt, entſpricht dem Stiele desſelben das in der Mitte herabhängende Magenrohr, an deſſen Ende ſich der bewegliche Mund befindet. Der ganze Körper dieſer höchſt intereſſanten Tiere iſt zart, gallertartig und faſt durchſichtig. Daß es aber auch wundervoll gefärbte Meduſen giebt, ſollten wir ſpäter in Queensland zu unſerer großen Freude gewahr werden.

Melbourne

(37° 49′ 53″ ſüdlicher Breite, 144° 58′ 42″ öſtlicher Länge)
Haupt- und Regierungsſtadt der Kolonie Victoria, mit den Vororten 449 000 Einwohner.

Nachdem unſere „Karlsruhe" an dem Railway Pier in Port Melbourne feſtgelegt worden war, entwickelte ſich das übliche lebhafte Hafentreiben. Bekannte von Paſſagieren kamen an Bord; da gab es Begrüßungen und auch Abſchiednehmen; denn ein großer Teil unſerer Reiſegefährten verließ uns hier. Aber auch das Leben um unſer Schiff herum bot des Intereſſanten genug! Jenſeits des breiten Pier, auf dem die Lokomotiven mit Frachtwagen hin und her fuhren, lagen andere Dampfer: ein mächtiger, weißer Steamer der Meſſageries Maritimes qualmte aus ſeinen Schloten, zur Abfahrt bereit; engliſche Transportdampfer für Afrika nahmen ihre Ladung ein. Weiter draußen, rechts von uns, lagen zahlreiche Schiffe, darunter auch zwei japaniſche Kriegsſchiffe mit ihrer ſonderbaren Flagge. Linker Hand von unſerer „Karlsruhe" erblickten wir die Mündung des Yarra, etwas weiter nach rückwärts Williamstown mit ſeinen Piers und den daran liegenden Schiffen, vor uns mächtige Kamine, die auf die induſtrielle Thätigkeit des Landes deuteten, kurz, überall, wohin wir unſere Blicke warfen, ein Bild großartigen Lebens, deſſen Wogen die Nähe einer Weltſtadt verrieten. Wir ſchüttelten verſchiedenen unſerer engliſchen Reiſegefährten herzlich die Hand, manches

Digitized by Google

Kleinliche, das uns auf der Reise an ihnen mißfallen hatte, dabei gerne auf die Seite setzend — waren wir doch so manche Woche hindurch Tag und Nacht auf engem Raume Genossen gewesen, und die Trennung von denselben und dem gewohnten Leben ging uns doch etwas näher, als wir geglaubt. Wenn die Glückwünsche, die wir uns gegenseitig mit auf den Weg gaben, nur zum bescheidensten Teile in Erfüllung gehen, so kann es uns allen im Leben nur noch gut gehen. Wir selbst aber werden unsere Mitreisenden, die uns in Melbourne Lebewohl gesagt, stets in der Erinnerung behalten! —

Am Ende des Pier stand die Eisenbahnstation von Port Melbourne, zwei und eine halbe Meile von der City entfernt. Der Zug sauste an Häusern und Straßen vorbei, über den trüben, schmutzig gelben Yarra, in dem viele Schiffe kleineren Umfanges lagen, hinüber nach der Flinders Street Station, uns plötzlich in Front der City bringend.

Was für eine Stadt! Was für ein Leben! Was für ein Verkehr! Welch' tolles Straßenbild! Das waren die ersten Gedanken, die über uns kamen, als wir vom Bahnhof aus direkt in die unheimlich lange, breite, schöne Swanston Street eintraten. Wir waren im ersten Augenblicke von dem hier so rasch pulsierenden Leben ganz betäubt. Von unserem stillen Schiffe erst wieder ans Land gestiegen, wirkte dieser kolossale Verkehr der gewaltigen Metropole auf uns ein ungefähr wie auf Landleute, die zum erstenmale in eine größere Stadt kommen. Wir kannten Europas größte Städte; aber wir hatten in Melbourne nicht dieses fast an London erinnernde Getriebe erwartet. Unwillkürlich erinnerte mich der enorme Verkehr in der Swanston Street gegen die massive, schöne Princeß Bridge zu, die über den Yarra mit seinem bunten, bewegten Schiffsleben führt, in etwas an denjenigen der London Bridge über die Themse.

Eine schöne Kathedrale, St. Paul, aus Sandstein massiv erbaut, krönt die Ecke der Swanston und Flinders Street. Die hauptsächlichsten Straßen der City sind eine Meile lang.

Digitized by Google

Melbourne, Hauptſtadt von Victoria (Bourke Street).

Zu Seite 52/53.

Digitized by Google

99 Fuß breit, kreuzen sich unter rechten Winkeln und sind von etwas kleineren Straßen durchschnitten, welche den Namen der größeren tragen mit der Bezeichnung „little“, wie z. B. Collins Street und Little Collins Street, Bourke Street und Little Bourke Street u. s. w. Die Sauberkeit der Straßen und der vielfach überdachten, breiten Bürgersteige verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden; denn von keiner anderen Stadt Australiens wurde diese Sauberkeit übertroffen.

Ein hübscher Zug der Australier ist es, die Straßen ihrer Städte teilweise nach großen Männern zu nennen, und so begegnen wir besonders in Melbourne einer Menge von Straßennamen zu Ehren der Männer, die sich um die Entdeckung, Aufschließung und Hebung des Landes verdient gemacht. Eine Entwicklungsgeschichte in Namen!

Elektrische Trams (Kabel) durchsausen die Straßen; Omnibusse, Cabs, alle Arten von Vehikeln vermitteln den Verkehr, welcher die ganze Aufmerksamkeit des Fußgängers beansprucht, wenn er heiler Haut die Straßen der City kreuzen will. Überall elektrisches Licht in der inneren Stadt, eine Eleganz und Pracht, eine Schönheit der Läden, ein Drängen und Wogen, wie in einer europäischen Großstadt. Und darüber der australische Himmel, diese Fülle natürlichen Lichtes, dieser Reichtum an Grün, an großen Parks und Gärten mitten im Weichbilde der Stadt, und selbst der verbohrteste Misanthrop wird hier heiterer gestimmt. Wir waren einfach entzückt von dem, was wir zu schauen bekamen. Bevor wir uns aber in das eigentliche Cityleben stürzen wollten, flüchteten wir uns in die Stille der Natur, in den botanischen Garten, der am Ufer des Yarra, im Hintergrunde des Gouverneurspalastes mit dessen Riesenparke, liegt, und der uns Naturschönheiten offenbarte, wie wir sie bis dahin, außer auf Ceylon, noch nirgends gesehen.

Dieser Garten, der sich über ein Areal von mehr als 100 Acres erstreckt, war unter der Leitung eines Deutschen, des Baron von Müller, angelegt worden, dessen Name noch heute in Australien in höchstem Ansehen steht. 1873 wurde

Digitized by Google

die Verwaltung des Gartens Herrn Guilfoyle übertragen, der sich seiner Aufgabe mit Hingebung widmete. Er verstand es auch vorzüglich, die Wissenschaft mit der Landschaftsgärtnerei in wunderbare Harmonie zu bringen und einen Garten zu schaffen, der durch seine scheinbar unbegrenzte Ausdehnung, durch den Reiz und die Verschiedenartigkeit seiner Ausblicke auf den Yarra und die Stadt doppelt wirkt, eine Wirkung, welche durch keine störenden Wiederholungen beeinträchtigt wird.

Wir gaben uns ganz dem Zauber hin, den hier die Natur, durch die Kunst scheinbar zart und geschmackvoll gelenkt, auf uns hervorbrachte. Es war, als ob hier einst ein tropischer und subtropischer Urwald gestanden, der zum Teil durch Anlage von Wegen zugänglich gemacht und auf dessen ausgerodeten Gründen da und dort sammetgrüne Rasenplätze angelegt und Blumen angepflanzt worden wären. Das Höchste in der Kunst ist doch die möglichste Erreichung der Natur: hier in diesem Garten liegt diese Leistung vor und macht dessen Schöpfern größte Ehre.

Die Pracht aller Zonen tritt uns in diesem Unicum von Garten entgegen. Da geht man auf schmalem, asphaltiertem Wege trockenen Fußes durch ein Stück tropischen Waldes, in dem die verschiedenartigsten Palmen mit ihren mächtigen Kronen der Sonne entgegenstreben; Baumfarne am kleinen plätschernden Bächlein breiten im Schatten hochstämmiger Tropenbäume ihre zarten Wedel wie einen großen Schirm aus; dazwischen stehen die prächtigen Bananen, Aralien und Bambusen. Schlingpflanzen üppigster Art ranken dazwischen. Mächtige, stark verzweigte, über und über mit Blüten bedeckte Fuchsienbäume heben sich farbenprächtig von ihrer dunkelgrünen Umgebung ab. Und dann tritt man wieder hinaus auf herrliche Rasenplätze mit prächtigen Blumenbeeten und Rosen von Baumeshöhe. Deutsche Eichen werfen eben, dem australischen Winter folgend, ihr Laub ab. Birke, Ulme und der heimische Haselnußstrauch, dieser letztere hier allerdings in einen Baum umgewandelt, erinnern uns an die ferne Heimat. Aber da treten wir wieder

Digitized by Google

in die fremdartige Vegetation Australiens ein: mächtige Eukalypten, Araucarien, Ficusarten in gewaltiger Baumform, Myrtenbäume, unter denen dichtbelaubte, glänzend grüne Eugenien auffallen, Casuarinen, die stattliche Damara fesseln das Auge, überall volles, saftiges Wachstum, überall liebevolle Pflege und unübertroffene Anordnung. Wir hatten nur ein Bedauern: nicht tagelang an diesem Orte weilen zu können, wo

„All nature seems in quiet happiness
To live and move."

Unter der Direktion des botanischen Gartens steht auch der unmittelbar an denselben stoßende großartige Park, in dem, wie bereits gesagt, der Palast des Gouverneurs liegt. Ein wirklicher Fürstensitz, in italienischem Stile gehalten, ist derselbe mit einem luftigen Turme gekrönt, welcher die beiden Flügel des Baues verbindet. Er wirkt schon durch seine freie, aussichtsreiche Lage imponierend und bildet das Centrum des feinen Lebens und Verkehrs von Melbourne; ist doch die Stellung eines Gouverneurs in Australien heute fast nur noch die Vertretung von Englands Königin, eine Art vizeköniglichen Hofes, der für die Bevölkerung tonangebend ist. Und man muß es diesen Vertretern der englischen Krone im fernen Lande bezeugen, daß sie zu repräsentieren verstehen. Der Mensch ist nun einmal, ob er will oder nicht, dem Einfluß des Äußerlichen unterworfen, und je feiner, maßvoller und doch ihrer Würde und Hoheit bewußt, eine Regierung auftritt, an deren Spitze Männer von wirklicher Bildung stehen, um so tiefer wirkt sie und gefällt mir besser, als das brutalisierend Abstoßende, wahrer Bildung Bare, das sich so oft unter der manchmal recht fadenscheinigen Flagge republikanischer Freiheit, die es thatsächlich gar nicht und nirgends giebt, verbirgt. Ich achte das ideale Republikanertum; aber zu einem solchen gehören Menschen von höchster universeller Bildung; so lange eben solche Menschen noch so selten sind, wie heutzutage, besteht eine Republik nur dem Namen nach. In Wirklichkeit wird sie durch die sich befehdenden Parteien beherrscht.

Digitized by Google

C'est le ton qui fait la musique!

Dieſem feinen, anſtändigen Ton von oben ſind wir überall in Auſtralien, ſelbſt in den breiten Volksſchichten, begegnet und waren davon aufs angenehmſte berührt.

Wir gelangten auf unſerem Wege nach der City zurück auch an einem ſtattlichen Hoſpitale vorbei, das ausſchließlich der homöopathiſchen Therapie dient. Man mag vom mediziniſchen Standpunkte aus über die Homöopathie denken, wie man will; die offizielle Zurückſetzung, die ſie in Europa erfährt, verdient ſie ſicher nicht; ich war daher erſtaunt, ſie hier in dieſem Maße anerkannt zu ſehen.

Die öffentlichen Gebäude der City, meiſt monumentale Bauten von architektoniſcher Schönheit, ſtehen ähnlichen Werken in den Metropolen Europas nicht nur nicht nach, ſondern übertreffen ſie ſogar manchmal in der Großartigkeit der Anlage. Aber ein Umſtand wirkt dabei ſtörend: die Geſchichte der beiſpiellos raſchen Entwicklung der Stadt und die Kriſen, welche dieſelbe und das Land durchgemacht, prägen ſich oft zu deutlich aus; denn Vollendetem neben Unvollendetem, Vollkommenem neben Unvollkommenem begegnen wir da und dort. Da iſt die bereits erwähnte St. Pauls-Kathedrale, deren angelegte Türme nicht ausgebaut ſind, ein Umſtand, der zwar nicht ſtark ins Gewicht fällt, wenn man ſich daran erinnert, daß ſelbſt alte Kathedralen in Europa auf ihre Türme ſeit Jahrhunderten ſchon warten. Aber daß das Parlament, ein geradezu klaſſiſch ſchöner Bau, der auf allen Bildern vorhandenen Kuppel immer noch entbehrt, bedauerten wir ſehr. Um wieviel mehr würde dieſer vornehme, im Viereck aufgeführte Quaderbau erſt wirken, wenn er vollendet wäre; iſt doch deſſen Eindruck in der gegenwärtigen Form ſchon machtvoll! 140 Treppenſtufen führen zum ſtolzen, ſäulengeſchmückten Portikus empor, der ſelbſt wieder 140 Fuß lang und neunteilig angelegt iſt. Die innere Einrichtung, wie z. B. die Victoriahalle, mit dem Standbild der Königin Victoria, die Sitzungsſäle mit ihrer reichen Ausſtattung, die umfangreiche Bibliothek u. ſ. w. entſprechen dem pompöſen,

Digitized by Google

römisch-dorischen Stile des Äußeren. Die Lage des Parlaments an der östlichen Seite der City ist frei, dominierend nach allen Seiten hin.

Das Postgebäude (General Post Office) ist gleichfalls ein Monumentalbau, mitten im Herzen der Metropole, an der Ecke der Elizabeth und Bourke Street, geschmückt mit einem hohen, schlanken Uhr- und Glockenturm, auf dessen Spitze eine Signalstation ist. Durch bestimmte Flaggensignale wird nämlich jeweils der Bevölkerung Melbournes von dieser luftigen, überallhin sichtbaren Warte aus angezeigt, welche Posten durch die einlaufenden Schiffe von den fernen Weltteilen eingetroffen sind. Ein Leben wie in einem Ameisenhaufen entwickelt sich innerhalb und außerhalb der Post. Eine Reihe von Stufen führt hinauf zu einer gewölbten Kolonnade mit Säulen in dorischem Stile; durch diese Kolonnade kommt man in alle die verschiedenen Abteilungen, die dem Postverkehr dienen. Die weiteren Stockwerke des Baues sind mit korinthischen und jonischen Säulen geziert, und das Ganze macht den Eindruck gediegener Schönheit. Aber dicht daneben klebt ein kleines Backsteinhäuschen für Telephon und Telegraph! Les extrèmes se touchent!

Turmhohe Gebäude von zehn bis zwölf Stockwerken in den Straßen, wie z. B. der Sitz der Equitable Assurance Co., sind die reinsten Himmelskratzer und wirken trotz Marmorvergeudung nichts weniger als anziehend. Sehr hübsch dagegen sind die mit Glas überdeckten Durchgänge, sogenannte Passages, die zwischen den Häuserblocks hindurch nach einzelnen Straßen führen. Ihre prachtvollen Läden, die reichen, geschmackvollen Ausstellungen, die schönen Blumen und andere Pflanzen in reicher Fülle, verleihen einer solchen Passage mit ihrem Marmorboden den Stempel des Reizvollen.

In der City befinden sich zahlreiche Banken, deren Paläste in allen möglichen Stilen prangen und die stolze Namen tragen, wie Bank von Australasia, Englisch-Schottisch-Australische Bank, London Bank u. s. w. Diese Geldinstitute verraten schon durch

Digitized by Google

ihre äußere und innere Ausstattung den enormen Handelsverkehr, der in Victorias Metropole herrschen muß. Und überall, wohin wir unsere Schritte in dieser wirklich schönen Stadt lenken, überall tritt uns ein Verkehrsleben entgegen, das geradezu wuchtig wirkt, und dabei wickelt sich doch alles ohne viel Geschrei und Lärm in möglichst ruhiger Eile ab. Polizisten, dunkel gekleidet, ohne jede Waffe, den leichten Korkhelm auf dem Kopfe, durchgehends stattliche Leute, walten gentlemanlike ihres Amtes, sich durch Höflichkeit gegen das Publikum auszeichnend. Wahrlich, manche ihrer schwertklirrenden Kollegen in Deutschland und anderen Staaten dürften sich an der englischen Polizei ein nachahmungswertes Beispiel nehmen. Da stürzt vor uns ein Pferd; es ist zu Tode getroffen. Ein Polizist giebt ruhig die nötigen Anordnungen; das liebe Publikum, das überall neugierig ist, umgiebt die Scene; aber schon nach wenigen Augenblicken ist alles verschwunden und der Platz gesäubert. Dies nur ein kleines Bild vom Straßenleben.

Eine Berufsfeuerwehr, die Tag und Nacht auf ihrem Posten ist, die Pferde, Spritzen, kurz, alles so bereit haltend, daß sie gleich beim ersten Alarm zu Hilfe eilen kann, besitzt Melbourne ebenfalls.

Unter den vielen öffentlichen Gebäuden der Stadt sei auch das Stadthaus (Town Hall) mit seinem 140 Fuß hohen Uhrturme erwähnt. Diese Residenz der Stadtverwaltung ist massiv ausgeführt, in einer Mischung älteren und neueren Stiles, besitzt einen mit einer mächtigen Orgel geschmückten Saal, groß genug, um 2500 Personen bequem aufzunehmen und hat, nebenbei gesagt, über 100 000 Pfund Sterl. oder zwei Millionen Mark zu seiner Errichtung verschlungen. Würdig an Schönheit reihen sich demselben an: der Gerichtshof, ein Palast in italienischem Stile, ebenso die verschiedenen Bauten für Regierung und Verwaltung der Kolonie. Erwähnen möchten wir auch die öffentliche Bibliothek mit 300 000 Bänden (Werken zur Belehrung wie zur Unterhaltung) mit Lesehalle, die von dem Publikum ausgiebig benützt wird. Offen ist dieser Lesepalast von morgens

Digitized by Google

neun bis nachts zehn Uhr, in seiner Einrichtung und Größe wohl ein Unicum in der Welt.

Für die Kranken in Melbourne und die Waisen der Stadt sorgen eine Reihe von Anstalten: ein allgemeines Krankenhaus, Kinder-, Waisen- und Blindenasyle, Irrenhäuser u. s. w. Schulen verschiedener Richtungen sind zahlreich vorhanden; an der Spitze derselben steht die Universität. Diese, in gotischem Stile gehalten und inmitten eines Parkes gelegen, in welchem auch die medizinische Fakultät in einem Extrabau untergebracht ist, ist eine Mischung von polytechnischer mit eigentlicher Hochschule. Neben Naturwissenschaften, Medizin, Jurisprudenz, Philosophie umfaßt sie auch Abteilungen für Ingenieur-Wissenschaft, Mathematik und Sprachen. Die von ihr verliehenen Grade und Diplome sind denen der englischen Universitäten gleichgestellt. Schon seit zwanzig Jahren ist auch das weibliche Geschlecht mit denselben Rechten wie die männliche Jugend zum Studium zugelassen. Die Frequenz steht im Verhältnis zu der relativ bescheidenen Einwohnerzahl. Für die Ausbildung von Theologen sorgen besondere „Colleges".

An Kirchen, großen und kleinen, aller möglichen Bekenntnisse und von allen möglichen Bauarten, hat die Hauptstadt Victorias keinen Mangel, ebenso wenig wie an Geistlichen, die schon auf der Straße durch ihre Tracht auffallen.

Die Theater führen pompöse Namen, wie Royal, Princeß Theatre u. s. w. und dienen mehr der Unterhaltung als der wirklichen Kunst.

An Unterhaltung überhaupt fehlt es nicht. Da ist z. B. das Ausstellungsgebäude in den Carlton Gardens, ein machtvoller Bau, der unter anderem ein Aquarium, eine Bildergalerie, eine permanente Ausstellung von Australiens Fauna, seinen Erzen und anderweitigen Produkten und einen großen Konzertsaal birgt, in welchem Volkskonzerte veranstaltet werden. Das Aquarium ist wirklich sehenswert. Es ist eine Art Grotte, deren Wände und Decke durch Korküberkleidung Tuffsteine vortäuschen. In den Wänden eingelassene, zahlreiche Glasbehälter

Digitized by Google

zeigen in reicher Auswahl die verschiedensten Fluß- und Meerbewohner Australiens, wobei nur Eines zu bedauern war: daß nämlich die genaue Besichtigung der Fische durch die trübe Beschaffenheit des Wassers litt. Auch die Klasse der Reptilien war durch die faul daliegenden Krokodile vertreten, und als Abgesandte der geflügelten Meeresbewohner der südlichen Halbkugel zeigten sich zwei allerliebste Pinguine, deren ganze Haltung schon auf einen gewissen Grad von Zucht hinwies. Auch die Gattung Seehund (Phoca) trieb sich in Menge herum. Daß man diesen plumpen Burschen auch Dressur beibringen kann, sahen wir bei der Fütterung: sie kletterten aus dem Wasser herauf auf Stühle — ein komischer Anblick — und fingen mit dem Maule die ihnen zugeworfenen Fische auf.

Von der Gemäldegalerie im Ausstellungspalaste läßt sich nur sagen: klein, aber fein! Die permanente Ausstellung interessierte uns vor allem in Bezug auf die eigenartige australische Fauna, die wir aber später, bei unserem längeren Aufenthalte in New South Wales, eingehender kennen lernen sollten. Von besonderer Schönheit waren die vielen ausgestellten Holzarten und Produkte von Eukalyptus, dieses echten Kindes australischen Bodens. Hier bekamen wir einen Begriff nicht nur von der Nützlichkeit dieses Baumes, sondern auch von den vielen Varietäten, in denen er auftritt.

Zeitungen in reicher Fülle sorgen für die geistige Nahrung und für die leibliche großartige Markthallen, von den palastähnlichen Hotels, die ebenfalls glänzend und zahlreich vertreten sind, nur im Vorbeigehen zu reden.

In sanitärer Richtung will ich zu Ehren Melbournes lediglich Zahlen sprechen lassen: Die Wasserwerke, welche die Stadt mit dem so notwendigen Lebensmittel versehen, fassen total 14 031 358 750 Gallonen (1 englische Gallon = 4,534 l)! Für Anlage und Unterhalt betrugen die Kosten bis zum Jahre 1899 7 517 107 Pfund Sterl. Für die Kanalisation der Stadt, einer Hauptbedingung der modernen Hygiene, wurden bis Juni 1899 ausgegeben 2 868 423 Pfund Sterl. Hut ab vor solchen Leistungen!

— — —

Digitized by Google

Die Umgebung Melbournes.

Die Verkehrsmittel, welche Melbourne mit seinen zahlreichen Vorstädten und Vororten verbinden, sind des großangelegten Charakters dieses Gemeinwesens würdig. Eisenbahnen durchqueren nach allen Richtungen das umfangreiche Weichbild der Gesamtstadt; elektrische Kabeltrams, Schiffe, Omnibusse und dergleichen vermindern die enormen Distanzen und gestatten daher einem großen Teile der Bevölkerung, in freundlicher, grüner und luftiger Umgebung zu wohnen, ohne vom Geschäftscentrum allzu weit entfernt zu sein. Der Aufgabe, in relativ kurzer Zeit mitten in die City zu gelangen, dienen alle die verschiedenen Beförderungssysteme, deren Thätigkeit sogar während der ganzen Nacht, wenn auch etwas reduziert, andauert.

Die eigentlichen Vorstädte Melbournes besitzen meist eine zahlreiche Bevölkerung und bilden Gemeinden für sich. In ihrer Anlage, der Bauart der Häuser, ihrem ganzen Charakter nach machen sie den Eindruck des Ländlichen, wobei aber oft die öffentlichen Gebäude dieser Orte, wenn auch bescheidene, so doch nicht weniger hübsche Kopieen derjenigen der City sind. Überall Town Hall, Post und Telegraphen Office, Schulen, Kirchen, Filialen der großen Banken und dergleichen mehr. Wo die Vorstädte aufhören, wo das eigentliche Land, die Country, beginnt, ist bei den australischen Städten mit ihren Riesendimensionen für den Uneingeweihten schwer zu bestimmen. Überall, wohin man kommt, oft stundenweit von der City entfernt, trifft man noch Häuser, darunter oft reizende Cottages, überall Gärten, Kulturen, das Auge erquickendes Grün.

Um Melbourne herum liegt ein ganzer Kranz von Orten, unter anderen auch solche mit deutschen Namen, wie Coburg und Heidelberg nach Norden zu. Im Süden hat die Metropole ihre Vorstädte bis nach dem stattlichen, an der Bay gelegenen Brighton vorgeschoben, das nun selbst wiederum nur wie ein Vorort Melbournes erscheint. Nach Westen zu ist das gleiche Schicksal der wichtigen Hafenstadt Williamstown widerfahren.

Digitized by Google

So geht der Prozeß der Auffaugung aller in der Nähe von Melbourne liegenden Städte langsam und stetig weiter.

Nicht nur das reiche Hinterland der City ist mit einem großen Netze von Eisenbahnen durchzogen, auch mit den anderen Kolonieen, mit Süd-Australien und New South Wales, steht Melbourne durch Dampfroß und Telegraph in direkter Verbindung. Die schöne Bay von Port Phillip ist mit lieblichen Orten geschmückt, die per Bahn und per Schiff von der City aus leicht erreichbar und zum Teil beliebte Ausflugsziele und Sommerfrischen der Bewohner der Hauptstadt geworden sind. Da ist z. B. im Süden der Bay, auf der dieselbe abschließenden, schmalen Landzunge, Sorrento — ein Anklang an das Sorrent Italiens — eine kleine Villenstadt reicher Leute und zugleich eine besuchte Sommerfrische und ein beliebter Badeort. Queenscliff, ebenfalls auf einer in die Bay vorspringenden Landzunge, dient denselben Zwecken wie Sorrento, ist aber größer und mit zahlreichen Hotels und Boardinghouses versehen. Zwei Leuchttürme flankieren den Ort, der seiner wichtigen Lage wegen, die die Einfahrt in die Bay beherrscht, stark befestigt ist. Und um das Bild dieser eigenartig schönen See- und Landgegend zu vervollständigen, sei noch die Stadt Geelong an der Corio Bay, der südwestlichen Ecke der großen Bucht von Port Phillip, erwähnt, die mit ihren 22 000 Einwohnern, ihren hübschen Häusern und öffentlichen Bauten, ihrem Handel, ihrer Industrie und Landwirtschaft eine elegante City für sich bildet.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Nach New South Wales.

Wer da schwärmt für weite Reisen,
Komme auf die salz'ge Flut.
Zeige seinen Seemannsmut,
Sehe selbst, ob sie zu preisen.
Die sich wie geschmolz'nes Blei
Gegen unsres Schiffes Flanken
Jetzt empört — verdammtes Schwanken! —
Ob die See zu loben sei.
(Dranmor)

Am 17. Mai, gegen Abend, lichtete unsere „Karlsruhe" die Anker. Der Lotse war an Bord gekommen, und nun ging es vom Pier weg hinaus, dem bleiernen Horizont entgegen. Die beiden japanischen Kriegsschiffe grüßten mit der Flagge zum Abschiede. Dann verschwanden Stadt, Land, Hafen und Schiffe rasch im immer dichter werdenden, feuchten Nebel. Pechschwarze Nacht umfing uns bald. Ein abscheuliches Wetter für den Seefahrer! Es war ½7 Uhr, als auf einmal der Anker niederrasselte und das Schiff plötzlich stoppte. „Was ist geschehen?" so fragten wir unsern braven Kapitän. „Der Lotse will nicht weiterfahren," war die Antwort; „es ist unmöglich, die Signallichter, welche die Fahrrinne angeben, genau zu unterscheiden. Besser, wir bleiben die Nacht hier vor Anker und warten den Tag ab." Wir begriffen und lobten diese Vorsicht unseres Schiffslenkers, der uns noch darauf aufmerksam machte, daß wir draußen, das heißt außerhalb Port Phillips, schwere See zu erwarten hätten.

Trübe und regnerisch bricht der Morgen an. Gegen zehn Uhr fahren wir aus der Bay, an den Leuchttürmen von

Digitized by Google

Queenscliff und Point Nepean vorbei, hinaus ins offene, hochgehende Meer. Sturzwellen kommen über Bord und schlagen bis hinauf aufs Promenadendeck; das Schiff arbeitet schwer. Die aufgeregte See erlaubt dem Lotsen, einem jovialen, freundlichen Herrn, nicht, den Rückweg anzutreten, wie dies sonst üblich ist, sobald er ein Schiff aus Port Phillip herausgebracht. Er muß nun nolens volens auf dem Dampfer bleiben und mit uns nach Sydney fahren. Dies scheint den Herrn nicht tief zu kränken; denn vergnüglich sieht er, der Seegewohnte, den gymnastischen Übungen und Purzelbäumen zu, welche die Passagiere unfreiwillig ausführen, um überhaupt noch an Bord gehen zu können — oder auch nicht! Frei nach Schiller konnte man sagen:

„Wild ist die See und will ihr Opfer haben."

Gar mancher der Mitreisenden verschwindet seitwärts und bringt offen oder versteckt dem unerbittlichen Gotte Neptun ein oder auch mehrere Opfer dar. Leider ohne sichtbaren Erfolg, denn das Toben des Meeres wird immer kraftvoller. Haushohe, graugrüne Wogen mit weißen, hoch aufspritzenden Kämmen brausen daher, schlagen bis auf das Promenadendeck, heben unser Schiff wie eine Nußschale auf ihren breiten Rücken und werfen es dann wieder hinunter in ein tiefes Wellenthal. Ein großartig schöner Anblick! Ein einzig schönes Schauspiel, das die aufgeregten Elemente, die sich überstürzenden, sich immer höher türmenden Wogen vor uns aufführen!

Unser Schiff kommt natürlich bei einem so schweren Seegange nur langsam vorwärts: es macht nur noch acht Seemeilen in der Stunde, anstatt wie sonst dreizehn bis vierzehn. Auf unserer „Karlsruhe", da klirrt und klappert es von umfallenden Gegenständen. Nur wenige Passagiere erscheinen beim Essen, und auch dieses ist mit Schwierigkeiten verknüpft:

„Ei, das tänzelt hin und her,
Teller, Gläser, Löffel, Messer,
Und dem unbefangnen Esser
Wird die Arbeit doppelt schwer."

Digitized by Google

Abends gegen neun Uhr fuhren wir in die, wie es scheint, mit Recht berüchtigte Baß-Straße ein. Glücklicherweise war die Nacht nicht so dunkel und schwarz wie die vorige; denn die Passage dieses Meeresarmes, in dem eine Menge größerer und kleinerer Felseninseln zerstreut liegen, ist bei hochgehender See und bei dunkler Nacht sehr gefährlich. Da und dort warnte uns ein Leuchtfeuer vor Riffen und Untiefen und wies uns die Richtung. Rechts und links tauchten Felsen auf, in deren Nähe wir vorbeifahren mußten. Unser wackerer Kapitän verließ die Kommandobrücke nicht mehr. Nachdem wir die Baß-Straße glücklich hinter uns hatten, waren wir im Pacific oder dem sogenannten „Stillen" Ocean, der aber diesmal wahrlich seinem Namen wenig Ehre machte. Kaum waren wir zu Bette gegangen, als ein Sturm losbrach, der unser tüchtiges Schiff auf eine harte Probe stellte. Aber die „Karlsruhe" bestand sie. Von Schlafen war keine Rede. In den Betten wurden wir hin und her geworfen und mußten uns oft mit aller Gewalt festhalten, um nicht herausgeschleudert zu werden. Was nicht niet- und nagelfest war, bekam plötzlich Beine und wollte fort. In unserer Kabine ging es „drunter und drüber". Koffer, Hutschachteln fuhren im Zimmer herum, und Bücher, die in einem Netze unterhalb der Decke untergebracht worden waren, erinnerten uns unsanft an ihr Vorhandensein, indem sie uns thatsächlich an und auf den Kopf flogen. Schuhe liefen ohne Bewilligung ihres Besitzers fort; die Kleider folgten der anarchistischen Strömung; dann rebellierten auch die sonst so gut durch Metallbänder befestigten Gläser und Flaschen, indem sie ganz ungebührlich klirrten, und zum Schlusse liefen auch noch unsere Waschbehälter aus. Ein Bild des Chaos, der reinste Hexensabbath! Und dabei tönte während der ganzen Nacht mit jedem durch die Schiffsglocke angegebenen Stundenschlage aus dem Mastkorbe herab, in singendem Tone, der laute Ruf des wachthabenden Matrosen: „Alles wohl!" Eine Ironie, eine hohnvolle Illustration zu dem Zustande der meisten seekranken Passagiere.

Der Morgen (19. Mai) schlich heran, trübe und regnerisch

Digitized by Google

wie sein Vorgänger. Ich versuchte von unserer auf Promenadendeck gelegenen Kabine — mit einer solchen hatten wir unsere Oberdeckskabine vertauscht — in das nur wenige Schritte entfernte Rauchzimmer zu gelangen, machte aber trotz der verzweifeltsten Turnerkünste dreimal sehr unangenehme Bekanntschaft mit der Härte der Railings und der Eisenstangen, an die ich, einem Stück Holz gleich, hingeworfen wurde. Noch Tage später schmerzten die zerschundenen Glieder. Aber selbst in ihrem Wüten und Toben ist und bleibt die Natur großartig. Die haushohen Wogen mit ihren schäumenden Kämmen schimmerten jetzt in einem hellen Smaragdgrün und schienen sich darin zu gefallen, uns schwachen Menschen unsere Ohnmacht durch ihre eigene Kraft und Gewalt so recht vor Augen zu führen. Dabei ließen sie in ihrer übermütigen Laune das Schiff wie ein Spielzeug auf ihrem Rücken tanzen, so daß es rollte und stöhnte und in allen Fugen krachte. Doch der Himmel hatte endlich ein Einsehen; er ließ

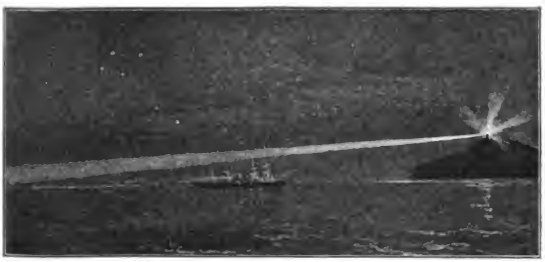
„Genug sein des grausamen Spiels,"

zog die zürnenden Wetterwolken gegen Nachmittag wie einen Vorhang zurück und zeigte sich in seinem das Gemüt so sehr beruhigenden, zarten Blau. Die See folgte gehorsam, wenn auch immer noch grollend, dem Winke und Beispiel von oben: gegen Abend ging sie in etwas gemäßigteres Tempo über. Die Küste von New South Wales kam in Sicht und präsentierte sich hübsch in klarer Himmelsbeleuchtung mit ihren Höhenzügen, mit den hellschimmernden Leuchttürmen, an denen die Brandung sich wuchtig brach. Auch unsere „kranken" Passagiere wagten sich nach und nach wieder an Deck. Wir fragten eine der englischen Damen, die mit uns nach Sydney fuhr, ob sie sich nicht während des Sturmes und der hohen See gefürchtet habe. „Oh no, I trust in our captain!" war Miß A.'s Antwort, die zugleich das größte Lob für unseren tüchtigen Kapitän enthielt und uns aus englischem Munde doppelt freute.

Und als wollte uns das Meer für die ausgestandenen Qualen entschädigen und uns kurz vor dem Ziele noch eines

Digitized by Google

ſeiner herrlichſten Phänomene als ſtete Erinnerung mit auf den Weg geben, ſo erglühte es, als die Nacht hereingebrochen, in einem Glanze, einem Leuchten, über das wir in helles Entzücken gerieten. Unbeſchreiblich ſchön war dieſer Anblick. Millionen von Feuerwalzen (Pyrosoma atlanticum) ſtrahlten wie funkelnde Brillanten eine Lichtfülle aus, von der allein auf jedes Einzeltierchen eine Fläche von fünf bis acht Centimeter kam. Und wenn der Kiel unſeres Schiffes in dieſe dichte, leuchtende Maſſe eintauchte, entſtand ein derartiges Aufblitzen, ein ſolches Feuergefunkel, daß man hätte glauben können, das Waſſer



Leuchtturm von South Head, Eingang in den Port Jackſon, Hafen von Sydney. Nachtbild, am Himmel das ſüdliche Kreuz.

brenne. In dieſer wunderbaren Pracht haben wir das Meeresleuchten, trotz ſpäterer großer Meerfahrten, nie wieder geſehen.

In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag fuhren wir durch die in die ſteilen Sandſteinfelſen eingefreſſene Meeresſtraße in Port Jackſon ein. Hoch oben, auf einem hohen Felſenvorſprung, flammte das elektriſche Licht des Leuchtturmes von South Head, weit hinaus ſeine Strahlen ſendend:

The grandeur of the lone old promontory,
The distant bourne of hills in purple guise,
Athrob with soft enchantment, high in glory,
The peak of Warning bosomed in the skies!

(Br. Stephens.)

Digitized by Google

Der Anker rasselte in die Tiefe, das Schiff stand still — wir lagen im Sydney Harbour.

Strahlender Sonnenschein lockte uns am Sonntag früh auf Deck. Unsere „Karlsruhe" lag weit draußen in dem großartigen, natürlichen Hafen, einer breiten, viele Meilen langen, in zahlreiche Arme gespaltenen Meeresbucht, wie sie in dieser Schönheit und Größe auf dem ganzen Erdenrund wohl wenig vorhanden ist. Der Hafen von Rio de Janeiro soll an Großartigkeit dem von Sydney ähnlich sein. Vor unserem Dampfer lag ein kleines Inselchen, nach alter Art mit rundem Turme befestigt, Fort Denison. Rechts und links, überall grüßten uns vom nahen Ufer aus hübsche Häuser, meist aus dem Grün üppigster Vegetation. Von ferne ließ sich das Häusermeer der City erblicken, das in angenehmer Weise durch vorgeschobene, grün bewachsene Hügel, Parks und dergleichen mehr, unterbrochen war, und weit im Hinterlande, am fernen Horizonte, hob sich blau der Höhenzug der Blue Mountains ab. Ein einzig schönes Panorama! Im Hafen aber lagen zahlreiche Schiffe, Segler und Dampfer aller Nationen, im Flaggenschmucke; dazwischen fuhren kleine, flinke Dampfboote, sogenannte Ferries, hin und her, und über alle dem wölbte sich ein blauer, wolkenloser Himmel und zeigte sich eine entzückende Transparenz der erquickenden, frischen Luft.

Wie muß dieses Landschaftsbild doch ganz anders geworden sein als im Jahre 1836, da der große Darwin hier seinen ersten und letzten Besuch machte, dachte ich; war doch „Darwins Reise" mein treuer Begleiter auf dieser Weltfahrt gewesen.

„Anstatt daß wir ein grünes, mit schönen Häusern übersäetes Land zu sehen bekamen, rief uns eine gerade Reihe von gelblichen Klippen die Küste von Patagonien ins Gedächtnis zurück. Nichts als ein einsamer, aus weißen Steinen erbauter Leuchtturm zeigte uns an, daß wir in der Nähe einer großen und volkreichen Stadt uns befänden. Als wir im Hafen waren, erschien er uns schön und geräumig, mit klippenförmigen Ufern von horizontal geschichtetem Sandstein. Das fast platte Land (?!)

Digitized by Google

iſt mit ſchmächtigen, ſtrauchartigen Bäumen bedeckt, die den Fluch der Unfruchtbarkeit andeuten.“

So ſchrieb Darwin am 12. Januar 1836! Und heute iſt wohl außer dem „ſchönen, geräumigen Hafen“ und den „Sandſteinklippen“ alles gerade das Gegenteil geworden von dem, was Englands unſterblicher Forſcher vor 64 Jahren geſehen, ein glanzvolles Zeugnis für britiſche Kraft und deren umformende koloniſatoriſche Thätigkeit!

Wir nahmen von unſerem guten Schiffe Abſchied. Lange Wochen war es unſer ſchwimmendes Heim, ein Stück Heimat ſelbſt, geweſen. Wir ſagten dem Kapitän, den Offizieren Lebewohl und hatten in den nächſten beiden Wochen, während die „Karlsruhe“ in Sydney lag, manchmal noch Gelegenheit, unſerer Anhänglichkeit an das Schiff, unſerer Anerkennung von deſſen tadelloſer Führung, in freundſchaftlichem Verkehre Ausdruck zu verleihen. Auch Stewards und Stewardeß der „Karlsruhe“ ſollen im Lobe nicht unerwähnt bleiben; wir waren zufrieden mit ihnen und bewunderten während der langen Reiſe oft die unglaubliche Geduld, die dieſe Leute bei den mancherlei Launen und Anſprüchen der Paſſagiere hatten, oder vielmehr haben mußten.

Ein kleiner Dampfer brachte uns von unſerer „Karlsruhe“ weg an den Circular Quay von Sydney, wo die endgiltige Auflöſung der noch übrig gebliebenen engeren Schiffsgeſellſchaft erfolgte. Ein Händedrücken — und wir waren allein auf dem fernen Boden von New South Wales.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Sydney.

Labor omnia vincit
Improbus.
(Die unabläſſige Arbeit beſiegt alles.)
(Vergil)

Sydney liegt auf dem 33° 51′ 41″ ſüdlicher Breite und auf dem 151° 11′ 40″ öſtlicher Länge, iſt Hauptſtadt und Regierungsſitz der Kolonie New South Wales und zählt mit den Vororten (unter welchen ſich auch ein ſolcher Namens Leichhardt befindet, ſo genannt nach dem auf einer Forſchungsreiſe in Auſtralien ſpurlos verſchwundenen deutſchen Forſcher Leichhardt) ca. 430 000 Einwohner.

Sydney iſt die älteſte und führende Stadt Auſtraliens, deren Geſchichte ſchon über 112 Jahre alt iſt. In der Auffindung dieſes Platzes, auf dem heute eine ſtolze Stadt ſteht, bewieſen die Engländer ihren wunderbaren Scharfblick als Koloniſateure; denn wahrlich, einen günſtiger und reizender gelegenen, geſchützten und doch zugleich dominierenden Ort hätte ſeiner Zeit Kapitän Phillip für ſeine Zwecke nicht finden können.

Vom offenen Ocean liegt die City etwa 4 Meilen ab, am ſüdlichen Teile von Port Jackſon, wie dieſer gewaltige Hafen genannt wird, der den größten Oceandampfern das Anlegen mitten im Herzen der Stadt geſtattet.

Es war Sonntag Morgen, engliſcher Sonntag mit ſeiner impoſanten Ruhe, als uns unſer kleines Boot am Circular Quay, an dem Pier des Norddeutſchen Lloyd, wie in großen,

Digitized by Google

deutschen Lettern an dem daran liegenden Warenschuppen zu lesen stand, gelandet hatte. Aber die vielen Ferries, hübsche, kleine Passagierboote, die, bunt beflaggt, den Hafen eilig durchfuhren, dazwischen Dampffähren, die Roß und Wagen samt Insassen ans jenseitige Ufer beförderten, die mächtigen Gebäude am Hafen selbst, die sausenden elektrischen Trams auf dem Quai, die sonntäglich geputzte, heitere Menge, die sich gegen die verschiedenen Ferry-Landestellen, sogenannte Jetties, bewegte, machte trotz Feiertages den Eindruck des Großen auf uns. Eine Weltstadt! Wohin wir unsere Blicke richteten, über alle die Bays weg, die wir sehen konnten, zwischen den grün bewachsenen, der City da und dort vorgelagerten Hügeln hindurch, überall ein Häusermeer, das sich in den Sonnenfluten badete. Kein Ort der Welt kann sich bei einem ersten Besuche auf eine vorteilhaftere Weise zeigen, als im Sonnenschein. Wahrlich, wir hätten keinen schöneren Tag wählen können, um Sydney von seiner besten Seite zu schauen, als diesen Sonnensonntag unserer Ankunft. Dabei bot der belebte Hafen ein farbenprächtiges Bild: alle die Schiffe in den vielen Bays und den verschiedenen Werften, mit den Flaggen ihrer Heimatländer und sonstigen bunten Wimpeln geschmückt, wirkten malerisch auf das Auge, und auch über vielen Gebäuden der Stadt wehte die englische Flagge im leichten Morgenwinde. „Zu Ehren der Befreiung von Mafeking," sagte uns unser Wirt, der uns an dem Pier erwartet hatte und uns nun auf einem Ferry-Boote hinüberbrachte nach dem North-Shore, nach Milson's Point, wo wir für die nächsten Wochen in einem englischen Boardinghouse Unterkunft begehrt hatten.

Unser neues Heim hieß „Elsiemere", ein schönes, geschmackvoll gebautes und eingerichtetes Haus, das mitten in einem Garten lag, in einer Vegetation, wie sie eben nur der subtropischen Region eigen. Mächtige Eugenien und Palmen, dazwischen der unvermeidliche Eukalyptus, ein gewaltiger Ficusbaum, enorme blühende Callas, mit Blüten übersäete Kamelien- und Rosenbäume, gelb und rot blühende Hibiscus-Arten, eine

Digitized by Google

aromatiſche, weiche und doch friſche Luft und dazu von der Veranda des Hauſes aus der direkte, wunderſchöne Blick auf den Circular Quay, hinüber auf die City und über den Port Jackſon — wir waren von dieſem Heim entzückt. Der vornehme, ruhige Ton der engliſchen Gäſte des Hauſes, die uns durchgehends mit tadelloſer Höflichkeit begegneten, mutete uns ſehr an, und wäre das Eſſen in Elſiemere nicht auf engliſche Art zubereitet geweſen, ſo hätten wir an dieſem Ort der Stille, des Friedens und der Schönheit wahrlich nie etwas auszuſetzen gehabt.

Nach Tiſch — nach dem Lunch oder zweiten Frühſtück — fuhren wir hinüber in die City, um einen Spaziergang zu machen. Der gute Eindruck vom Morgen wurde bei unſerem Schlendern durch die Straßen und Parks nicht nur nicht verringert, ſondern machte offener Bewunderung für die Kraft und Leiſtung der Bewohner Platz. Welch eine Umwandlung, welch ein Fortſchritt in kurzer Zeit! Ich begreife Darwin, wie er am 12. Januar 1836 anläßlich ſeines Beſuches in Sydney ſchreibt:

„Am Abend machte ich einen Spaziergang durch die Stadt und kehrte voll von Bewunderung über das, was ich geſehen, zurück. Es bietet ein großartiges Zeugnis von der Kraft des britiſchen Volkes. Hier, in einem viel weniger verſprechenden Lande, haben einige Jahrzehnte mehr bewirkt, als dieſelbe Zahl von Jahrhunderten in Süd-Amerika. Mein erſtes Gefühl war, mir Glück zu wünſchen, ein Engländer zu ſein!“ —

Und wahrlich, wäre ich nicht von Geburt und von ganzem Herzen Deutſcher, ich möchte auch nur Engländer ſein!

Melbournes Straßen, die breiter und ſauberer ſind, als die von Sydney, gefielen uns beſſer; trotzdem aber macht die Hauptſtadt von New South Wales beim erſten Gang durch ihre Hauptſtraßen im allgemeinen den Eindruck einer ſchönen Stadt, wenn wir auch hier, wie anderwärts in Auſtralien, neben den ſchönſten Gebäuden oft recht primitive Hütten antrafen — höchſte Kultur neben Unkultur. Auch der botaniſche Garten, dem wir einen kurzen Beſuch abſtatteten, imponierte

Digitized by Google

uns im erſten Augenblicke flüchtiger Betrachtung weniger als der von Melbourne, wenn auch deſſen prachtvolle Lage uns ſofort auffiel — wir ſollten aber ſpäter bei unſeren weiteren Beſuchen dieſen Park gründlicher kennen und hoch ſchätzen lernen. Maſſenhaft Volk war in den an den botaniſchen Garten anſtoßenden Parks, Inner und Outer Domain, vorhanden. Heilsarmeeprediger, ſowie andere Apoſtel verſchiedenſter Glaubensgeſellſchaften ſuchten, teils beſcheiden vom Boden aus, teils weniger beſcheiden von einer aufgeſchlagenen Kanzel herab, unter einem mächtigen Ficus elastica-Baume, der hier ganze Alleen bildet, die kreisförmig dicht um ſie geſcharten Menſchen zu bekehren oder doch zu Geldbeiträgen für ihre Zwecke zu verführen. Ein merkwürdiges Sonntagsbild, ähnlich dem in Adelaide geſehenen.

Mit einbrechender Nacht kehrten wir in unſer Heim jenſeits des Waſſers zurück, reicher wieder an geſammelten Beobachtungen und Eindrücken. Sydneys Straßenbeleuchtung (Gas) fiel uns auch wieder als geringer auf im Vergleich mit derjenigen von Melbourne. Wir genoſſen noch mit vollen Zügen den hübſchen Anblick der beleuchteten Stadt, der zahlloſen, über den Hafen hinüber- und herüberfahrenden, in verſchiedenfarbigem, elektriſchem Lichte erſtrahlenden Ferries von unſerer Veranda aus: ein reizendes Stadt- und Seebild, voll Glanz und Leben.

Bei unſerer Ankunft herrſchte leider in Sydney die Peſt. Wenn man auch in Anbetracht der bedeutenden Einwohnerzahl der Stadt nicht von einer Epidemie im eigentlichen Sinne des Wortes reden konnte, ſo kamen doch ſeit Monaten ſchon täglich Erkrankungen vor, die ſich aber gegen das Ende unſeres Aufenthaltes in Sydney hin immer mehr reduzierten. Der Ausbruch der Peſt hatte für die Stadt wenigſtens das Gute, daß die Frage der Kanaliſation der City und Vororte, die bedauerlicherweiſe nur mangelhaft, und da nur in gewiſſen kleineren Bezirken, beſtand, endgiltig an die Hand genommen und in toto ausgeführt werden ſollte. Hoffentlich hat Sydney dieſe gebiete-

Digitized by Google

rische Forderung der modernen Hygieine und des besten Schutzes gegen solche Invasionen, wie z. B. die Pest, inzwischen erfüllt.

Die Pest (Pestis) ist eine der ansteckendsten und gefährlichsten Krankheiten der heißen Zone, von der sie, wie wir gesehen, leicht an andere Orte eingeschleppt werden kann. Der Krankheitserreger ist ein Bakterium, ein mikroskopisch kleines Gebilde, das am Boden zu haften scheint. Namentlich in Fliegen und vor allem in den verendeten Ratten der Peststädte wird das Kontagium (der Ansteckungsstoff) gefunden, das übrigens auch durch die Luft und durch Berührung übertragen werden kann, z. B. durch die Atmungswerkzeuge und durch die Haut — durch letztere jedoch nur bei offenen, wenn auch noch so kleinen Wunden. Das Kontagium kann durch gesunde Personen, durch leblose Gegenstände, die von Kranken benutzt wurden (Wäsche, Kleider, Betten u. s. w.), auch durch Waren verschleppt werden. Die Entwicklung und Verbreitung der Seuche wird in souveränster Weise unterstützt durch hygieine Mißstände, soziales Elend und daran geknüpfte Anhäufung von Schmutz in den Häusern und auf den Straßen, mangelhafte Beseitigung von Fäkalstoffen, sowie anderen tierischen Auswurfsstoffen und dergleichen mehr. Kurz, der beste Schutz gegen diese fürchterliche Infektionskrankheit, wie gegen noch so manche andere, ist Sauberkeit um sich, Reinlichkeit an sich, menschenwürdiges Wohnen und Leben.

In Sydney verlief die Pest gutartig; die Mortalität war relativ sehr gering. Die Regierung ergriff alle möglichen Schutzmaßregeln, wie sofortige Isolierung und Transport der Kranken in eine extra angelegte Peststation (Quarantäne), Serumimpfungen, Rattenvertilgung en gros u. s. w. Die Hauptmaßregel aber ist richtige Kanalisation, energische Straßenreinigung und damit verknüpfte rascheste Entfernung aller Abfälle!

Mit einer eigentümlichen Gewohnheit der Hausbewohner von Sydney, resp. dessen Vororten, sollten wir gleich zu Anfang unseres dortigen Aufenthaltes Bekanntschaft machen: mit dem

Digitized by Google

Verbrennen der Küchen- und Kehrichtabfälle, welche jeweils in irgend einem Winkel des Hofes oder Gartens dem Feuer überantwortet werden. Der Rauch, der durch diesen Prozeß entsteht, verbunden mit dem sich entwickelnden Geruch verbrennender organischer Substanzen, belästigte uns manchmal, und zwar um so fühlbarer, wenn der Wind die Rauchwolken direkt der Wohnung zutrug. Dieses Vernichten der Abfälle ist entschieden ein gutes Mittel, um eine Masse von Infektionskeimen, wie sie naturgemäß den Abfällen beigemengt sind, unschädlich zu machen; aber solche Arbeiten müssen im großen und weit weg von menschlicher Ansiedelung ausgeführt werden, nicht aber in deren unmittelbarer Nähe. Eine allgemein eingeführte, regelmäßige Kehrichtabfuhr unter obrigkeitlicher Kontrolle — an einzelnen Orten von Sydney existiert schon etwas derartiges — muß auch diesen in unsere Zeit mit ihren sanitären Anforderungen nicht mehr passenden Übelstand in der Metropole von New South Wales beseitigen.

Schwere Regengüsse setzten ein und ließen uns tagelang kaum aus dem Hause. Es goß wie mit Eimern; Millionen Liter Wasser tränkten die Erde, und an den Straßenrändern schienen kleine, wilde Gebirgsbäche zu laufen. Australischer Wintersanfang! Wie schade, daß in diesem Lande die Niederschlagsmengen so ungleich verteilt sind! Im Winter zu viel, im Sommer zu wenig, oft monatelang gar nichts. Ein Land der Extreme! Nachdem der Himmel drei Tage und drei Nächte ununterbrochen seine gewaltigsten Schleusen offen gehalten, ließ er sich endlich am vierten Tage herbei, eine kleine Pause zu machen.

Es war der Geburtstag der Königin — Queen's Birthday — (24. Mai), der als Festtag gefeiert wird. Um 12 Uhr mittags donnerten die Kanonen von Dawes Point Battery zum Ehrensalut, als ob ein Angriff auf die City abzuwehren sei; Blitz auf Blitz fuhr auf, und der Donner rollte, als wäre ein heftiges Gewitter losgebrochen. Dann kanonierten die weiter außen im Port Jackson liegenden Kriegsschiffe; ein kriegerisches

Digitized by Google

Getöse und viel Pulverdampf, dazu Musik und bunte Flaggen. Gegen Abend übernahm Gott Pluvius wieder die Regierung, die beabsichtigten Illuminationen rücksichtslos zu Wasser machend. „Und der Regen, der regnet jeglichen Tag", konnten auch wir bald, wie der Narr in Shakespeares König Lear, verzweiflungsvoll ausrufen.

Der große Tag allgemeinen Festtrubels, nationalster Begeisterung, die offizielle Feier der Befreiung Mafekings — ein Sedan für den Engländer — die restierende Geburtstagsfeier der Königin, durfte, ja, mußte doch mit allem Recht ordentliches Wetter beanspruchen. Und wirklich, am Sonnabend, gegen Mittag, hörte der Regen für kurze Zeit auf, und ein bewölkter Himmel schaute griesgrämig auf Sydney hernieder. Allgemeiner Holyday, süßer Name für den so gerne Festtag machenden Australier, wurde für Sonnabend, den 26. Mai, proklamiert, und eine auf Hunderttausende zu schätzende Menschenmenge trieb sich in der City herum. Man konnte sich kaum durch die Menschenmassen winden. Überall Flaggen, überall bunte Wimpel, ja, sogar quer über die Straßen waren Seile gespannt, von denen Fahnen in allen Farben herabhingen. An der langgestreckten Front des Hauptpostamtes standen in mächtigen Lettern aus Gasröhren die Namen Baden-Powell und Lord Roberts zu lesen; am Abend wurden sie der Menge in strahlendem Lichte gezeigt. Auch an anderen Häusern, z. B. an den verschiedenen Zeitungsredaktionen, waren ähnliche Beleuchtungseffekte angebracht. Baden-Powell war überhaupt der Held und Abgott des Tages. Nicht nur war sein Bild in fast allen Läden ausgestellt, sondern es war auch noch mit Bändern in Blau-Weiß-Rot, den Farben Englands, umgeben, und mancherorts wurde sogar auf die Brust des Helden eine Medaille geheftet. Ja, Hüte à la Baden-Powell gab es(!) — ein Glück für den Gefeierten, daß er augenblicklich in Afrika weilte; hier hätte ihn der fanatische Enthusiasmus der Menge in Stücke gerissen, aus lauter Freude! Alles war beflaggt; auch die Leute, bis auf die Kinder herab, trugen zierliche Miniatur-

Digitized by Google

flaggen angesteckt oder doch wenigstens die englischen Farben in mehr oder weniger langen Bändern im Knopfloch, an die Brust geheftet oder um den Hut geschlungen. Auch Medaillen mit Bändern in den englischen Farben trugen Alte und Junge, wie aus einem Feldzuge heimgekehrte Krieger. Paraden über die Milizen wurden abgehalten. Mit klingendem Spiele durchzogen militärisch uniformierte Musikbanden die Straßen, hinter ihnen die aufgeregte, lärmende Menge. Cheers auf die Königin, Baden-Powell, Lord Roberts erschütterten die Luft; eine Leidenschaftlichkeit, ein Chauvinismus herrschte, wie ich ihn der sonst so nüchternen und verständigen angelsächsischen Rasse gar nicht zugetraut. Es ist etwas Erhabenes um den echten Patriotismus; aber der zeigt sich nur in der That, nicht im Geschrei, und mir kommt daher dieses überlaute Bekennen von Vaterlandsliebe stets sehr verdächtig vor. Was für eine ernste, tiefgehende Begeisterung herrschte anno 1870 in Deutschland, welch ein Opfermut und welche weihevolle Ruhe! Und hier — was für ein Gegensatz! Und nur anläßlich eines an sich doch herzlich wenig bedeutenden militärischen Ereignisses und kleinen Erfolges! Chauvinismus oder der bis zur Tollheit getriebene Patriotismus, der gewöhnlich bei der ersten feindlichen Granate feige zittert, ist stets das Symptom pathologischer Erscheinung, genau wie der Größenwahn beim Einzelnen oder einer ganzen Nation nur der Anfang von dessen Unzurechnungsfähigkeit und Untergang ist.

Aber nichts für ungut; die wirklich guten Australier, die ich lieben und achten gelernt, werden männliche, offene Kritik vertragen. Und ich habe dieses Vertrauen in sie, trotzdem der Abend noch mit einem Mißklang für Deutschland schloß. Wir kamen müde und abgespannt aus dem tollen Trubel am Circular Quay an. Da lag zu unserer Freude in Front der City unsere alte, liebe „Karlsruhe", die die deutsche Flagge gehißt hatte. Wir statteten ihr einen Besuch ab und saßen mit einigen der Herren Offiziere in freundlichem Gespräche im Rauchzimmer. An unserem Schiffe vorbei fuhren die zahlreichen Ferries, bunt

Digitized by Google

beleuchtet und teilweise sogar ihren auf Deck gelegenen Maschinenraum mit den aus Zeitungen entnommenen Bildern der Helden Afrikas und englischen Flaggen geschmückt. Cheers auf England ertönten, aber — plötzlich ein dreifach gebrülltes „Down Germany!“ aus einem an unserer „Karlsruhe“ vorbeifahrenden Ferryboote. Wir sprangen auf, hinaus auf Deck — kehrten aber ohne jegliche Erwiderung ins Rauchzimmer zurück: betrunkene Buben können anständige Deutsche und die deutsche Flagge nirgends beleidigen.

Und woher rührte dieses kindische Anfeinden? Deutschland sollte den Buren Waffen geliefert haben! Und der „Right Honourable Mr. Chamberlain“, einer der Haupturheber des Krieges, einer der Hetzer und Anstifter des England schlecht genug anstehenden Chauvinismus, war Patronenlieferant der Buren! Für diesen Herrn ist eben alles nur „Business“. O Hohn und Ironie! Wie leicht läßt sich doch die Menge bethören, und wie wenig Verstand braucht es, sie zu regieren! Darin liegt eben die Gefahr für die Nationen, daß der Einzelne sowohl wie ein ganzes Volk, zu einseitig gehalten, zu wenig aufgeklärt wird, und daher einseitig und beschränkt urteilt. Ehrliche Aufklärung und Belehrung des Volkes sollte die erste und vornehmste Aufgabe der Regierungen sein. Wieviel Jammer und Elend würde dadurch auf der Welt, die für alle da ist, vermieden!

Der spätere Abend brachte uns noch einen schönen Anblick: die Illumination von Stadt und Hafen. Namentlich letzterer mit den vom Mast bis zur Wasserlinie herab in Tausenden von elektrischen Lampen erstrahlenden Kriegsschiffen gewährte einen großartigen Anblick, den wir von der Veranda unseres Boardinghouses aus voll auf uns einwirken ließen.

Während der nächsten Tage, die uns erneuten Regen brachten, durchquerten wir das ganze Stadtgebiet mit seinen zahlreichen Vororten nach allen Richtungen, galt es uns doch zunächst, ein passendes Häuschen zu finden, das uns gestatten sollte, frei und ungestört, nach deutscher Sitte zu leben.

Digitized by Google

Der City gegenüber, auf der Nordseite von Port Jackson, liegen eine Reihe selbständiger Gemeinden, die aber nirgends scharf abgetrennt sind, sondern den Eindruck eines großen Ganzen machen und den Totalnamen North-Sydney führen. Dieses North-Sydney steht mit der City in regstem Schiffsverkehr, der ununterbrochen, Tag und Nacht, in bestimmten Intervallen vor sich geht und vom Nordufer regelmäßig auf den Circular Quay ausmündet, wo wiederum die Centralstelle der elektrischen Trams ist. North-Sydney trägt fast durchweg den Charakter des Ländlichen, gleichwie die jenseits des Hafens gelegenen südlichen Vororte der City. Überall meist kleine Häuser mit Gärten, breite Straßen, oft von enormer Länge, bald bergauf, bald bergab führend, mäßig ausgeführt, teilweise mit asphaltierten Bürgersteigen und fast durchweg mittelmäßiger Gasbeleuchtung. Elektrische Kabeltrams — auf dem Süduser neben denselben auch Dampftrams — verringern die enormen Distanzen, ebenso die Eisenbahnen. Die Beförderungsmittel sind durchgehends gut und in Anbetracht der großen, zurückzulegenden Entfernungen als relativ billig zu bezeichnen. An praktischer Einrichtung der Stationen sowohl wie der Vehikel selbst lassen sie nichts zu wünschen übrig. Die Höflichkeit des Dienst thuenden Personals ist wirklich bemerkenswert; ebenso ist das Benehmen des fahrenden Publikums, das besonders morgens und abends in Massen die Trams und Bahnen von und nach den Vororten benutzt, mit seltenen Ausnahmen ein würdiges. Den Trinkgelderunfug, wie er z. B. in Europa auf Trams immer mehr einreißt, kennt man glücklicherweise bis jetzt in Australien noch nicht. Auch sonst wird dieser in Deutschland in hoher Blüte stehende Mißstand in Australien im allgemeinen noch wenig geübt; leider ist er aber da und dort schon importiert worden — von Deutschen.

Auf unseren vielen Kreuz- und Querfahrten, die manchmal wahre Tagereisen wurden, lernten wir Sydney gründlich kennen. Lächelnd meinte einmal einer unserer Bekannten, daß wir uns in kurzer Zeit mehr Lokalkenntnisse in der Metropole von New

Digitized by Google

South Wales erworben hätten, als er trotz jahrelanger Anwesenheit.

Wir besuchten den deutschen Generalkonsul, Herrn Legationsrat Kempermann, der in liebenswürdiger Weise unseren Wohnungswünschen zu entsprechen suchte. Leider ist dieser auch in englischen Kreisen hoch angesehene Herr seit unserer Abreise von Sydney gestorben.

Auch Herr L....., dessen Liebenswürdigkeit ich den Zutritt zum deutschen Klub zu danken hatte, half uns bereitwilligst bei der Lösung der Wohnungsfrage, und siehe da — plötzlich hatten wir gefunden, was wir wünschten: ein einfaches, aber sehr sauberes, kleines, möbliertes Häuschen an der lieblichen Double Bay, auf der südlichen Seite von Port Jackson.

Inzwischen waren nahezu vierzehn Tage herumgegangen, und unsere „Karlsruhe" war zur Abfahrt nach Deutschland bereit. Am Abend vorher, Freitag, den 1. Juni, besuchten wir unser Schiff zum letztenmale, um endgiltig Abschied zu nehmen. Am 2. Juni, vormittags 11 Uhr, dampfte die „Karlsruhe" stolz und ruhig vom Circular Quay ab. Zahlreiche Menschen standen auf dem Pier; ein gegenseitiges Winken und Grüßen, und dann wurde die Entfernung immer größer. Ein Stück Heimat zog der alten Heimat wieder zu, und uns selbst ging dieser Abschied näher, als wir uns gegenseitig eingestehen wollten.

Das Klubleben ist in Australien sehr entwickelt. Die Klubs sind geschlossene Gesellschaften, in welche man nur unter bestimmten Bedingungen als Mitglied aufgenommen werden kann und welche ihre eigenen Lokale, oft wahre Paläste, mit Wirtschaftsbetrieb, besitzen. Auch in Sydney existieren eine Reihe Klubs, darunter auch ein deutscher. Von dem Vorhandensein einer zweiten deutschen Gesellschaft, die zu besuchen ich keine Gelegenheit hatte, wurde mir ebenfalls gesprochen. Die englischen Klubs führen ihre bestimmten Namen, wie z. B. Union, Athenäum Club u. s. w. Sie nehmen auch Deutsche als Mitglieder auf, und der Ton, der in denselben herrscht, ist, wie ich mich selbst überzeugen konnte, ein ebenso feiner,

Digitized by Google

als namentlich auch dem Fremden gegenüber wohlthuend entgegenkommender. Die Deutschen üben Gegenrecht und nehmen auch Engländer als Mitglieder auf, ein Verfahren, das ich in Anbetracht der so wichtigen Pflege guter Beziehungen zwischen Engländern und Deutschen nur loben kann.

Der deutsche Klub besitzt ein prächtiges Heim, ein Haus für sich, an der Phillip Street, in der City. Eine stattliche Freitreppe führt zum Eingang hinauf, an dem linker Hand ein elegantes Fremdenzimmer, eine Art Empfangssalon, liegt. Durch die Flügelthüren, die ein englisch-australischer Piccolo lautlos zurückschiebt, tritt der Fremde in das Vestibule, welches mit Statuen und Bildern deutscher Kaiser geschmückt ist, ebenso wie der Korridor mit deutschen Fürsten und Heerführern aus der großen siebeniger Zeit. Wir gehen zunächst in die Garderobe, um Hut und Stock abzulegen. Auch da Eleganz und Sauberkeit, Spiegel, Haarkämme, Bürsten, eine Anzahl Wasserbecken mit Seife und Handtuch. Der Speisesaal ist wirklich schön: Wandgemälde al fresco, Scenen aus deutschem Ratsleben im Mittelalter, und aus dem „Trompeter von Säckingen", wirken stimmungsvoll. Ein Teil des Saales wird durch die Bühne eingenommen, auf der ein Flügel steht. Der Speisesaal dient nämlich auch als Gesellschaftssaal, in welchem bei festlichen Anlässen Theaterstücke von den Mitgliedern des Klubs aufgeführt werden. Ein Rauchzimmer, matt erhellt durch farbige Fensterscheiben, haucht deutsche Gemütlichkeit förmlich aus, und von einer der Wände sieht Bismarcks Bild auf Germaniens Söhne herab. Hier ist auch eine Art Bar, der dem Durstigen alles Wünschenswerte liefert. Ein großes Billardzimmer und sogar eine Telephonstation vollenden die Parterre-Einrichtung. Im Keller sind zwei Kegelbahnen, und steigen wir hinauf in den ersten Stock, so finden wir u. a. ein Spielzimmer, einen Lesesaal mit anstoßender verglaster Veranda, wo alle möglichen deutschen Zeitungen in fast verschwenderischer Auswahl aufliegen, eine reichhaltige Bibliothek u. s. f. Alle Einrichtungen sind ebenso komfortabel als elegant. Die übrigen Zimmer des

Digitized by Google

Hauses, einfach, aber sehr sauber und nett möbliert, werden an Herren vermietet, die zu kürzerem oder längerem Aufenthalte in Sydney weilen, und zwar zu so billigen Preisen, mit oder ohne Verköstigung, daß die Benutzung eines solch günstigen Umstandes jedem nach Sydney kommenden, alleinstehenden Deutschen nicht dringend genug empfohlen werden kann. Daß in einem solchen Hause auch den weitgehendsten Ansprüchen der Hygieine Genüge geleistet wird, daß Douchen, warme und kalte Bäder vorhanden sind, versteht sich eigentlich von selbst.

Und der Ton der Gesellschaft? Neben einzelnen Vertretern von Kunst und Wissenschaft gehört die Mehrzahl der Mitglieder dem Kaufmannsstande an, wie ganz natürlich; es sind durchgehends gebildete Leute, deren offene Art sich zu geben, mich sympathisch berührte. Mir selbst kamen all' die Herren, die ich kennen zu lernen das Vergnügen hatte, mit Freundlichkeit und Wärme entgegen, und manche Bekanntschaft, die ich gemacht, manche angenehme Stunde, die ich im deutschen Klub in Sydney zugebracht, habe ich als dauernde und liebe Erinnerung mit mir über die Meere genommen. Jedem wackern Deutschen, der nach dem fernen Australien kommt, rate ich den Besuch des Klubs an; bleibt er längere Zeit dort, so versäume er nicht, die Zulassung zu einem englischen Klub nachzusuchen. Dies bringt ihm nur Vorteile; denn nationale Vorurteile, die oft so hemmend auf das geschäftliche Leben einwirken, werden am besten zerstört durch den ungezwungenen gegenseitigen geselligen Verkehr.

Eine deutsche Zeitung, die „Deutsche Post", die einmal wöchentlich in Sydney erscheint, sucht den Interessen des Deutschtums in New South Wales zu dienen. Ihr Ton gegenüber dem englischen Elemente, das nun einmal, und zwar mit Fug und Recht, in Australien das dominierende ist, ließ früher viel zu wünschen übrig, wie uns von anständiger deutscher Seite versichert wurde. Dieses unkluge Benehmen des Blattes dürfte sich aber geändert haben, da es inzwischen in andere Hände überging. Es ist überhaupt bedauerlich, daß es noch so viele

Digitized by Google

Landsleute — auch in Australien — giebt, die glauben, in der Fremde die gleichen Verhältnisse erwarten zu müssen, wie sie sie daheim verlassen haben, und nun über alles wegwerfend urteilen, was nicht ihren heimatlichen Gebräuchen entspricht. Dies beobachtete ich auf meinen weiten Reisen oft. Es ist dies jedoch eine doppelte Thorheit: nicht nur machen sich solche Leute das kurze Leben bitter genug, sondern sie erschweren sich auch selbst ihre Existenz, ihr Emporkommen; denn man kann es z. B. den Engländern nicht verdenken, wenn sie Deutsche rücksichtslos behandeln, die auf England und englisches Wesen schimpfen. Setze man sich nur umgekehrt in den gleichen Fall, und man muß den Leuten Recht geben. Jede Nation ist Herr in ihrem eigenen Lande und der Australier in Australien, das er sich wahrhaftig schwer genug erst in ernster, ausdauernder Arbeit erobern und verdienen mußte. Wir erwarten in Deutschland von jedem Fremden, der mit uns in Konkurrenz tritt, daß er sich den bestehenden Verhältnissen fügt — das gleiche Recht steht aber auch anderen Völkern zu.

„Schick' dich in die Welt hinein;
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Als daß sich schickt die Welt in ihn hinein."

Das ist ein Sprüchlein, das man jedem, der in die Welt hinaus zieht, mit auf den Weg geben sollte.

Die leitenden englischen Tagesblätter in Sydney sind u. a. The Morning Herald, Daily Telegraph, Evening News, Australian Star, lauter anständige Blätter, die aber mehr den lokalen und patriotischen Interessen dienen und vom Auslande, dem Kontinent Europa, relativ dürftige Nachrichten bringen. Manche Seite ihres oft stattlichen Umfanges ist Mitteilungen aus dem Sportsleben gewidmet, spielt doch der Sport in allen möglichen Formen, besonders Rennen, Crickets und Fußball, eine bedeutende Rolle in Australien. Ja, es scheint sogar, als sei hier die Meisterschaft im Sport in der Achtung der Menge höher gestellt, als die Meisterschaft im Berufe; denn oft lasen wir in den Zeitungen von Australiern, die im Kriege gegen

Digitized by Google

Transvaal gefallen, wohl was sie Ausgezeichnetes im Cricket und Fußball oder bei Wettrennen geleistet, nicht aber, was sie im Leben gewesen. Sehr bezeichnend! Daß auch einmal in einer Zeitung (Truth) von einem „greedy, grasping Germany“ die Rede war, stört die guten Beziehungen zwischen Australien und Deutschland nicht; denn unsere heimische Presse zeichnete sich England gegenüber bis jetzt im großen und ganzen nicht nur durch Mangel an politischem Verständnis, sondern auch durch gewaltiges Schimpfen aus.

Sogar ein chinesisches Blatt in chinesischen Schriftzeichen wird in Sydney herausgegeben, wie es überhaupt an Blättern aller Art, auch wissenschaftlicher Richtung, nicht fehlt.

Die Altstadt Sydney ist nicht so regelmäßig und schön angelegt wie Melbourne. Sie ist lang und relativ schmal mit wenig regelmäßigen Straßen, man merkt eben deutlich, daß Sydney schon eine etwas „ältere“ Stadt ist. Die Hauptverkehrsadern der City sind George und Pitt Street, große, fast parallel miteinander laufende Straßen, die die City ihrer ganzen Länge nach durchziehen und auf den Hafen (Sydney Cove) ausmünden. Während es in der Pitt Street von allen möglichen Fahrzeugen wimmelt, saust durch die George Street fast ununterbrochen der elektrische Tram in einer Weise auf den doppelt angelegten Geleisen, die alle Vorsicht der Passanten beansprucht. Beide Straßen enthalten manches schöne, stattliche Gebäude, manchen Laden, der in Ausstattung und Umfang sich in jeder Großstadt Europas sehen lassen dürfte.

Die Macquarie Street zeichnet sich durch vornehme Stille aus. Sie ist eine obere Parallelstraße zur Pitt Street, und an ihr liegen eine Reihe von Palästen, in gelbem Sandstein ausgeführt, die Regierungszwecken dienen, ebenso wie in der Bridge Street, einer gegen den Circular Quay hin gelegenen, breiten Seitenstraße. Market und King Street sind die verkehrsreichsten Querstraßen in der City. Durch letztere läuft, bis weit nach Woollahra hinaus, der elektrische Kabeltram, und von der bereits erwähnten Phillip Street aus (parallel der Macquarie

Digitized by Google

Street) geht der Dampftram, der, genau wie ein Eisenbahnzug, die City mit einer Anzahl der südlichen Vororte in regster Verbindung hält. Passagen, mit Glas überdeckt, vermitteln den Durchgang zwischen gewaltigen Häuserblocks in der City, wie z. B. der elegante „Strand", und zeichnen sich durch den Reichtum ihrer Läden aus.

Die öffentlichen Gärten, Parks, liegen nicht in der eigentlichen Altstadt; sie grenzen an dieselbe, wie z. B. der botanische Garten, Inner und Outer Domain, der Hyde Park, Phillip Park, während andere, nicht minder große, freie Plätze, wie Moore Park mit dem zoologischen Garten, Centennial, Victoria, Wentworth Park auf Vororte entfallen. Aber an Großartigkeit der Anlagen und Pracht der Vegetation sind einzelne dieser Parks geradezu Sehenswürdigkeiten, die ihren Anlegern und Sydney höchste Ehre machen. Da ist nirgends an Raum, Luft, Licht gespart; diese gewaltigen, grünen Oasen in der enormen Stadt sind die natürlichen Lungen derselben. Und nicht nur Süd-Sydney zeichnet sich in dieser Richtung aus, nein, auch Nord-Sydney hat seine großen, grünen Parks. Rechnet man zu dieser Fülle öffentlicher Plätze, Anlagen und Gärten noch die zahllosen Privatparks, in denen die Villen ihrer Besitzer liegen, so erhält man eine derartige Summe von freien, bepflanzten Orten, wie sie in der Welt wohl erreicht, schwerlich aber übertroffen werden kann. Kein Wunder, daß Städte wie Sydney als sehr gesund bezeichnet werden.

Schreitet die Stadt, gleich Melbourne, auf dem betretenen Wege allgemeiner Sanierung weiter, so müssen die australischen Metropolen überhaupt, dank ihres wundervollen Klimas, zu den allergesundesten der Welt gerechnet werden trotz ihrer großen, stetig zunehmenden Bewohnerzahl.

Während die Straßen der City und auch einzelner Vororte im allgemeinen in ebener Richtung verlaufen, führt die Mehrzahl der Straßen auf dem Nord- wie dem Süduser bergauf und bergab, wie es eben das wellige, hügelige Terrain mit sich bringt. Für Radfahrer ist daher Sydney, einige Orte an der

Digitized by Google

Peripherie abgerechnet, nicht das Ideal einer Stadt, und daß es dort dennoch genug Radler giebt, die sich tollen Mutes sogar in den belebtesten Straßen der City ohne Schaden durchzuwinden wissen, hat uns, selbst gute Radfahrer, oft genug mit Staunen erfüllt.

Von den öffentlichen Gebäuden in Sydney verdient zunächst die Hauptpost Erwähnung. Eine mächtige, mit der Statue der Königin geschmückte Front von 353 Fuß Länge wird durch zwei Flügel, nach der Pitt Street einerseits und der George Street andererseits, abgeschlossen. Der George Street-Flügel trägt hoch oben eine mächtige elektrische Uhr. Vor der Front dieses in einem Gemisch von florentiner und venetianer Stil aufgeführten Sandsteinbaues dehnt sich eine kurze, breite Straße zwischen den genannten Verkehrsadern aus und gestattet die ganze, machtvolle Einwirkung des Palastes auf den Beschauer. Ein schlanker, zierlicher Turm schmückt die Mitte der frontalen Anlage und steigt bis zu einer Höhe von 250 Fuß auf. Auch er ist mit Uhr und Glocke geschmückt. Die Uhr zeigt nach vier Seiten die Zeit, bei Nacht in heller Beleuchtung. Die Glocke, über 15 Fuß im Durchmesser, schlägt die Stunden in harmonischen, weithin hörbaren Akkorden. Auf der Spitze des Turmes ist, wie in Melbourne, eine Flaggenstation, die der kaufmännischen Welt Sydneys durch allgemein bekannte Flaggensignale jeweils die mit den Schiffen aus den fernen Weltteilen eingelaufenen Posten anzeigt. Die Farbenskala zum Erkennen der Signale liegt in den Kolonnaden der Post auf. Diese Kolonnaden, welche den ganzen Bau umziehen, sind von grauen Granitsäulen mit korinthischen Kapitälen eingefaßt. Granitstufen führen zu den Säulengängen empor, an welche sich die verschiedenen Abteilungen anschließen, die dem kolossalen Postverkehre dienen. Wetterberichte von Land und See sind in den Kolonnaden angeschlagen und stets von Neugierigen dicht umlagert. Ein Regenbericht aus dem Innern des Landes gilt der Sydneyer Welt mehr als politische Mitteilungen aus irgend einem Staate Europas. Der Schiffsverkehr, so weit er die Beförderung von Postsachen be-

Digitized by Google

trifft, ist ebenfalls genau angegeben: welche Posten fällig sind, welche abgehen, wann der letzte Postanschluß für diese oder jene Linie ist, der Name des Dampfers, womit die Briefe befördert werden u. s. w. Pulte zum Schreiben mit den nötigen Utensilien sind in den Räumen vorhanden, ja, sogar Directories (Adreßbücher) von ganz Australien liegen auf. Kurz, diese australische Post ist ebenso praktisch als großartig in ihrer Einrichtung.

Die Kosten der Hauptpost, in welcher neben dem Telegraphen- auch ein Bureau für Informationen über Eisenbahnen und Verkauf von Eisenbahnbillets eingerichtet ist, betrugen total 400 000 Pfund Sterl. (8 Millionen Mark). Daß ein solcher Staatsbau auch würdige Bauten in der Nachbarschaft haben muß, ist eigentlich selbstverständlich, und es sind speziell zwei amerikanische Versicherungsgesellschaften unter den zahlreichen Assurance Cos., die rechts und links an den entgegengesetzten Straßenecken ihre turmhohen Sitze haben, die außerdem noch allen möglichen Handelszwecken in abgegrenzten Abteilungen dienen. Durch verschwenderische Pracht im Innern zeichnet sich die amerikanische Equitable auch in Sydney aus. An der Bridge Street baut sich der Norddeutsche Lloyd, Bremen, ein schönes Heim. An dieser Straße, welche heute den alten Tank Stream überdeckt, über den früher eine Brücke führte (daher ihr Name), liegen auch verschiedenen Zwecken dienende Regierungsgebäude der Kolonie. Das Schatzamt, hübsch in der Bauart und elegant im Innern; das Departement für öffentliche Gesundheitspflege, ein einfacher Bau, aber praktisch eingerichtet; der Gouverneurspalast, in englischem Stile, inmitten eines großartigen Parkes dominierend gelegen, mit unübertroffener Aussicht auf Port Jackson bis zum South Head, eine kleine Fürstenresidenz, in der der Ton eines Hofes herrscht; die freie Bibliothek, ein prächtiger Eckbau gegenüber der Inner Domain; das Parlament, mit demjenigen von Melbourne verglichen, allerdings innen und außen sehr bescheiden zurückstehend; diese Gebäude alle befinden sich an der Macquarie Street, ebenso ein gewaltiges Hospital,

Digitized by Google

das Departement für Minen und der Distrikts-Gerichtshof. Der oberste Gerichtshof liegt in dessen Nähe und imponiert im Bau ebenso wenig wie der vorhergenannte.

Mächtige Häuser für den Warenverkehr sind in der Nähe des Circular Quay und zeigen Sydneys bedeutenden Handel schon durch ihre Größenverhältnisse. Banken aller Art und mit allen möglichen Namen, zumeist in wirklichen Palästen der verschiedensten Stile untergebracht, sind in der City vorhanden, wie auch unter den vielen Hotels solche von Riesendimensionen und hochmoderner Einrichtung prangen.

Ein aus Marmor ausgeführter „Bar" in der City, im Gegensatz zu den gewöhnlichen Bars mit eleganten, marmornen Tischchen, Stühlen und Dekorationen an den Wänden versehen, präsentiert sich in der elektrischen Beleuchtung großstädtisch, vornehm. Die „Market", ein Häuserblock zwischen vier Straßen, dessen eine Seite an der George Street steht, ist im Grunde genommen ein Potpourri von allem Möglichen: da sind Läden in der langen, mit Glas bedeckten und mit einer Kuppel gekrönten Mittelgalerie, Läden außen, gegen die Straße, ein Hotel, eine Konzerthalle, eine Photographie-Galerie in seinen Mauern, kurz, ein Mixtum compositum in einem massiven Riesenbau, der die Kleinigkeit von 700 000 Pfund Sterl., inkl. Platz, gekostet hat.

Als Nachbar dieser Markthallen steht, stolz und vornehm wie ein Königsschloß, das Stadthaus, Town Hall, da. Ein gelber Sandsteinbau, eine harmonische Mischung verschiedener Stile, erfreut es das Auge durch die Schönheit seiner Architektur. Der Glocken- und Uhrturm, 156 Fuß hoch, krönt die Mitte des Haupteinganges, zu dem eine Freitreppe emporführt. Die Glocke schlägt die Viertelstunden in ähnlich klangvoller Weise wie die der Hauptpost. Im Innern des Stadthauses ist ein Riesensaal, 166½ Fuß lang, 85 Fuß breit und 65 Fuß hoch, wohl einer der größten der ganzen Welt, darin eine Riesenorgel, welche 13 000 Pfund Sterl. gekostet hat und die nur mit halbem Tone gespielt werden soll, da die Schallwirkung eine so gewaltige sei,

Digitized by Google

Zu Seite 88/89.

Town Hall (Stadthaus) von Sydney, Hauptstadt von Neu-Süd-Wales.

Digitized by Google

daß der Saal darunter not leide. Dieser Saal, in dem regelmäßig Orgelkonzerte abgehalten werden und der auch anderen Zwecken der Unterhaltung dient, kann einige Tausend Personen fassen.

Neben der Town Hall, gleichsam als Trifolium der hier so nahe bei einander liegenden Riesenbauten, befindet sich die St. Andrew's Cathedrale, ein freundlicher Bau im Stile der späten Gotik ausgeführt, mit zwei Türmen und innerer stimmungsvoller Ausstattung.

Auf dem Wege zur Universität kommt man an der Eisenbahn-Centralstation (Redfern) vorbei, die am südlichsten Ende der City gelegen und u. a. einen Personenverkehr aufweist, wie er eben der Größe Sydneys entspricht. Das Gebäude selbst ist unscheinbar und dürfte über kurz oder lang einem größeren Platz machen müssen; immerhin gefiel uns die praktische Einteilung des Bahnhofes in die verschiedenen von ihm ausgehenden Linien, die ein Irren nahezu ausschließt.

Die Universität ist von der eigentlichen City ziemlich weit entfernt, im Vororte Newtown, mitten in einem großen, grünen Parke, der an den Victoria Park stößt. Sie ist in gleicher Weise wissenschaftlich thätig und eingeteilt, wie diejenige von Melbourne. Auch Frauen haben zu allen Fakultäten Zutritt. Das Hauptgebäude ist in gotischem Stile gehalten. Im Hintergrunde des Universitätsparkes liegt das stattliche, große Prinz Alfred-Hospital, in dessen Nähe, wiederum zerstreut, die verschiedenen Colleges für die Ausbildung der Theologen stehen (St. John's, St. Paul's, St. Andrew's). Die ganze Anlage dieser der universellen Bildung gewidmeten Stätten ist nach jeder Richtung hin, auch in Bezug auf den Raum, der fast unbegrenztes Ausdehnen gestattet, großartig zu nennen.

Das Observatorium von Sydney liegt auf einer Anhöhe, in der Nähe von Port Jackson, in der City. Das ehemalige Observatorium von Parramatta wurde aufgehoben und die betreffenden Instrumente in die neue Gründung übergeführt (1856). Mit dem Observatorium ist zugleich eine meteorologische Station, sowie eine Signalstation für die Schiffe verbunden.

Digitized by Google

In den Parks und auf den Squares ist Sydney mit Denkmälern geschmückt; da steht z. B. das der Königin Victoria auf dem Queen's Square, ein bronzenes Standbild auf prächtigem Granitsockel. Albert the Good, Gemahl der Königin, steht auf der andern Seite des Platzes, am Eingang in den Hyde Park. Kapitän Cook, General Bourke, Kapitän Phillip haben ihre Monumente, auch hervorragenden Bürgern der Stadt, die auf dem Gebiete von Handel, Industrie und Politik Bedeutendes geleistet, wie Mort, Wentworth, sind Denkmäler gesetzt.

An Kirchen aller möglichen Glaubensrichtungen leidet Sydney keinen Mangel. Die St. Mary's Cathedrale, an deren Ausbau noch gearbeitet wurde, vertritt führend die römisch-katholische Richtung. Die Synagoge ist architektonisch wirklich schön, und auch den freimaurerischen Bestrebungen fehlt es nicht an sogenannten Hallen oder Tempeln. Ein englischer Erzbischof und ein Kardinal residieren in Sydney. Auffallend schöne Bauten außerhalb der City wurden uns als Colleges genannt, die der Ausbildung katholischer Priester dienen.

Für den hohen, gemeinnützigen Sinn, der Regierung und Bevölkerung Sydneys auszeichnet, sprechen eine Reihe öffentlicher Anstalten: verschiedene Krankenhäuser, Institute für Taubstumme, Blinde, Altersasyle, Heimstätten für Frauen, Kinder, Nachtasyle u. s. w. Auch eine Berufsfeuerwehr, ähnlich der von Melbourne, ist in Sydney Tag und Nacht auf ihrem Posten.

Ein sehenswertes Museum, dessen griechisch gehaltene Front gegen den östlichen Teil des Hyde Park sieht, nennt Sydney sein eigen. Es wird vom Publikum außerordentlich zahlreich besucht, namentlich an den Sonntag Nachmittagen, und birgt des Belehrenden in seinen Sammlungen in reicher Fülle. Die zoologische Sammlung, die besonders prachtvoll präparierte Skelette einer Menge australischer Tiere (Vögel, Reptilien) enthält, ist eine stattliche zu nennen und wissenschaftlich eingeteilt. Das Schönste aber ist entschieden die geologische Sammlung, die in einer Pracht und Reichhaltigkeit vorhanden ist, wie man sie wohl selten sonst in der Welt zu sehen bekommt.

Digitized by Google

Auch eine Kunstgalerie befindet sich als hübscher Bau in einem Parke (Outer Domain) und enthält trotz ihrer Jugend (25 Jahre) eine wertvolle Sammlung an Öl- und Aquarellbildern bester Meister, Skulpturen und dergl. mehr. Die Regierung giebt jährlich für den Ankauf neuer Werke eine stattliche Summe aus, 1898 z. B. 5412 Pfund Sterl., und die Bevölkerung anerkennt diese Leistung für ihre Geschmacksbildung durch einen regen Besuch.

Ein ungeheures Röhrennetz versieht die City, wie die Vororte, mit dem so notwendigen Wasser, mit dem hier sparsam umgegangen wird, das aber trotzdem in keinem Hause fehlt. In früheren Zeiten, als die Stadt noch nicht so enorm angewachsen war, wurde in ingeniöser Weise das meteorische Wasser (Regenwasser), das hier an der Küste zeitweise sehr reichlich niederströmt, in unmittelbarer Nähe der Metropole selbst, in der Gegend von Botany, gefaßt. Das Regenwasser, durch den sandigen Boden sickernd, wurde dadurch in natürlicher Weise filtriert und war von guter Beschaffenheit. Geschlossene Reservoirs schützten dieses kostbare Naß, an das die Wohlfahrt der Bürger und die Entwicklung der Stadt gebunden war, vor Verdunstung und jeglicher weiterer, äußerer Verunreinigung und noch heute dient diese alte Wasserleitung einem Teil von Sydney für dessen Bedürfnisse. Die Hauptmasse des Wassers, mit dem Sydney jetzt aber versorgt wird, stammt aus dem Flusse Nepean. In einer Entfernung von 60 Meilen von der Metropole wird das Wasser dieses Flusses in kunstvoller Weise gefaßt, zunächst in ein Reservoir bei Parramatta geleitet und von da aus der Stadt weiter zugeführt. Pumpwerke befördern das Wasser in die höher gelegenen Vorstädte, und die Kosten dieser großartigen Leitung betrugen über 2 Millionen Pfund (40 Millionen Mark).

Bedenkt man, daß alle diese Arbeiten, Leistungen und Verschönerungen Sydneys erst verhältnismäßig jungen Datums sind, so muß man über die Energie, Kraft und zähe Ausdauer der Kolonisten staunen, die, eine Menge von Schwierigkeiten überwindend, nach und nach einen Ort geschaffen haben, der bereits

Digitized by Google

bewegend im Handel, Wandel und Wettbewerbe der Nationen, bei denen die Geſchicke der Welt liegen, eingreift. Was die weiße Raſſe in ſtrengem Kampfe ums Daſein leiſten kann, hat Amerika zuerſt der ſtaunenden, alten Welt gezeigt; aber wahrlich, Auſtralien, unter Exiſtenzbedingungen kämpfend, die teilweiſe ungünſtiger ſind, als die amerikaniſchen, hat in unglaublich kurzer Zeit geradezu Großartiges zuſtande gebracht und verdient daher mit höchſter Auszeichnung den obenſtehenden Ausſpruch Vergils:

Die unabläſſige Arbeit beſiegt alles!

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Sydney und sein Leben.

Such' keine Weisheit und Erfahrung
In alter Bücher Staub vertieft —
Die allerbeste Offenbarung
Ist: die aus erster Quelle trieft!
(Mirza-Schaffy.)

Vom Postgebäude Woollahra und der Tramstation führt eine hübsche, mit Bäumen bepflanzte Garten- und Villenstraße hinab bis zu den Ufern der freundlichen Double Bay: die Lower Ocean Street, und wenige Schritte von dieser und dem Meere entfernt, in einer breiten, gut gehaltenen Seitenstraße, stand „Berea", unser uns lieb gewordenes australisches Heim.

Einer hübschen, englischen Sitte folgend, wohnt der Australier mit seiner Familie in einem Häuschen für sich, das er nach lieben Personen, nach hübschen Orten benennt oder für das er irgend eine andere sinnreiche Bezeichnung erfindet. Oft verrät schon der Name des Hauses die Heimat des Besitzers. So fanden wir u. a. Namen wie Pöseldorf, Elberfeld, Thüringen, Frankfurt, Edinbourgh, Glasgow, Oakland u. s. w. Auch Bezeichnungen aus bekannten englischen Romanen werden häufig gewählt, wie Ivanhoe, Kenilworth, Clarissa u. s. f. Andere nennen ihre Häuser Mozart, Mimosa, Athelstane, Arnold, Eliza, Edgecliff, Rancliff u. s. w. Das unsere hieß, wie gesagt, Berea. In Bauart und Einrichtung entsprach es ganz dem in Australien allgemein üblichen Charakter. Die Einfamilienhäuser sind, wenn auch nicht ausschließlich, so doch größtenteils, entweder sogenannte Cottages, die nur aus dem Erdgeschoß bestehen, oder schmale,

Digitized by Google

einstöckige Gebäude. Die ersteren sind sehr bequem für die Hausfrau, indem sämtliche Räumlichkeiten in einer Flucht liegen und keine Treppe zu steigen ist. Nach vorn befinden sich in der Regel Dining-room und Drawing-room, d. h. Eßzimmer und besseres Wohnzimmer, nach hinten zwei bis drei Schlafzimmer, ein Baderaum, eine Kammer für die Magd. Küche und Speisekammer sind im Anbau untergebracht. Diese praktische Einrichtung, durch welche jeder Küchengeruch in der Wohnung vermieden wird, findet sich auch in den einstöckigen Häusern, zu denen unser „Berea" zählte. Da sind Eß- und Wohnzimmer im Erdgeschoß, die Schlafräume oben. Keller und Dachboden sind nur selten vorhanden. Vor dem Hause ist meist ein hübsches Gärtchen, hinter dem Hause ein Hof mit Waschküche und ein Hühnerhof. Kaminfeuer durchwärmen abends die Zimmer, wenn der milde australische Winter einmal einen kühleren Tag gebracht. Gas beleuchtet Wohn- und Schlafräume, wie auch Gänge und Küche. Vielfach dient auch die Gaseinrichtung zum Kochen, was jedenfalls handlicher ist, als der sehr unpraktische, niedere, englische Herd — der bei uns allgemein übliche französische scheint wenig im Gebrauch zu sein — der meistens in der dunkelsten Ecke der Küche aufgemauert steht und seine rußigen Spuren Töpfen und Pfannen aufprägt. Wenn aber auch das Gas in Sydney nicht teuer ist, so kommt doch natürlich die Holz- und Kohlenfeuerung in einem Lande, das beides im Überflusse besitzt, noch bei weitem billiger zu stehen. Doch wird sich die deutsche Hausfrau schwer an den englischen Herd gewöhnen können.

Mit Ausnahme der Küche entspricht die Einrichtung eines solchen Häuschens ganz dem praktischen Sinne, der die Engländer auszeichnet. In keiner Wohnung, sei sie auch noch so bescheiden, fehlt das Bad, beinahe nirgends das Gas. Ein Angebot von möblierten wie von unmöblierten Häusern ist stets vorhanden; doch sind die Preise für deutsche Begriffe beträchtlich. Unter 80—100 Pfund Sterl., d. h. 1600—2000 Mark per annum, ist ein unmöbliertes, einfaches, aber hübsch ge-

Digitized by Google

legenes Heim in gutem Quartier nicht zu bekommen; für möblierte Häuser verlangte man von uns bis zu drei und einer halben Guinee, d. h. bis zu 63 Mark pro Woche (!) ohne irgend welchen besondern Comfort oder große Eleganz.

Wer nach Australien kommt, findet viel Schönes, was ihm die Heimat nicht geboten; andererseits muß er aber auch auf manche ihm lieb gewordene Gewohnheit verzichten. Sobald wir ein Heim gefunden hatten, suchten wir uns bei deutscher Küche von den nun einmal für einen deutschen Magen unverdaulichen, halb rohen, englischen Braten und Hammelkotelettes, den faden, nur mit Wasser abgekochten Gemüsen und den übermäßig gewürzten Suppen zu erholen. Doch brachten uns unsere Einkäufe in dieser Richtung manche Enttäuschung.

City wie Suburbs (Vorstädte) weisen zahlreiche, meist sehr saubere, mit Marmortischen versehene Fleischerläden auf; aber während der ganzen Woche wird weder ein Kalb noch ein Schwein geschlachtet; Beef und Mutton (Rind- und Hammelfleisch) wird Tag für Tag feilgeboten. Nur der Sonnabend macht eine Ausnahme und bringt allerlei Abwechslung. Wünscht man während der Woche das tägliche Einerlei einmal zu unterbrechen, so findet man in der City zwei Kalb- und einen Schweineschlächter. Aber auch die Beschaffenheit des Gebotenen entspricht unseren deutschen Begriffen nur teilweise. Das Schlachtvieh wird auf andere, zum Teil ganz eigentümliche Weise zerlegt, so daß beim Rindfleisch z. B. nur das sogenannte Rumpsteak (Schwanzstück) wirklich zart, alles andere aber meist zähe ist. Darum steht natürlich auch das Rumpsteak am höchsten im Preis. Die Fleischpreise sind im allgemeinen bedeutend niedriger wie bei uns:

Rindfleisch	4	Pence	pro Pfund (Rumpsteak 6 Pence)
Hammelfleisch	4	„	„ „
Kalbfleisch	6	„	„ „
Schweinefleisch	6—9	„	„ „

Da keine ganz jungen Kälber geschlachtet werden dürfen, ist das Kalbfleisch dunkel von Farbe und wenig schmackhaft. Auch beim Schweinefleisch entsprechen nur die Kotelettes und die geräucherten

Digitized by Google

Stücke unserem Geschmack. Wurstwaren sind des warmen Klimas wegen sehr scharf gepfeffert und wenig empfehlenswert.

Besser steht es mit dem Brot; denn wer das trockene, krümelnde englische Gebäck nicht liebt, dem liefert ein deutscher Bäcker täglich das herrlichste Roggenbrot ins Haus, selbst wenn er in der entlegensten Vorstadt Sydneys wohnt. Mit Pferd und Wagen kommen Fleischer, Bäcker, Spezierer, Gemüse- und Obsthändler, Milchleute, ja, sogar der Wäscher vors Haus gefahren. Da nimmt man seine Waren in Empfang und giebt neue Bestellungen auf.

Eine vorzügliche Milch, ausgezeichnete Butter und Eier tragen viel zur Verbesserung der Küche bei. Brot, Milch und Butter stehen ungefähr im gleichen Preise wie in Deutschland; die Eier sind jedoch sehr teuer, im Winter bis zu 3 und 3½ Shilling pro Dutzend. Deshalb halten die meisten Leute selbst Hühner. An der Double Bay z. B. wimmelte es von Federvieh. Da schlüpften Hahn und Hennen, Perlhühner, Truthähne und Gänse einträchtig miteinander durch die Hecken. Neben ihrer anerkannten Nützlichkeit sollen sie die vielen Küchenabfälle aufzehren, da, wie bereits bemerkt, eine richtige Abfuhr derselben nicht überall existiert. Die Hühner selbst sind größer und langbeiniger, als unsere einheimischen, und der Hahn zeichnet sich nicht nur, wie bei uns, durch seine körperliche Größe und Schönheit, sondern auch durch seine Stimme aus. Und diesen australischen Hahnengesang finde ich entschieden volltönender als den europäischen. Da verstehen die bespornten und rot behelmten Burschen zu krähen, das muß man ihnen lassen! Einer unserer Nachbarn z. B. hatte einen weißen Hahn, der uns anfangs schweren Ärger verursachte, schließlich aber ein Gegenstand der Bewunderung für uns wurde. Es war ein schon etwas älterer, aber noch äußerst beweglicher Herr, dieser Hahn. Seinen Jugendtenor hatte er zwar, den Naturgesetzen gemäß, eingebüßt; was aber seine Stimme an Höhe verloren, das hatte sie an Gewalt und Tiefe gewonnen. Wie manche Stunde Schlafes raubte uns dieser Hahn, das verkörperte, lebendig gewordene Sinnbild der

Digitized by Google

Wachſamkeit! Wenn alles ſchlief und die Nacht ihren milden Schleier über die bei Tageslicht ſo unruhig haſtende Menſchheit deckte — er allein wachte und ließ ſeinen Kriegsruf unermüdlich und faſt ununterbrochen erſchallen. Er ruhte nicht, bis er alle ſeine Genoſſen in der Nachbarſchaft geweckt und zu ihrer Pflicht der lauten Wachſamkeit gerufen hatte. Als der Tapferſte der Tapfern ließ er nie in der Ausübung ſeiner Führerrolle nach, und die Folge davon war ein ſich immer wiederholendes nächtliches Hahnenkonzert, an das uns zu gewöhnen wir Mühe hatten. Aber ſelbſt mit dem Tagesanbruche, mit dem aufſteigenden Lichte, gönnte ſich der unermüdliche Sänger keine Ruhe. Auf den Straßen einher ſtolzierend, ſang er alle Augenblicke in den tiefſten Tönen, und dieſe Unermüdlichkeit war es, die ſchließlich unſer Erſtaunen wachrief. Wo und wie dieſer „Gockel“ ausruhte, iſt uns ein Rätſel geblieben. Für uns war er das reinſte Perpetuum mobile.

Verdrießlich wanderte ich eines Tages zum benachbarten Greengrocer, dem mutmaßlichen Eigentümer des ewig krähenden Ungeheuers.

„Wollen Sie mir Ihren Hahn verkaufen, den großen, weißen, mit der lauten Stimme?“

Lächelnd antwortete der breitſchultrige, freundliche Mann: „Der gehört nicht mir; er gehört dem »Schoolmaſter«; he only comes sometimes to pay a visit to my hens.“ Und auf meine Frage, ob wohl der „Schoolmaſter“ ſeinen ſtattlichen „Gockel“ verkaufe, meinte mein Gewährsmann, das glaube er kaum; „we never sell the old ones.“ Und ſo war es. Der unermüdliche Wächter von der Double Bay blieb dem Leben und ſeine Stimme den Anwohnern erhalten. Wir aber nahmen ſein Andenken mit nach Europa und lachen in der Erinnerung noch manchmal herzlich über dieſen alten, choleriſchen, Nervenſchwäche und Ermüdung nicht kennenden Tag- und Nachtwächter von der Ocean Street an der Double Bay.

Das auſtraliſche Obſt, das teils auf dem Feſtlande ſelbſt kultiviert, teils von der früchtereichen Inſel Tasmanien einge-

Digitized by Google

führt wird, zeichnet sich durch großen Wohlgeschmack aus. Die rotwangigen Australäpfel gehören wohl überhaupt zu den besten Apfelsorten. Im Preise stehen sie, wie auch die Birnen, im Winter wenigstens, ziemlich hoch. Die nahrhaften Bananen und die saftreichen Mandarinen dagegen sind gut und billig, ebenso wie Orangen und Citronen. Die Kartoffeln erreichen unsere deutsche Knollenfrucht an Güte nicht; sie sind weniger mehlig und süßlich im Geschmack; doch sind die australischen Gemüse den deutschen gleichwertig. Die Obst- und Gemüsehändler sind mit wenigen Ausnahmen Italiener oder Chinesen. Erstere haben es meist zu einem kleinen Laden an gangbarer Lage gebracht; letztere verlegen sich aufs Hausieren.

Was die alkoholischen Getränke anbelangt, so ist Australien für einen durstigen Deutschen, der nicht über bedeutende Geldmittel verfügt, kein Eldorado. In Australien selbst wächst Wein und zwar in ziemlich beträchtlicher Menge; in seinem Geschmacke erinnert er an süd-französische und italienische Weine; dem deutschen Gaumen sagt er nicht sonderlich zu, weil er außerordentlich kräftig und alkoholreich ist. Auch ist sein Preis unverhältnismäßig hoch, bis zu 3 Shilling die Flasche. Am billigsten kommt derjenige weg, der den Wein in größerer Quantität direkt vom Produzenten kauft und auf Flaschen abzieht. Bier wird in Australien da und dort gebraut und kommt unter dem deutsch klingenden Namen „Lagerbeer" in den Verkehr. Es wird meist in Flaschen von etwa 6 dl zu 1 Shilling 6 Pence ausgeschenkt, schmeckt nicht übel, wirkt aber eher Durst erregend, als Durst löschend. Englische Biere, wie Pale-Ale und Porter, und deutsche (Münchner und Pilsener) sind selbstverständlich überall zu haben; doch sind die deutschen Biere für die subtropische Zone entsprechend zubereitet, alkoholreich und salicyliert. Das Hauptgetränk in Australien ist leider Whisky, ein aus Gerste bereiteter Branntwein, der besonders aus Schottland und Irland stammt. Mit Sodawasser gemischt, wird er meist in den Bars oder Stehschenken bis zu einem halben Shilling das Glas verabfolgt, wobei auch noch in den größeren Bars

Digitized by Google

dem Trinker unentgeltlich alle möglichen Nahrungsmittel, wie Brot, Schinken, Zunge, Käse u. s. w. zur Verfügung stehen. Das beste Getränk für den Deutschen in Australien dürfte der leichte, heimatliche Wein bleiben, den er sich ohne allzuviele Kosten für Transport und Zoll verhältnismäßig preiswert verschaffen kann.

Das allerbeste Getränk aber für die warmen Zonen sind und bleiben Fruchtsäfte, die ebenso gesund, als zu gleicher Zeit erfrischend, Durst löschend und billig sind. Wie sonderbar, daß die Mehrzahl der Menschen das nicht begreifen will, was doch so nahe liegt und so zuträglich ist! Wahrlich, der Whisky fordert mehr Opfer an Menschenleben, als die eigentlichen Krankheiten, und mancher Europäer würde die klimatologischen Verhältnisse und den Kampf ums Dasein in Australien und anderswo besser ertragen, wenn er mäßiger wäre. Es beruht alles auf der Macht der Gewohnheit, das Übel wie das Gute, und nicht dringend genug kann man allen Auswanderern die Warnung zurufen: hütet euch vor Schnaps und Spiel, und seid mäßig!

Ein Gang durch die verkehrsreichen Straßen der City zeigt uns Laden an Laden mit reicher, geschmackvoller Ausstattung und Schaustellung. Da kann man, wie in den Großstädten Europas, haben, was das Herz begehrt — so man über die nötigen Mittel zum Kaufe verfügt. Namentlich des Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr wogt eine schau- und kauflustige Menge durch die Straßen und die glasüberdachten Passagen von Schaufenster zu Schaufenster, und in den gangbaren Geschäften drängt sich oft die Menge Kopf an Kopf. Meistens sind es Damen, die in eleganter Straßentoilette „shopping", d. h. einkaufen gehen, wobei es sich aber selten um Lebensmittel — die werden ja ins Haus gebracht — sondern meistens um Toilette- und Luxusgegenstände handelt, die man auswählt und sich zuschicken läßt. Diese Dinge sind durchgehends teurer wie in Deutschland. Das gilt besonders von der Damentoilette, und die elegante Welt Sydneys bezahlt oft für ein angeblich

Digitized by Google

aus Paris kommendes Gesellschaftskleid oder Evening dress geradezu fabelhafte Preise. Die Herrengarderobe ist bedeutend billiger und bewegt sich ungefähr in denselben Preislagen, wie in Deutschland. Sehr preiswert und in großer Auswahl vorhanden ist das Schuhwerk, das größtenteils aus England und Amerika importiert wird.

Unserem Häuschen „Berea" gegenüber, in einem großen, grünen Grasgarten, stand die Public school, die Volksschule von Double Bay. Eine große Menge von Knaben und Mädchen gingen dort täglich aus und ein und spielten in den Freistunden auf dem Rasen im Garten. Es waren Kinder aus allen Ständen, die hier eine gemeinsame Erziehung genossen, ohne Unterschied des Standes und der Konfession. Vom Religionsunterrichte in der Schule können die Kinder befreit werden, wenn die Ansichten des Lehrers zu weit von denjenigen der Eltern abweichen. Der Unterricht, der in der Public school mit den Elementarfächern begonnen wird, kann in der Superior public school, höheren Volksschule, fortgesetzt und in der High school, hohen Schule, die auf die Universität vorbereitet, vollendet werden. High schools mit etwas reduziertem Lehrplan existieren auch für Mädchen. Das zu entrichtende Schulgeld ist klein; es soll drei Pence wöchentlich nicht übersteigen. Sind in einer Familie mehr wie vier Kinder vorhanden, so haben sie vom fünften ab die Schule frei. Armen wird das Schulgeld oft erlassen. Daß durch die geringen Beiträge der Eltern die Kosten für die Staatsschulen nicht gedeckt werden können, versteht sich von selbst. 1899 z. B. entfielen in New South Wales noch 656 829 Pfund Sterl. = 13 136 580 Mark auf die Staatskasse — gewiß eine großartige Leistung für die kleine Bevölkerung!

Neben den öffentlichen Schulen existieren noch eine Reihe von Privatschulen; auch Abendschulen und konfessionelle Sonntagsschulen sind vorhanden.

Mit Vergnügen beobachteten wir oft die Kinder, die die uns gegenüberliegende Public school besuchten. Wie anständig, wie sauber kamen sie daher! Wie ruhig entfernten sie sich nach

Digitized by Google

Schulſchluß! Kein häßliches Geſchrei, kein Drängen und Stoßen! In den Freiſtunden tönte lebhaftes Rufen, luſtiges Lachen der ſpielenden Jugend zu uns herüber; aber auf ein einfaches Händeklatſchen der Aufſicht führenden Lehrerin verſtummten die zu laut gewordenen Kinder plötzlich. Händeklatſchen zeigte auch das Ende der Freiſtunde an, worauf ſich in wenigen Augenblicken der Spielplatz leerte und vollſte Ruhe eintrat. Ebenſo herrſchte große Disziplin während der im Freien abgehaltenen Turnſtunden. Überhaupt ſind die auſtraliſchen Kinder von den unſern in ihrem Weſen ſehr verſchieden. Von früheſter Jugend an, ſobald ſie eben gehen und reden können, werden ſie an eine gewiſſe Selbſtändigkeit gewöhnt. Man läßt ſie unbeſorgt auf den öffentlichen Spielplätzen an den Spielen größerer Kinder teilnehmen; man ſchickt ſie mit Aufträgen auch in ziemlich entfernte Gegenden; man traut ihnen mehr zu — und ſie leiſten mehr.

Das kleine, noch nicht einmal ſchulpflichtige Mädchen des Gemüſehändlers, der mit uns in derſelben Straße wohnte, hütete oft den Laden, während ihre Mutter den Hausſtand verſah und der Vater zu Markte gefahren war. Sie bediente die wenigen in den ſpäteren Vormittagsſtunden erſcheinenden Kunden gewiſſenhaft, wußte alles, was vorhanden war und kannte den Preis jedes Stückes. Nur mit dem Zuſammenzählen mehrerer Poſten wollte es nicht recht gehen. So hatte ich auch eines Tages allerlei bei dem kleinen Ladenjüngferchen eingehandelt und mit ihr ausgerechnet, daß die Ware elf und einen halben Penny koſte. Ich gab ihr einen Shilling. Mit höflichem Danke nimmt ſie das Geldſtück. Now I owe you a half-penny", ſagt ſie ernſthaft, und wirklich, am nächſten Tage bekomme ich meinen halben Penny von der Kleinen, die ihn unterdeſſen bei der Mutter eingewechſelt hat.

Auch ein Junge, er mochte etwa neun bis zehn Jahre zählen, beluſtigte uns zuweilen, wie er keck auf ſeinem Pferde durch die Straßen ritt, den Handkorb am Arme, und ſo ſeine Einkäufe beſorgte.

Digitized by Google

In den elektrischen Trams, nicht nur in den Vororten, sondern oft auch im dichtesten Gewühle der Stadt, traf man verhältnismäßig kleine Kinder, die geschickt und furchtlos ihren Weg machten. Zeitungsjungen sprangen mit den Abendblättern auf die dicht besetzten Straßenbahnwagen, ihre Neuigkeiten anbietend. Auf ein höflich ablehnendes „No, thank you", zogen sie sich ohne jede weitere Zudringlichkeit zurück, sprangen ab und versuchten ihr Heil beim nächsten Tram. Überhaupt war in Sydney nirgends der ungezogene Ton zu vernehmen, der unsere Straßenjugend so oft auszeichnet.

Am wenigsten gefielen uns hier, wie anderwärts in Australien, die halberwachsenen Mädchen, die frühreif, anspruchsvoll und nur allzu selbstbewußt in ihrem Benehmen auftreten. Sie scheinen sehr von ihrem eigenen Werte überzeugt zu sein; doch nehmen auch sie nicht nur an Jahren, sondern auch an Selbsterkenntnis und infolgedessen an Bescheidenheit zu. Das wenig ansprechende australische Mädchen wird eine anmutige, oft auffallend hübsche Frau.

Die Australierin ist weder in ihrem Äußeren noch in ihrem Wesen mit der Engländerin zu verwechseln. Schlank, wohl proportioniert, mit regelmäßigen, ansprechenden Gesichtszügen und großen lebhaften Augen, in denen sich der helle Himmel ihrer Heimat zu spiegeln scheint, gleicht sie weit eher der Süd-Französin, als ihrer steifen Schwester in der britischen Heimat. Und man muß es der Australierin lassen: sie weiß sich zu tragen; sie weiß ihre Vorzüge durch geschmackvolle Toilette ins hellste Licht zu rücken, ein harmonisches Ganze zu bilden. Sie liebt lebhafte Farben; doch vermeidet sie mit Geschick alles Unschöne, Schreiende. Auch der viele Schmuck, den sie trägt, macht nicht den Eindruck des Überladenen, den er bei der Europäerin unbedingt hervorrufen würde; denn hier wird er anders, mit mehr Grazie, getragen. Und einen unschönen Schmuckgegenstand, der leider bei uns noch häufig getroffen wird, verwirft die australische Frau vollständig: den Ohrring! Während unseres monatelangen Aufenthaltes in Sydney trafen wir nur

Digitized by Google

zwei Frauen, die der Unſitte des Ohrringtragens huldigten, und das waren augenſcheinlich Franzöſinnen.

Die Frau wird auf dem fernen, ſüdlichen Kontinent ſehr hoch gehalten.

... Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben ...

Kennt auch der Auſtralier dieſes deutſche Dichterwort nicht, ſo befolgt er es doch unwiſſentlich. Der Mann arbeitet; die Frau dagegen ſoll ſein Daſein verſchönern, ſein Haus ſchmücken und repräſentieren. Ihr iſt aller Luxus, ſoweit er nicht die materielle Kraft des Mannes überſteigt, geſtattet, und ſie liebt den Luxus — vielleicht nur allzu ſehr. Ihr Weſen iſt freundlich, entgegenkommend; ſie iſt eine liebenswürdige Geſellſchafterin und niemals abſtoßend gegen Fremde, wie man das unter den eigentlichen Engländern ſo häufig findet. Fröhlichen Gemütes und kindlichen Sinnes plaudert ſie gern, läßt ſich gern unterhalten und — gern bewundern. Und woher rührt dieſe Umwandlung des urſprünglich rein engliſchen Elementes in die ſo auffallend freundliche Form des jetzigen Auſtraliers? Es iſt die Sonne, die Fülle des Lichtes, welche dieſen Umwandlungsprozeß hervorgebracht hat. Wir ſind ein Hauch, bewegt von jedem Druck der Luft! Um wieviel mehr ſind wir in unſeren Affekten, in unſeren Vorſtellungen abhängig von der lebendigen Kraft der Sonne! Ein trüber Regentag, und unſere Stimmung iſt ſofort eine andere als geſtern, da die Sonne ſtrahlend am Himmel ſtand. Kein Wunder daher, daß in allen Sonnenländern die Menſchen heiterer, fröhlicher ſind, als in Europas ſonnenarmem Norden! Auſtraliens ſchöner Himmel hat dieſes Wunder der Veränderung, namentlich auch in der körperlichen Entwicklung ſeiner Bewohner, bewirkt.

Nicht nur die auſtraliſche Frau, der Auſtralier im allgemeinen iſt ein freundlicher, durchaus höflicher, liebenswürdiger Menſch. Jede gewünſchte Auskunft wird bereitwilligſt erteilt, ſei es auf der Poſt, der Bahn, den Ferries, bei der Gas Company oder ſonſt irgendwo. Überall tritt uns dieſelbe Freund-

Digitized by Google

lichkeit, dieselbe Bereitwilligkeit entgegen. Die Auskünfte werden klar und so korrekt gegeben, daß Mißverständnisse kaum möglich sind. Bezahlt man im Tram seinen Penny oder, je nach der Strecke, auch deren zwei, so spricht der Kondukteur sein höfliches „Thank you", giebt das Billet und man antwortet ihm mit einem ebenso höflichen „Thank you". Wird dem Passanten auf der Straße, dem Kunden in einem Laden, etwas angeboten, das er nicht zu kaufen wünscht, so lehnt er es mit einem „No, thank you" ab. Dieser höfliche Ton durchzieht die ganze Bevölkerung, hoch und niedrig, vornehm und gering. Gering wird überhaupt keiner geachtet, der sich nicht gering aufführt. Nie wird man es beobachten, daß in Tram oder Ferry die geputzte Dame von dem einfachen Arbeiter, dessen Kleider die Spuren seiner Thätigkeit zeigen, hinwegrückt; aber der Arbeiter wird sich auch wie ein Gentleman benehmen. Ein gewisser demokratischer Zug der Gleichberechtigung durchzieht das ganze Volk; selbst der Gassenjunge sucht in seiner Art anständig aufzutreten; denn jeder wird nach seinem Benehmen behandelt. Diese anständige Verkehrsart, die sich besonders auch durch Rücksicht gegen Damen auszeichnet, verleiht dem Leben in Sydney einen eigentümlichen Reiz, den wir gerne auf uns einwirken ließen. Flegel und Pöbel giebt es überall in der Welt; aber wir persönlich hatten in den australischen Städten zu keiner Klage in dieser Richtung Anlaß. Man zeigt dort den Menschen mehr Vertrauen, und sie erweisen sich desselben in der Mehrzahl der Fälle würdig. Niemand würde in Sydney heute noch das sehen, was es bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gewesen. Wie würde sich in dieser Beziehung Darwin wundern, könnte er die vollzogene soziale Umwandlung, den Aufsaugungsprozeß konstatieren, der in den 64 Jahren, die seit seinem Besuche in Australien verflossen sind, vor sich ging!

„Der Mensch wird in dem Maße größer, als er sich selbst und seine Kraft kennen lernt. Gebt dem Menschen das Bewußtsein dessen, was er ist, und er wird bald auch lernen zu sein, was er soll."

Digitized by Google

Dieses Wort Schellings bewahrheitet sich bei den Australiern voll und ganz. Dort wird der Mensch menschenwürdig behandelt; jeder hat dieselben Rechte; keiner wird gering geachtet, der sich nicht selbst als unwürdig erweist; da „wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken" und führt ein menschenwürdigeres Dasein.

Auch durch den Handelsverkehr zieht ein großer Zug des gegenseitigen Vertrauens. Wird auch dieses Vertrauen hie und da getäuscht, so glaubt und vertraut man sich doch gegenseitig so lange, bis einer das Vertrauen verscherzt. Jedermann nimmt von dem andern als ganz selbstverständlich an, daß er ein Gentleman sei. Wie oft wurden uns, wenn wir ausgegangen waren, Butter und Eier durch das Küchenfenster hereingeschoben oder eine bestellte Ware einfach hingelegt, in der festen Überzeugung, daß wir sie „ein andermal" bezahlen würden. So vertraut man sogar dem Landesfremden, dem ganz Unbekannten. Es soll selten vorkommen, daß dieses Vertrauen mißbraucht wird.

Auch ein gewisser kindlich naiver Zug durchzieht die Bevölkerung. Die Gelegenheit zu einem Holyday läßt sie sich, wie bereits gesagt, nicht leicht entgehen. Diese Leute unter ihrem lachenden Himmel sind gern vergnügt, und wer wollte ihnen das verwehren? Wenn es das Wetter gestattet — und dies ist ja beinahe immer der Fall — zieht die ganze Familie zum Picknick hinaus vor die Stadt. Wirtshäuser, in denen man einkehren könnte, giebt es da allerdings nicht; aber man hat Speise und Trank mitgebracht, und oft wird unter freiem Himmel Thee gekocht.

Der Sonnabend ist in Australien, wie in England, ein Half-holyday. Die größeren Geschäftshäuser und Etablissements schließen um 12 oder 1 Uhr und geben ihren sämtlichen Angestellten frei. Die kleineren Geschäftshäuser müssen ebenfalls einen Nachmittag in der Woche schließen, entweder Mittwoch oder Sonnabend abwechslungsweise. An solchen Nachmittagen entwickelt sich in Stadt und Umgebung ein recht feiertägliches Leben. Viele Männer gehören den sogenannten Milizen an,

Digitized by Google

die in ihren schmucken Uniformen sich in diesen freien Stunden üben. Weißbärtige Männer genügen da neben jungen Burschen fröhlich ihrer im Grunde genommen doch recht harmlosen Bürgerpflicht, und wir freuten uns selbst über ihre manchmal mit Musikbegleitung ausgeführten Exercitien.

In den öffentlichen Parks, bei deren teilweise wirklich großartigen Anlagen die englischen Städte in den Kolonieen glücklicher- und verständigerweise dem Mutterlande nachgefolgt sind, ergeht sich das Publikum aller Stände. Bänke zum Ruhen sind in Menge vorhanden, an lauschigen Plätzchen, unter Bäumen, wie mitten auf dem grünen Rasen, über den jedermann schreitet, ohne Gefahr laufen zu müssen, durch irgend einen eifrigen Diener des Gesetzes angehalten zu werden. Alles atmet Freiheit. Die Leute freuen sich derselben und ihres Daseins, ohne in Mißbrauch ihrer weit eingeräumten Rechte zu verfallen; gewiß ein Zeichen von Selbstzucht, die sich wohl schon von Generation zu Generation vererbt hat.

Der Australier lebt, wie der Engländer, in weitgehendem Maße seiner Familie. Zwischen fünf und sechs Uhr Abends ist Geschäftsschluß. Einen Abend in der Woche bringt der Mann in seinem Klub zu; sonst kehrt er aus der City nach seinem Heim im grünen Vororte zurück, setzt sich mit seiner Familie zu Tische, lebt seinen Kindern, liest seine Abendzeitung, musiziert auch hie und da oder sieht Freunde bei sich im Hause. Im Winter wird ein prasselndes Kaminfeuer entzündet, das einem Zimmer einen so anheimelnden Anstrich verleiht. Man friert in Australien schon bei Temperaturen, die uns zu Hause warm erscheinen. Der immer wieder einsetzende Westwind, der hier die Stelle unseres kalten Nordostes zu vertreten scheint, macht sich den durch die Sommerwärme empfindlich gewordenen Hautnerven sehr spürbar, obgleich niemals wirklich niedere Temperaturen zu verzeichnen waren. Hatten wir z. B. morgens 7 Uhr + 10°, so waren mittags 12 Uhr oft schon 21° Lufttemperatur, während im Hause das Thermometer konstant 14° zeigte. Aber es sitzt sich so hübsch im dunkeln Zimmer beim

Digitized by Google

Spiel der flackernden Flammen eines Kaminfeuers. Wie gemütlich läßt sich's dabei denken und träumen, während das behagliche Gefühl der Wärme den Körper durchströmt! Wirklich, für die warmen Länder wüßte ich mir während des sogenannten Winters keine hübschere Erwärmungsart zu denken, als die durch das Kaminfeuer. Für unsern deutschen Winter möchte ich aber doch das Kamin verabschieden; da gebe ich unserem guten Kachelofen entschieden den Vorzug.

Daß nicht nur der Deutsche, sondern auch der Engländer in kleinem Kreise ein gemütlicher, liebenswürdiger Gesellschafter sein kann, lernten wir im traulichen Verkehre mit der uns benachbarten, deutschen Familie B... kennen, deren gastliches Heim auch besonders von seiten der feinen Colonians sehr geschätzt wird und das in seinem lebhaften, geistsprühenden Unterhaltungstone vielfach an die alten „Salons" erinnert.

Sydney besitzt eine Reihe von Theatern, die, in der City, mitten in kolossalen Häuserblocks gelegen, architektonisch wenig hervortreten. Was gespielt wird, das zeigen jeweils gewaltige, „schrecklich schöne" Plakate der wissensdurstigen Menge an. Besonders das „Theatre Royal" zeichnet sich durch die Größe und Schauerlichkeit seiner Anzeigen aus. Wochenlang stand an den verschiedensten Straßenecken in riesigen Buchstaben angeschrieben: Woman and Wine. Darunter waren zwei Frauen in Ballkleidern gemalt, die in einem Blumenladen mit Messern auf einander losstürzen, während der Händler lachend dem sich vorbereitenden Drama zusieht. Ein paar erschreckte Figuren stehen im Hintergrunde. Auf dem zweiten Bilde halten sich die beiden feindlichen Frauen umschlungen, und auf dem dritten stößt die Schwarze funkelnden Auges der umsinkenden Blonden den Dolch ins Herz. Das ist natürlich der Glanzeffekt des Ganzen. Und dieses Schauerstück gefiel den großen Kindern der australischen Sonne so gut, daß es während vieler Wochen vor gut besetztem Hause Abend für Abend in Scene gehen konnte!

Dann wurden eines Tages die schauerlichen Plakate durch andere, ebenso „grauenhaft schöne" ersetzt. Darüber stand zu

Digitized by Google

lesen: The absent minded Beggar or for Queen and Country! Das Bild galt dem Burenkrieg: Ein Eisenbahnzug kommt aus einem Tunnel gefahren. Da stürzen aus einer Schlucht, über die eine Brücke führt, wilde, kämpfende Männer. Die Brücke wird erstürmt, der Zug angefallen. Das zweite Bild zeigt einen Reiter mit verbundenem Kopfe. Blut dringt aus seiner Binde hervor. Er achtet dessen nicht, sondern reitet trotz der auf ihn gerichteten Flinten und Kanonen dem Feinde entgegen. Eine Granate platzt ihm zur Seite; Schüsse blitzen vor und hinter ihm.

Lange Zeit fielen uns kleine Zettel auf, die ohne jeden Bilderschmuck und weitere Angaben nur in großen, deutlichen Buchstaben die Worte enthielten: I am here! Manchmal waren zehn bis zwölf solcher Zettel übereinander geklebt und mußten unbedingt auffallen. Aber wer war hier? Das Rätsel löste sich bald: im Criterion wurde ein neues Stück aufgeführt, „The Duke's Motto: I am here!" Das Plakat zeigte ein Schloß mit einer Zugbrücke, die über einen breiten Graben führt. Aus dem Schlosse tritt der Herzog mit blankem Schwert; durchbohrt taumelt ein Mann in den Abgrund; ein anderer liegt tot am Wege; brennende Fackeln werden aus den Fenstern geworfen. Darunter stehen des Herzogs Worte: Tremble, Traitre, I am here!

In Her Majesty Theatre wurde Sullivans bekannte Operette „Die Rose von Persien" mit schöner Ausstattung gegeben.

Eine Operngesellschaft, die früher in Sydney war, konnte sich nicht halten, und ein gutes Schauspiel, etwa ein Shakespearesches Drama, wurde während unseres dortigen Aufenthaltes nie aufgeführt. Der Geschmack des Publikums ist eben ein anderer, noch wenig gebildeter, ist der von großen Kindern.

Diese Geschmacksrichtung zeigte sich auch in den Schaufenstern der Buchhandlungen. Da waren gewöhnlich illustrierte Zeitschriften mit grob ausgeführten Bildern aus dem Kriegsleben ausgestellt und von der Menge bewundert. Las man die Titel der aufliegenden Bücher, so waren es größtenteils Räuber-

Digitized by Google

geschichten und Schauerromane. Es wird in Sydney viel gelesen. Es hat uns oft belustigt zu sehen, wie viele Damen sogar bei Ausgängen ihr Buch mit sich führen und bei Fahrten in Tram oder Ferry sich sofort in ihren Roman vertiefen, während der Herr sich hinter seiner großen Zeitung verbirgt, die er erst am Ende seiner Fahrt wieder in der Tasche verschwinden läßt. Oft ist bei einer solchen Tramfahrt, namentlich in den Vororten, die reinste Lesegesellschaft beisammen.

Wohl in keiner englischen Kolonie fehlen Racing places, Football und Cricket grounds. Auch in Sydney sind solche in reichlichem Maße vorhanden. Mit großer Leidenschaftlichkeit wird dem Sport in allen möglichen Formen gehuldigt, und mancher Mann ist schon durch die Wettrennen, die stets mit hohen Geldeinsätzen verknüpft sind, um Hab und Gut gekommen. In diesen Spielen liegt die große Gefahr für den Einwanderer: was er, je nach seiner Berufsart, leicht oder doch nicht allzu schwer verdient hat, hier geht es wieder fort; es haftet nicht bei ihm; denn in Australien ist die Versuchung zu derartigen Luxusausgaben so groß, daß nur der kleinere Teil der Einwanderer ihr zu widerstehen vermag.

Pferd und Wagen halten zu können, ist der Herzenswunsch des Australiers. Um zu diesem Ziele zu gelangen, bedarf er nicht so vieler Mittel, wie in Europa, indem die Australpferde, eine hübsche, kleinere, schön gebaute Rasse, bei weitem billiger sind, wie die europäischen. Es wird in Sydney, was bei der gewaltigen Ausdehnung der Stadt sehr begreiflich ist, außerordentlich viel gefahren und geritten. Nicht nur haben, wie bereits erwähnt, die Geschäftsleute ihre Fuhrwerke, die den Kunden die Waren vors Haus führen, sogar Postbote, Depeschenträger und Laternenanzünder erscheinen in den Vororten hoch zu Roß. Namentlich der letztere, der sich kaum ein bißchen im Steigbügel aufrichtet, um das Auerlicht zu entzünden, macht oft einen wirklich komischen Eindruck.

Was das Vorwärtskommen in Australien anbelangt, so ist mit Ausnahme des Großkaufmanns, der mit bedeutenden

Digitized by Google

Mitteln arbeiten kann, der einfache Handwerker und Arbeiter am glücklichsten. Die Löhne sind bedeutend höher wie in Europa, bei meistens nur achtstündiger Arbeitszeit. So bekommt z. B. ein Steinmetz, ebenso ein Pflästerer oder ein Maurer, 8—10 Shilling pro Tag. Ein Zimmermann verdient gar 11 Shilling, ein Maler 10, ein gewöhnlicher Tagelöhner schon 9 Shilling im Tag. Sattler, Schuhmacher, Schneider, Schreiner erhalten Wochenlohn und können sich auf 50—60 Shilling pro Woche stellen. Arbeiter in Eisenwerken und verwandten Industrieen bekommen bis zu 1 Shilling 6 Pence in der Stunde und können, wenn sie zehn Stunden arbeiten wollen, 15 Shilling im Tag verdienen. Leute, die außerhalb Sydneys auf den Farmen arbeiten, erhalten bei freier Station bis zu 65 Pfund Sterl. pro Jahr. Sehr gut sind auch die Köche und Köchinnen bezahlt. 65 Pfund Sterl. im Jahr bei freier Station ist in Australien kein besonders hoher Lohn; in Hotels stellen sie sich sogar auf mehr als das Doppelte. Auch das gewöhnliche „Mädchen für alles", sowie Zimmer- und Kindermädchen sind sehr gesucht und entsprechend bezahlt. Zudem bekommen sie in bestimmten Intervallen ihren freien Nachmittag zum Ausgehen, ihren Half-holyday. Wer über die festgesetzte Zeit hinaus arbeitet oder seinen freien Samstag Nachmittag opfert, wird entsprechend extra honoriert. Hafenarbeiter z. B., die die Ladung eines Schiffes während ihrer freien Zeit löschen, müssen mit 5 Shilling, statt 1 Shilling 6 Pence, pro Stunde bezahlt werden. Nicht mehr schulpflichtige, anstellige Knaben können ihre Eltern beim Verdienen in allen möglichen Gewerken bedeutend unterstützen.

Diese unverhältnismäßig hohen Arbeitslöhne waren bis jetzt einem wirklichen Aufschwunge der Industrie im Wege. Eine australische Industrie ist wohl da und dort in größerem oder kleinerem Umfange vorhanden, steckt aber, im Vergleich mit Europa, noch überall in den Kinderschuhen. Inwieweit die Vereinigung sämtlicher australischer Kolonieen zu einem großen Schutzzollgebiete fördernd auf die Industrie des Kon-

Digitized by Google

tinents einwirkt, bleibt abzuwarten. Jedenfalls müßten auf die aus anderen Ländern bezogenen Artikel solch hohe Zölle gelegt werden, daß sich eine Einfuhr nicht mehr lohnt. Doch würde dies das ohnehin nicht billige Leben in Australien noch bedeutend verteuern und Repressalien anderer Staaten zur Folge haben.

Der weniger bedeutenden Industrie steht ein ausgedehnter Handel, ein Welthandel, gegenüber. Australiens Wolle beherrscht den Weltmarkt. Talg und Häute des fernen südlichen Kontinents sind begehrte Produkte; sein Reichtum an Kohlen und Mineralien (Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei u. s. w.) ist nahezu unerschöpflich. Aber auch Holz, Fleisch (teils präpariert, teils in gefrorenem Zustande), Butter, Weizen u. s. w. werden ausgeführt. Große, angesehene Firmen halten Export und Import — dieser letztere bezieht sich auf beinahe alle Bedarfsartikel — in ihren Händen. Junge Kaufleute — Angestellte — sollen jedoch im Vergleich mit dem gewöhnlichen Arbeiter gering bezahlt werden, es sei denn, sie hätten sich bereits zu einem Vertrauensposten emporgearbeitet, der natürlich entsprechend honoriert wird.

Eine einträgliche Berufsart (selbstverständlich nur, wenn man sie gründlich versteht) ist die des — Musiklehrers! Bei der ausgesprochenen Vorliebe der angelsächsischen Rasse für Musik, mit der allerdings das Talent nicht Schritt hält, findet sich in den meisten Häusern ein Klavier, das zwar oft genug recht übel behandelt wird. Die meisten Kinder erhalten Musikunterricht, der besser honoriert wird, wie jeder andere Privatunterricht. Und gelingt es einem Musiklehrer, einen oder den andern wirklich talentvollen Schüler zu bekommen, den er bedeutend fördert, der vielleicht später auf einem europäischen Konservatorium seine Studien vollendet, dann ist er ein gemachter Mann, dann bekommt er mehr Schüler, als er annehmen kann und hat in den feinsten Häusern Zutritt.

Wir lernten während unseres Aufenthaltes in Sydney einen deutschen Musiker kennen, der schon mehr wie zwanzig

Digitized by Google

Jahre in Australien weilt, eine Reihe talentvoller Schüler ausgebildet hat und wohl einer der gesuchtesten Musiklehrer ist. Sein mit bizarrem Geschmack eingerichtetes Haus ist eigentlich eine Sehenswürdigkeit, ein kleines Museum, zu nennen. Durch Perlenschnüre, die den Eingang verdecken, tritt man vom Korridor aus in ein Zimmer, das täuschend einer Grotte aus golddurchädertem Gestein nachgebildet ist. Die Möbel sind teils wahre Kunstwerke in der Holzschnitzerei, teils japanesische eingelegte Arbeiten. Prachtvolle Korallenstöcke und eigenartig geformte Schwämme befinden sich neben wertvollen indischen und japanischen Stickereien, neben Bildern und Skulpturen, ein wirres Durcheinander mit einer geheiligten Ecke für den volltönenden Flügel — bizarr und doch eigentümlich anziehend wirkend.

Was nun die wissenschaftlichen Berufsarten anbelangt, so kann man von denselben, ohne der Wahrheit irgend etwas zu vergeben, sagen, daß sie im Vergleich zum Handwerk entschieden schlechter gestellt sind. So boten sich z. B. in den Zeitungen stets Privatlehrer an und zwar zu Preisen, die für australische Verhältnisse geradezu beschämend sind und uns bewiesen, wie unter den äußerlich scheinbar so glänzenden Verhältnissen Australiens auch viel stilles Elend im Verborgenen herrschen muß. Die Herren Hochschullehrer, Professoren, haben allerdings stattliche Gehälter; aber ihre Zahl beträgt in Sydney nur vierzehn, neben fünfunddreißig sogenannten Lecturers und Demonstrators, die selbstverständlich betreffs Honorierung ihrer Leistungen hinter den Professoren zurückstehen.

An Zahnärzten ist in Sydney kein Mangel, und es herrscht daher zwischen ihnen eine gewaltige Konkurrenz, die sich in der Anpreisung billigster Behandlung und Ausführung zahnärztlicher Arbeiten (Gebisse) äußert.

An Apotheken ist Überfluß vorhanden, und es scheint hier der Apotheker noch sehr oft nebenbei den Zahnarzt zu machen; denn des öfteren lasen wir an einem solchen „Chemist's"-Laden, daß dessen Inhaber auch Zähne ausziehe. Im übrigen scheinen

Digitized by Google

die Apotheker Australiens dahin gekommen zu sein, wohin über kurz oder lang auch die deutschen gelangen werden: Medizinaldrogisten und Spezialitätenhändler zu sein. Die australische Apotheke ist im allgemeinen nur ein Drug store und Patentmedizinhandel.

Die Zahl der in Sydney ansässigen Ärzte ist nahezu Legion, und für einen Deutschen ist daher das Ankommen heute mit ebenso vielen Kosten als Schwierigkeiten verknüpft. Viele in den Vororten wohnende Ärzte haben in der City eine sogenannte Office, in der sie die konsultative Praxis ausüben. Daher kommt es, daß man an gewissen Plätzen und Straßen der City die reinste Ärzteversammlung antrifft, indem fast jedes Haus nicht nur einen, sondern meistens deren mehrere durch die entsprechenden Firmenschilder aufweist. Hier in Australien mußte ich zum erstenmale erleben, daß wirklich gebildete Mediziner marktschreierisch à la Eisenbart auftraten und die Ehre und Würde des Standes in gewissenlosester Weise in den Kot zogen. Ich gebe zu, daß in Australien auch der Arzt etwas Klimbim machen muß, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken, da persönliche Tüchtigkeit, die sich meist mit Bescheidenheit paart, ja leider überall in der Welt oft genug übersehen wird. Wie es aber ein Dr. Harman Tarrant, Smith und noch eine ganze Reihe anderer in Australien treiben, ist offener Humbug, gegen den das Gesetz machtlos ist. Da preist Tarrant nicht nur in allen Zeitungen seine neue Methode, die Menschheit wieder herzustellen (to restore manhood!) an, eine Entdeckung, die er auf seinen Reisen (!!) gemacht habe, es giebt überhaupt gar keine Krankheit, die dieser glückliche Entdecker, der notabene 18 Jahre hindurch honourable surgeon am Hospitale in Sydney gewesen, nicht heilen könnte! Wie weit stehen wir da in Europa noch zurück! Ja, sogar in riesigen Plakaten, die mit seinem großen Brustbilde geschmückt sind und denen man an allen Ecken und Enden der City wie der Vororte an Häusern und Straßenecken begegnet, kündigt er der staunenden Menge an, daß sie von jedem körperlichen

Digitized by Google

Leiden gegen 1 Pfund Sterl. Bezahlung befreit werden könne, wenn sie nur wolle!

In ebenso schamloser Weise beutet ein anderer die moderne Organsaft-Therapie aus, gegen die sich vom kritischen Standpunkt der exakten Wissenschaft aus viel einwenden läßt. Mit Hilfe derselben aber will dieser Arzt à la Brown-Séquard dem Alter die Jugend zurückgeben und verspricht Dinge, die sogar die kühnsten Träume jener Therapie weit übertreffen.

Doch genug dieser Bilder. Ich habe in Sydney auch sehr anständige Mediziner kennen gelernt, welche das Gebaren dieser Fachgenossen auf das schärfste verurteilen. Den Plan, mein Spezialfach, die Physiologie und die klinisch-diagnostische Richtung in Sydney praktisch zu verwerten, mußte ich zu meinem Bedauern aufgeben, da nach Lage der Dinge in beschränkterem Fachkreise wohl Verständnis für die Wichtigkeit dieser medizinischen Disziplin vorhanden war, das Publikum aber eigentümlicherweise und entgegen meinen Erwartungen noch nicht auf derjenigen Stufe der Bildung steht, die notwendig ist, um die Bedeutung dieser Richtung für sein eigenes Wohl gebührend zu schätzen.

Auch ein chinesischer Arzt ist in Sydney vorhanden. Man kann sich denken, in welcher vorsintflutlichen Weise der Chinese den Beruf ausübt, und dieser gelbe Sohn des himmlischen Reiches soll, wie man mir versicherte, von der australischen Bevölkerung den größten Zulauf haben! Ein weiterer Kommentar zu dem eben Gesagten ist daher völlig überflüssig.

Auch Herbalisten — ein komischer Ausdruck — suchen den Geldbeutel von Patienten zu erleichtern, und Privatspitäler, die von Pflegerinnen, Nurses, gehalten werden, dienen den Kranken: überhaupt ist der Wettbewerb um das leibliche Wohl der australischen Mitbürger ein ganz gewaltiger.

In Sydney leben verhältnismäßig wenige Deutsche, größtenteils dem Kaufmannsstande angehörend. Daß ihre kleine Zahl unter dem englischen Element verschwindet, ist leicht einleuchtend. Eigentümlich aber berührt es uns, daß die Kinder

Digitized by Google

deutſcher Eltern in weitaus den meiſten Fällen engliſch ſprechen und ſchreiben, und die Sprache ihrer Eltern kaum noch oberflächlich kennen. In der dritten Generation ſchon ſind ſie vollſtändige Colonians geworden, die ihres deutſchen Urſprungs meiſt nicht mehr gedenken. Sogar die Namen werden oft verändert. Nicht nur, daß man einen in beiden Sprachen vorkommenden Namen, wie z. B. Fiſcher oder Schmidt, der engliſchen Schreibweiſe anpaſſend, Fiſher oder Smith ſchreibt oder aus Schädler Shadler macht, auch eine Firma Meyer giebt es, die ihren Namen Myer ſchreibt, damit er wenigſtens von der Bevölkerung richtig ausgeſprochen werde; ſonſt würde der Mann „Mär" oder „Mir" genannt werden.

Wie leicht Geſchäftsleute, oft ohne eigentliche Abſicht, zu ſolchen Namensänderungen kommen, zeigte uns ein kleiner Vorfall. Wir erkundigten uns bei einem Engländer nach einem guten Fleiſcher. Er wies uns in die Market Street zu einem, Namens „Judy", wie er ſich ausdrückte. Dieſen Fleiſcher „Judy" fanden wir bald mit dem guten deutſchen Namen Uhde, den der Engländer eben auf ſeine Weiſe ausgeſprochen hatte.

Außerdem iſt die engliſche Sprache außerordentlich praktiſch; ſie trifft in ihren kurzen, bündigen Bezeichnungen meiſtens den Nagel auf den Kopf und drückt manchmal mit einem Worte aus, wozu wir eines ganzen Satzes bedürfen. In Ländern romaniſcher Zunge wird der Deutſche Sprache und Charakter viel leichter rein bewahren, als unter dem nahe verwandten angelſächſiſchen Element. Trotzdem iſt dieſer Auffangungsprozeß vom deutſchen Standpunkte aus bedauerlich, aber ſchließlich unvermeidlich, wenn auch des öfteren gegenteilige Behauptungen laut wurden, die theoretiſch ſo leicht aufſtellbar ſind.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Sydneys Umgebung.

Im Wundereinklang steht das Leben
Der Menschenbrust mit der Natur.
(Theodor Körner.)

Der Busch.

Es ist merkwürdig, wie der Sandboden, das Produkt der Verwitterung des Sandsteines, trotz seiner schlimmen Eigenschaft, dem Wasser fast ungehinderten Durchlaß zu gewähren, eine reiche Flora hervorbringen kann. Sydney und seine Umgebung wird von einem mächtigen Sandsteinlager getragen; wohin man geht, überall trifft man den gelblichen Stein in mehr oder weniger dicken Sedimentschichten und überall in den Straßen der Vororte, in den Gärten und außerhalb derselben, den feinen, gelblichen Sand, ähnlich wie in der Sahara. Ja, dieser feine Sand wird je nach den herrschenden Winden auch in die Häuser als unangenehmer Staub getrieben und belästigt die Einwohner außerhalb derselben sehr, indem er reizend und austrocknend auf die Haut und die Schleimhäute der Nase wirkt. Trotzdem aber läßt dieser Boden, in dem selbst bei den schwersten Regengüssen das Wasser nur zu schnell verschwindet, eine Vegetation entstehen, die in den Gärten und Parks das Auge des Beschauers entzückt. Bei der Anlage dieser Gärten sahen wir manchmal, wie Rasenstücke, von irgendwoher bezogen, auf den sandigen Untergrund gesetzt wurden, als erste Anpflanzung.

Ganz nahe unserer Wohnung lag noch ein ordentliches Stück australischen Busches, bereits von angelegten Straßen

Digitized by Google

durchzogen. Trotzdem die Zeit der Winterregen eingetreten war, fehlte es dem von weitem sich dunkelgrün abhebenden Busche nicht an blühenden Pflanzen.

Was ist denn eigentlich Busch? Ein mehr oder weniger undurchdringliches Dickicht von Sträuchern, oft von Mannshöhe und darüber, und hie und da wohl auch ein Eukalyptusbaum dazwischen. Man reißt sich ordentlich die Kleider auf, wenn man in dieser merkwürdigen Wildnis, Scrub genannt, botanisieren geht, wobei der Fuß stets förmlich in den Sand einsinkt. Und doch bietet eine solche Exkursion des Belehrenden genug, und ich danke es der Güte des Subdirektors des botanischen Gartens in Sydney, ebenfalls eines deutschen Herrn, daß mir über manche mir vorher unbekannte Erscheinung Aufklärung ward.

Besonders schön und oft geradezu farbenprächtig sind die groß entwickelten Ericaceen des Busches, die meist der Familie der Epakrideen angehören — einer spezifisch australischen Familie — und in reicher Mannigfaltigkeit, oft ganze Büsche und Bäume bildend, auftreten. Die Banksia aemula (Banksie) mit ihren sonderbaren, mächtigen Fruchtzapfen und ihren langen, schmalen, gezackten, trockenen und graugrünen Blättern macht sich baumartig breit. Die Hakea acicularis ist ein baumähnlicher Strauch, dessen mit blattartigen Stacheln dicht besetzte Zweige bei näherer Berührung ganz gehörig stechen. Die Blüte erscheint uns ebenso eigentümlich fremd wie die Frucht, eine große, trockene, zweiteilige Kapselfrucht, die bei der Reife aufspringt und zwei reizende, großgeflügelte Samen enthält. Die beiden letztgenannten Gewächse erregten um so mehr unsere Aufmerksamkeit, als sie durch ihr zahlreiches, oft dichtes Auftreten dem Busche einen gewissen Charakter verliehen und wir anfangs wirklich nicht wußten, wo und in welcher Familie sie untergebracht werden sollten, bis man uns von kompetenter Seite mitteilte, daß es Proteaceen seien, eine in Europa allerdings unbekannte Pflanzengruppe.

Auch eine prächtige, hochstengelige Blume, in Australien

Digitized by Google

unter dem Namen Flannel flower bekannt, wird im Busche gefunden. Es ist Actinotus helianthus, eine große Sternenblüte, die auf den ersten Blick eine Komposite zu sein scheint, ihrem ganzen übrigen Habitus nach aber zu den Umbelliferen gerechnet werden muß.

Dazwischen wächst wie Unkraut der sogenannte Grasbaum, Grasstree (Xanthorrhoea), eine australische Liliacee mit schenkeldickem Stamme, auf dem ein Büschel langer, grüner, grasartig grober Blätter sich ausbreitet. Diese Pflanze ist für den Kontinent nicht unwichtig, da sie ein Harz ausschwitzt, das als Erdschellack, Nutharz, in den Handel kommt und zur Fabrikation von Firnissen und dergleichen dient.

Nach der nassen Jahreszeit soll der Scrub besonders blütenreich sein. Wir waren jedoch erstaunt, trotz des Winters auf diesem scheinbar so sterilen Boden eine bunte Flora zu finden, die in ihrer Art nicht ermangelt, Eindruck auf den Naturfreund zu machen. Über dem Busche liegt allerdings ein Hauch der Einförmigkeit, der aber für uns manches von seiner Unheimlichkeit beim Eindringen in seine oft recht stachelig scharf gehüteten Geheimnisse verlor.

So liegt also noch in unmittelbarer Nähe Sydneys ein kleiner Rest australischer Wildnis. Wie lange wird es dauern, und da, wo heute noch in ernstem Schweigen, aber so reizvoll das wunderbare Schaffen der Natur in buntem Blumenschmucke zeigend, der Scrub sich streckt, wird eine Villenvorstadt sich immer weiter ausdehnen und eine Vegetation entstehen, die nicht mehr ahnen läßt, was für einen bescheidenen Vorläufer sie gehabt.

South Head.

Da, wo die gewaltige Kraft des nimmer ruhenden Meeres sich einen breiten Weg durch die Hunderte von Fuß hohen, geschichteten Sandsteinmassen der Küste gebrochen und tief ins Land eingedrungen ist, um den herrlichen Hafen von Sydney zu bilden, da, am Eingange von Port Jackson, stehen sich zwei hohe, trotzige Vorgebirge gegenüber, zwei Riesen, die die Ein-

Digitized by Google

fahrt schützen: North Head und South Head. Dieser letztere ist wohl, was Aussicht anbelangt, einer der schönsten Punkte in Sydneys Umgebung.

Ein ausgezeichneter Weg führt von der Double Bay, an der lieblichen Rose Bay entlang, nach dem südlichen Vorgebirge. Es war ein köstlicher australischer Wintertag mit balsamischer Luft und tiefblauem Himmel, als wir, zierliche Floridеen am Ufer der Rose Bay sammelnd, dahinschritten. Nur wenige Schritte von der Tram-Endstation entfernt, bot sich uns ein Bild australischen Waldlebens. Etwa ein halbes Dutzend elender Hütten, teils nur mit dem einfachen Zeltdach, teils mit Blech gedeckt und so niedrig, daß ein Mann kaum aufrecht darin stehen konnte, erhoben sich im Busche, dicht am Straßenrande. Aufsteigender Rauch, Hundegebell und das Grunzen eines Schweines zeigten, daß sie bewohnt waren. Zierliche Pferde weideten am Meeresufer, frei, ohne jegliche Aufsicht. Weiter oben wurde ein solches auf schmalem Uferſaume zugeritten. Neben den elenden Hütten aber prangten die Villen der Reichen in parkähnlichen Gärten — Kultur und Wildnis dicht beisammen, wie überall in Australien.

Wir wanderten weiter. Da trafen wir zwei Frauen, die ein hell loderndes Feuer unterhielten. Sie kochten am Straßenrande ihren „Afternoon tea“. Knaben schleppten Holz herbei und bissen dabei wacker in ihr Butterbrot. Es schien ein wohlgelungenes Picknick zu sein.

Bald darauf ist der South Head erreicht, dieses weit ins Meer hinausragende, südliche Vorgebirge, das in einen „outer“ und „inner“, d. h. in einen äußeren und einen inneren Teil zerfällt. Während die äußerste Spitze den stattlichen Leuchtturm trägt, der sein elektrisches Drehlicht 30 Meilen weit in den Ocean hinauswirft, zeigt der innere Teil mit seinem Konstantlicht die Einfahrt in den Hafen. Diese Einfahrt oder „Entrance“ ist etwa eine Meile breit und wird nach Norden durch eine breitere Halbinsel abgeschlossen, auf deren nördlichstem Vorsprunge, dem Outer North Head, ebenfalls ein Leuchtturm

Digitized by Google

steht. Befestigungen krönen den Zugang zum Hafen, und Batterieen verteidigen sowohl die Heads, als auch, weiter rückwärts, die City. Eine frische Brise weht gewöhnlich da oben auf diesem letzten Ausläufer des Landes, den nur niederes Gestrüpp, mit prächtigen Epakrideen durchsetzt, bedeckt. Der Blick über die steilen Felsen hinab in die Tiefe, auf das wogende, brandende, schäumende Meer, hinaus auf den tiefblauen Pacific, den hier zahlreiche Dampfer und Segelschiffe durchfurchen, ist einzig schön, ebenso der Rückblick auf Sydney und seinen belebten Hafen, auf die vielen Bays, die zum Teil wiederum Ankerplätze für sich sind, und auf die fernen Höhenzüge der Blue Mountains. In der beispiellos klaren, transparenten Luft, die Australien auszeichnet, kann das Auge viel weiter schweifen, und die Gegenstände treten deutlicher und näher heran, als in den nördlichen Gegenden unseres Heimatlandes. Ein Meer-, Landschafts-, Stadt- und Hafenbild bietet sich dem Blicke vom South Head aus, wie es schöner wohl schwerlich in der Welt zu finden ist.

Botany, Coogee und Bondi Bay.

Die Küstenlinie von New South Wales, gegen die die Wucht des Großen Oceans brandet, ist durch größere und kleinere Buchten mehrfach unterbrochen. Da hat das Meer, das mit so großem Erfolge an der Zerstörung des steilen Sandsteinufers arbeitet, freien Zutritt ins Land. Da dehnen sich zuweilen regelrechte Dünen aus, und die heranbrausende Flut wirft Muscheln, Schwämme und andere Meeresbewohner oft in reizenden Exemplaren an den Strand.

Die größte dieser Buchten ist die Botany Bay, eine weit ausgedehnte, seichte Wasserfläche, in welche seiner Zeit Captain Cook zuerst einfuhr und die englische Flagge hißte. Am Südende dieser Bay, wo ein mit Bäumen bedecktes Wellenland vom Strande aufsteigt und sich zu mäßiger Höhe erhebt, steht ein Denkmal zur Erinnerung an Cooks Landung. Das lang gestreckte westliche Ufer, Lady Robinson's Beach, ist zum Baden

Digitized by Google

im Meere wie geschaffen. Weiße Villen schimmern da und dort hervor aus dem üppigen Grün einer reichen Pflanzenwelt, und hinter denselben dehnt sich Botany, der südlichste Vorort Sydneys, aus, der von der Hauptstadt mit dem Tram leicht erreichbar und ein beliebtes Ausflugsziel der Bewohner Sydneys ist.

Schöner noch als die seichte Bucht von Botany sind Coogee und Bondi Bay, bei den gleichnamigen Dörfern gelegen und mit dem Dampftram von der Phillip Street aus bequem zu erreichen. Wer der Stadt mit ihrem tollen Treiben entfliehen und die kräftige, frische Luft des Oceans aus erster Hand einatmen will, der zieht gerne einmal hinaus auf die sandigen Dünen von Coogee oder Bondi, gegen die das Meer anflutet, anstürmt, eine Woge über die andere mit der Kraft des Giganten schäumend wirft: ein Schauspiel, alt und doch ewig neu und schön in seiner Großartigkeit und Majestät.

Beide Orte stehen mit Sydney im Zusammenhang; das Häusermeer der Hauptstadt dehnt sich bis zum Ocean hin aus, und beide sind an Holydays beliebte Ausflugsorte und stark besucht. Uns gefiel die Bondi Bay ganz besonders gut. Schon der Dampftram senkt sich dort, einer Miniaturbergbahn ähnlich, zum Meere hinab. Einige hübsche Villen und mehrere Hotels zeigen, wie sehr der Ort in Aufschwung kommt.

Es war gerade die Zeit der wiederkehrenden Flut, als wir die Dünen von Bondi betraten, und die mächtig daherbrausenden, schaumgekrönten Wellen warfen eine Masse von Algen, Muscheln, Schnecken, auch kleine Schwämme und abgestorbene Quallen ans Land. Beim Aufsuchen dieser Meeresbewohner machten wir manchmal mit den immer schneller steigenden Wogen Bekanntschaft, die unsern Eifer überraschten und uns gehörig durchnäßten. Oft rettete uns auch ein schleuniger Sprung die sandigen Ufer hinauf vor dem gierigen Salzwasser, was uns aber nicht hinderte, auch den felsigen Vorsprung der Bay, Ben Buckler, genauer zu untersuchen. Da lag in einer vom Wasser ausgewaschenen Felsenrinne eine

Digitized by Google

mächtige Krake (Octopus), die mit ihren gewaltigen Fangarmen gewöhnlich auf den Laien einen furchterregenden Eindruck macht. Wie gerne hätten wir diesen Kopffüßler mitgenommen! Aber wo sollten wir ihn unterbringen? An dieser Frage scheiterte die Erfüllung des Wunsches. An den Felsen saßen Tausende von Austern. Perlschnüren ähnliche Algen wuchsen in den Wassertümpeln; andere, weiße und rote, fanden wir draußen im Sande. Dunkelfarbige Meerschnecken, Hinterkiemer, ohne Gehäuse, nackt, klebten unter dem Wasser an den Steinen; bei Berührung rollten sie sich wie eine Kugel zusammen.

Bondi Bay, Sydney. Strandbild am Pacific.

Die Kraft des Meeres hat an der Bondi-Küste verheerend auf den Sandstein gewirkt: die unteren Massen sind derartig ausgehöhlt (siehe Bild), daß der Einsturz der oberen nur noch eine Frage der Zeit ist. Ganz besonders aber interessierte uns die Wirkung des Wassers an den bereits abgestürzten Sandsteinblöcken. Breite Rinnen waren darin eingegraben und trichterförmige Vertiefungen da und dort sichtbar, welche uns lebhaft an die in den alpinen Gegenden Europas sich findenden Gletschermühlen erinnerten.

Digitized by Google

Manly.

Die Ausflüge, welche sich mit den kleinen Dampfbooten, Ferries, in die Umgebung Sydneys, vor allem aber nach seinen jenseits des Port Jackson gelegenen Vororten ausführen lassen, sind zahlreich und lohnend.

An einem schönen, sonnigen Mittag bestiegen wir einen solchen kleinen Dampfer an der Manly Jetty des Circular Quay, um nach Manly zu fahren, eine Distanz von etwa vierzig Minuten Fahrzeit. Manly liegt dem oben beschriebenen South Head gegenüber, auf einem schmalen Landstriche, der das Land mit dem hier breit ins Meer hinausspringenden North Head verbindet. Es liegt sowohl direkt am Ocean, als auch, und zwar mit seiner Hauptfront, gegen Port Jackson, der hier wieder eine umfangreiche Bucht bildet, den North Harbour. Unser kleiner Steamer flog wie ein Pfeil auf den leicht bewegten Wellen des Wassers, zwischen Fort Denison und Garden Island dahin, vorbei an all' den Buchten rechts und links des einzig schönen Hafens. Da grüßte zuerst rechts Farm Cove mit seinen Kriegsschiffen, dann die Woollomooloo Bay mit ihren Wharfs und den daran liegenden Dampfern und Seglern, dann die Rushcutter's Bay, ebenfalls belebt von stattlichen Segelschiffen, Darling's Point, die liebliche Double und Rose Bay zogen in raschem Fluge an uns vorbei, wie auch die nicht minder anmutigen Bays und Coves des linken, nördlichen Ufers. Auf der Höhe des inneren South Head machte sich die Brandung des Pacific geltend und unsere kleine Nußschale von Schiffchen tanzte ganz artig auf den Wellen. Bald aber waren wir dem Einflusse der See wieder entzogen und schwammen im ruhigen Wasser des durch den North Head geschützten Meeresarmes, auf welchen der breite Arm des Middle Harbour ausmündet. Überall grün bewachsene Höhenzüge, Häuser, die sauber und freundlich sich aus ihrer Umgebung abheben. Wir landen an einer Art Pier und sind im „Ostende" von New South Wales, in Manly, dem Lieblings- und Hauptbadeorte der Sydneyer Welt. Araucarien, Bäume von Ficus elastica

Digitized by Google

mit ihrem tiefen, dunkeln Grün umſäumen den Strand, an dem ſich da und dort Badeanſtalten erheben. Die Stadt mit ihren ſchmucken Häuſern und Häuschen breitet ſich auf dem ſchmalen Landſtreifen zwiſchen der Bucht und dem Meere rechts gegen die Anhöhen des Landes, links gegen den North Head hin aus und macht einen lieblichen, angenehmen Eindruck. Man ſieht dem Orte, der nicht einmal 4000 Einwohner zählt, an, daß hier Wohlhabenheit herrſcht; ſaubere Straßen mit Gasbeleuchtung, anſehnliche Hotels, ſehr hübſche Läden, Banken, Schulen, Kirchen; kurz, alles, was man von einem richtigen ſtädtiſchen Gemeinweſen verlangen kann, iſt vorhanden; dazwiſchen die grünen, ſchattigen Anlagen und Plätze; kein Wunder, daß Manly in gutem Rufe ſteht.

Wir durchquerten es vom Ferry-Landungsplatze an der Manly Beach auf einer breiten, mit Bäumen bepflanzten Straße und waren binnen kurzem auf der offenen Meeresſeite, an der Ocean Beach. Das Meer ſpielte ſein gewöhnliches und doch ſo majeſtätiſches Spiel, indem es donnernd ſeine Wogen gegen das ſandige Ufer warf. Der Strand iſt hier länger geſtreckt, als wie z. B. bei der Bondi Bay. Demſelben entlang dehnen ſich noch etwas junge Anlagen von Araucarien aus, und unter dieſen Coniferen ſind bequeme Bänke angebracht, die Ruhebedürftigen zum Sitzen einladend. Wir genoſſen das ſchöne Meerbild lange und trieben uns dann in der Stadt und deren gartenreicher Umgebung umher, die durch ihre Ruhe und Stille ungemein wohlthuend wirkt. Das Abendboot brachte uns nach Sydney zurück.

Parramatta.

Wir ſchreiben Sonntag, den 1. Juli. Während auf der nördlichen Hemiſphäre des Sommers Hitze ihren Einzug gehalten, iſt bei uns Antipoden der Winter mit ſeiner kühleren Witterung eingerückt. Der Juli auf der ſüdlichen Halbkugel entſpricht dem Januar auf der nördlichen. Wir ſind hier auf dem 34° Grad ſüdlicher Breite; die Lage Sydneys entſpricht

Digitized by Google

demnach ungefähr derjenigen von Beirut in Vorderasien oder dem südlichen Teile Algeriens in Afrika; daß somit ein Winter in Australien — die Gebirgshöhen selbstverständlich ausgenommen — den glücklichen Bewohnern keine besonderen Sorgen oder größeren Ausgaben für Holz, Kohlen oder sonstiges Heizmaterial verursacht, ist wohl einleuchtend.

Es ist heute ein kühler, schöner Wintersonntagsmorgen. Das Thermometer zeigte zwar morgens früh schon 10°, um 10 Uhr sogar 18° Lufttemperatur; aber trotz strahlenden Sonnenscheins empfinden wir die durch einen leichten Wind bewegte Luft als kühl.

Der elektrische Kabeltram bringt uns von der Ocean Street an der Double Bay in raschem Fluge nach der King Street Wharf, wo wir das kleine Dampfboot für den Parramatta River besteigen. Über Sydney spannt sich ein Himmel von einer Klarheit, einer Durchsichtigkeit, einem solch zarten Hellblau, wie ich ihn in dieser Art außer in Australien nur noch in Afrika gesehen habe. Dabei scheinen die entferntesten Gegenstände dem Auge näher gerückt; sogar die fernen Blauen Berge zeigen ihre Umrisse in scharfen Formen; jedes Schiff, jedes Haus, jeder Baum, jeder Strauch, alles hebt sich in dieser wunderbaren Transparenz der Atmosphäre doppelt deutlich ab. Unser kleiner Dampfer fährt eilig an den in diesem Teile des großen, viel gegliederten Hafens von Sydney, dem Darling Harbour, liegenden Schiffen aus aller Herren Länder vorbei und gewinnt bald den offenen Meeresarm des Port Jackson, in dem eine Anzahl Inselchen liegen, wie z. B. die kleine Goat-Insel, dann die größere Cockatoo- oder Kakadu-Insel, welche neben Werften auch Docks enthält, Wasserbassins, in denen die Schiffe der Reparatur unterzogen werden können. Hinter dem Cockatoo Island beginnt dem Namen nach der Parramatta River. In Wirklichkeit aber ist es ein stundenlanger, viel ausgebuchteter Meeresarm, der allerdings den Eindruck eines breiten, stattlichen Stromes macht, seine Zugehörigkeit zum Ocean aber durch die sehr merkbaren Ebbe- und Flutbewegungen

Digitized by Google

deutlich genug verrät. Rechts und links am Ufer, das auch hier wiederum nur aus geschichtetem Sandsteine besteht, grüßen freundliche, oft geradezu reizende Cottages aus dem satten Grün subtropischer Pflanzenpracht.

Unser Schifflein macht viele Stationen und wartet an denselben manchmal sehr geduldig, bis die verspäteten Nachzügler, die vom Ufer herabgesprungen kommen, glücklich angelangt sind. Hinter Blandville wird die Fahrstraße etwas schmäler, flußartiger, das Wasser, bis anhin noch klar und schön grün, beginnt sich etwas trüber, gelber zu färben. Bei Gladesville schwingt sich in kühnem Bogen eine ganz aus Eisen konstruierte Brücke über die Wasserfläche, welche dem Personen- und Wagenverkehr der beiden Ufer dient. Kurze, mit Eukalyptus bestandene Strecken wechseln in bunter Reihenfolge mit kultivierten, wohlbepflanzten Ländereien ab. Bei Mortlake befindet sich ein von einem Privatmanne, Namens Walker, errichtetes Rekonvaleszenten-Hospital, ein freundliches Backsteingebäude mit zwei Flügeln und einem Hauptbau, mitten im Grünen und sehr sonnig gelegen. Der Erbauer hat sich durch diese großartige humanitäre Stiftung, welche den Unbemittelten zu gute kommt, ein schönes Denkmal gesetzt. Kolossale Gasometer, nicht ferne von Mortlake, zeigen uns, daß hier auch der Sitz der Gaswerke für die Metropole ist.

Weiter geht es nach Ryde, einem blühenden Orte, der durch seinen Wein- und Obstbau einen guten Namen in Sydney hat. Wir fahren unter einer mächtigen Eisenbahnbrücke durch, über die die Linie nach Queensland führt, und gelangen nach Ermington. Hier können wir australische Wat- und Schwimmvögel in ihrer Freiheit beobachten. Da treiben sich am Ufer, in einer Art von Lagune, die hochbeinigen, schwarz und weiß gefiederten Gänse (Black and White Goose) in Menge herum, Watvögel weit eher als Schwimmvögel. Mit ihren hohen, roten Beinen gleichen sie dem Storche; ihr Körper ist klein, der Hals sehr lang, dem des Schwanes ähnlich. Auch große, graue Reiher mit rotem Stirnband, die Antigone Australasiana,

Digitized by Google

stehen nachdenklich im Wasser. Es scheint, daß diese Tiere durch die Jäger wenig belästigt werden; denn sie nehmen keine Notiz von uns. Bald darauf ist das Ende unserer Fahrt erreicht. Weiter zu fahren, wäre auch nicht mehr gut möglich; denn jetzt ist der Fluß wirklich erreicht und derartig schmal und seicht, daß selbst ein kleines Boot, wie das unsere, Halt machen muß.

Wir sind an der Flußstation von Parramatta angelangt. Der Ort selbst ist von hier aus noch etwa eine Stunde entfernt. Ein Dampftram kürzt diese Entfernung natürlich bedeutend ab.

Parramatta, das in der Luftlinie ungefähr 14 Meilen von Sydney entfernt ist, macht den Eindruck einer englischen Landstadt. Schon die „alte Kirche", die erste in Australien gebaute, mit ihren beiden spitzen Türmen, mutet an und erinnert uns an ähnliche Bauten in kleinen Städten unserer Heimat. Die Stadt hat Geschichte. Von ihr aus, als der ersten wirklichen Ansiedelung (1788) begann die Urbarmachung des Bodens und die Kolonisierung von New South Wales und somit von Australien überhaupt. Hier wurden die ersten Ernten eingeheimst und die ersten Landbewilligungen Deportierten wie freien Ansiedlern gewährt. Rose Hill wurde die Niederlassung anfangs genannt, dann aber der Name wieder in die ursprüngliche, von den Eingeborenen stammende Bezeichnung Parra-mat-ta, gleich „Kopf des Wassers" umgeändert. Die Stadt besitzt heute über 11 000 Einwohner, liegt ruhig und friedlich inmitten einer reichen Natur und macht einen zwar einfachen, aber wirklich gediegenen Eindruck. Die Straßen sind breit und sauber, mit Gas beleuchtet und zum Teil asphaltiert. Ein großer Park dient den Bewohnern als Erholungsort und zeichnet sich unter anderem durch seine Eichen aus, die die ältesten und größten Exemplare Australiens repräsentieren. Pinien aller Art, von den Norfolk-Inseln wie von Süd-Italien, mächtige Tannen von Schottland und Schweden wechseln ab mit den eigenartigen australischen Bäumen und kontrastieren mit ihren

Digitized by Google

dunkeln Zweigen wunderbar gegen die buntfarbige sich in ihrer Nähe herumtreibende, einheimische Vogelwelt. Ein süßer Duft, wie von Orangenblüten herrührend, erfüllt die Luft des Parkes. Der Duft stammt aus den vielen Orangepflanzungen in Parramattas Umgebung und läßt in uns ein eigentümliches Frühlingsahnen einziehen, läßt uns ganz vergessen, daß uns australischer Winter umgiebt, der im allgemeinen keinen Stillstand der Natur zu kennen scheint. In diesem Parke steht auf einem kleinen Hügel ein altes Haus, an das sich viele historische Erinnerungen knüpfen. Es ist das alte Gouverneurshaus — die Residenz der ersten Machthaber und die Stätte ihrer anstrengenden Thätigkeit.

Australischer Flaschenbaum (Bottle tree), besonders reichlich in Queensland vorkommend.

Bei unserem Schleudern durch die Straßen und Gärten der Stadt stießen wir auch auf den so komisch aussehenden Bottle Tree, Flaschenbaum, Sterculia rupestris. Einen passenderen Namen könnte dieser namentlich in Queensland in Masse vorkommende, originelle Baum nicht haben: sein Stamm gleicht einer enorm vergrößerten, dickbauchigen Champagnerflasche, auf deren dickem Halse die Zweige mit ihren kleinen, lanzettförmigen, hellgrünen Blättern sitzen. Reizend war es anzuschauen, wie die wunderhübschen, hier einheimischen blauen Zaunkönige durch die Zweige des komischen Baumes huschten und im Sonnenscheine ihr Gefieder in sattem Blau erglänzen ließen.

In der Stadt trafen wir viele hübsche Bauten an, so die Town Hall, die Post, mehrere Bankhäuser, Schulen, verschiedene

Digitized by Google

Kirchen, Hotels und dergleichen mehr. Auch ein Theater weist der Ort auf, und an Läden, die allen möglichen Bedürfnissen zu entsprechen suchen, ist kein Mangel.

Außer der Flußverbindung dient dem regen Verkehre mit Sydney, den wir auch einmal während der Wochenzeit zu beobachten Gelegenheit hatten, die Eisenbahn.

Parramatta produziert ganz vorzugsweise Früchte, speziell Orangen. Die Orangenbäume erreichen hier oft eine respektable Höhe, und ein einziger Baum hat schon über 10000 Stück dieser goldenen Früchte allein geliefert. Ein wunderbares Land, dieses Australien!

Wir kehrten am Abend, vollauf befriedigt von dem Geschauten, in ein und dreiviertelstündiger Fahrt auf dem „Strome" wieder nach Sydney zurück.

National Park.

Der schönste und größte Park in der Nähe der Metropole ist der Nationalpark, ein mächtiger australischer Wald, der unter der Regierung von Sir John Robertson zum Vergnügen und zur Erholung der Bevölkerung reserviert wurde. Durch die nach Süden, der Küste entlang, Illawara zu, führende Eisenbahn, welche die westliche Seite des Parkes trifft, ist derselbe leicht erreichbar. Er bedeckt ein Areal von 36300 Acres, ein Riesengebiet von ebenso großartiger als bunter Schönheit der Vegetation, in welchem breite Höhenzüge wechseln mit reizenden Uferlandschaften am Ocean oder zahllose kleine Gullies mit offenen, grünen Grasplätzen, Orte, wie geschaffen für Picknicks. Die Kunst hat hier der Natur leise, zart, fast unbemerkt nachgeholfen und ein Dorado eigener Art geschaffen. Ein Wasserlauf ist künstlich eingedämmt, um ihn vor der vorzeitigen Vermischung mit den salzigen Fluten des Oceans zu schützen und dadurch brauchbarer für die Vegetation sowohl wie für die Menschen zu machen. Diesen langen, reizenden und stillen Wasserlauf schützen zu beiden Seiten die hohen, dicht bewaldeten Hügel — ein Idyll! In dieser scheinbaren Wildnis, in welcher

Digitized by Google

der Natur alle Freiheit und eigenartige Schroffheit gelassen wurde, dienen zahlreiche Wege dem Besucher, der hier ein Stück von Australien sieht, von dem alten australischen Küstenboden, wie er war, als ihn die ersten Europäer betraten. Wer Australien ein ödes Land nennt, der komme einmal in diesen Nationalpark, und er wird anderer Meinung werden! Farnbäume mit zarten, lichtgrünen Wedeln, hohe Kohlpalmen, Cedern und mächtige australische Baumlilien (Doryanthes) wachsen da im Überfluß. Wilder Wein und alle möglichen Arten von kriechenden Schmarotzergewächsen klimmen hundert und mehr Fuß hinauf in die Zweige der großen Blaugummibäume (Eucalyptus) und lassen sich von diesen wieder hernieder zur Erde, riesigen Quasten ähnlich in der Luft hängend. Ein ganz merkwürdiger Anblick, der nur im tropischen Urwald ein Analogon findet. Aber während in dem eigentlichen Tropenwald die schwere, heiße Luft drückend wirkt, ist hier, in diesem subtropischen Naturpark, die Luft wunderbar frisch; an ihn brandet der Pacific und sendet ihm seine erquickenden Winde. Und je weiter die große Hauptstadt sich ausdehnt, desto näher wird sie diesem Orte urwüchsiger Natur kommen in dem das Menschenherz Dunst, Staub und Hitze der Stadt, Mühe, Hast und Qual im Kampfe um die Existenz, vorübergehend vergißt. Gerade die Erhaltung solcher Gärten der Natur zum Zwecke der Erholung für die heutzutage mehr wie je gehetzten Menschen dient den Behörden in Australien zum besonderen Lobe und legt Zeugnis ab für den weitschauenden Blick der Machthaber.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

In den Blue Mountains.

> Die Natur denkt lauter große Gedanken, und die des Menschen, indem er ihnen nachsinnt, lernen sich ausdehnen und werden den ihrigen ähnlich.
> (Ernst von Feuchtersleben.)

Am 3. Juli 1900 trafen wir in Sydney unsere Vorbereitungen für unsern Ausflug in die Blauen Berge von New South Wales, den wir auf fünf Tage berechneten. Wir hatten die Absicht, nicht allein das Hinterland von Sydney etwas näher kennen zu lernen, sondern wollten auch die höher gelegenen Punkte des Landes, von denen wir schon so mancherlei gehört, in Bezug auf ihre Formation und Vegetation selbst in Augenschein nehmen.

Wie ganz anders ist doch eine solche Reise heutzutage, verglichen mit derjenigen Darwins vor 64 Jahren! In wenigen Stunden ist mit Hilfe des modernen Dampfrosses eine Distanz zurückgelegt, die früher ebenso viele Tage, wie heute Stunden, in Anspruch nahm. Das Reisen nach der alten Methode war wohl mühsamer, wie die heutige Form; dafür aber hatte die stete Berührung mit Land und Leuten entschieden viel mehr Belehrendes, als es unser heutiges hastiges Reisen in der Eisenbahn mit sich bringt. Aber einen großen Vorteil hat unsere heutige Art des Reisens, gegenüber der vergangenen, dennoch: sie gewährt uns infolge der besseren Beförderungsmittel eine größere Ausnützung der Zeit. Und so fuhren wir mit der Eisenbahn von Sydney ab nach dem Centralpunkt der Blue Mountains, dem Mount Victoria.

Digitized by Google

Das Land, das wir durchquerten, ist bis Parramatta hinauf teils flach, teils hügelig und ziemlich dicht bevölkert, so daß wir den Eindruck bekamen, als ob Sydney bereits mit allen diesen Orten in Zusammenhang stände. Hinter Parramatta konnten wir uns so recht von der Üppigkeit der Vegetation und der Fruchtbarkeit des Bodens überzeugen. Obgleich noch Winter, grünte hier bereits die junge Saat; Pfirsichbäume standen in voller Blüte, und eine Menge von Orangenbäumen und -Bäumchen waren mit goldenen Früchten behangen. Ausgedehnte Weidegründe wechselten in dem schönen, tiefgrünen Bilde ab mit Waldungen, in denen natürlich wieder der Eukalyptus die dominierende Rolle spielte. An Penrith vorbei, über den Nepean-Fluß, durchschneiden wir die Emu Plains. Emu-Ebenen, wo früher der australische Strauß sich tummelte; hier beginnt der eigentliche Aufstieg nach den Blauen Bergen. Erreicht sind dieselben eigentlich erst bei Glenbrook, das bereits 600 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Die Bahn steigt nun immer höher und zieht sich durch waldige Gründe und tiefe, oft steil abfallende Einschnitte in dem hier vorherrschenden Sandstein hinauf. Wir kommen an verschiedenen Orten vorbei, die ihrer Naturschönheiten und eigentümlichen Scenerieen wegen einen Namen haben, so Wentworth Falls, Katoomba, bis wir endlich, nach etwa dreistündiger Fahrt, Mount Victoria erreichen, das 3500 Fuß über dem Meere in romantischer Gebirgsumgebung liegt.

Denkt man daran, was in der kurzen Spanne Zeit, seit dem Besuche Darwins, hier entstanden ist, so muß man staunen über das, was das kolonisatorische Talent der Engländer geschaffen. Der Ort selbst, nur etwa 300 Einwohner zählend, ist als Sommeraufenthalt bei den Bewohnern Sydneys sehr beliebt. Eine öffentliche und eine Privat-Schule, verschiedene Kirchen, einige Hôtels und Boardinghouses sind vorhanden. Es hat einen hübschen Bahnhof, Post und Telegraphenbureau, mehrere Banken und eine große Halle für öffentliche Versammlungen. Bauten, die bei uns in Deutschland eine Stadt

Digitized by Google

von 3000 Einwohnern kaum aufweist, sind hier bei einer Bevölkerung von nur 300 Köpfen schon vorhanden.

Wir brachten die Nacht daselbst zu und konnten zunächst den Unterschied in der Temperatur, den die höhere Lage von Mount Victoria mit sich bringt, an uns selbst erfahren. Wir empfanden die 4° Wärme, die da oben herrschten, als starke Kälte. Dazu kam, daß in der Nacht ein heftiger Wind mit Regen einsetzte, der uns für den kommenden Tag nicht viel Gutes versprach. Trotzdem wollten wir unsere Pläne ausführen, wozu wir noch durch den Wirt ermuntert wurden, der uns besseres Wetter in sichere Aussicht stellte. Und so fuhren wir denn am frühen Morgen ab in einem hochrädrigen, offenen, nur durch Wachstuch oben und seitlich verhängten Wagen, der dem Durchzug des Windes und den vom Sturme gepeitschen Regentropfen freien Einlaß gewährte.

Unser Reiseziel waren zunächst die Jenolan Caves, die 36 Meilen von Mount Victoria entfernt liegen. Trotz des aufgeweichten Bodens kamen wir auf der sonst gut angelegten, teilweise durch den Felsen gebrochenen Bergstraße mit unsern beiden Pferden ziemlich rasch vorwärts. Schon kurz hinter Mount Victoria erregte das Auftreten anderer Gesteinsarten unsere Aufmerksamkeit. Das Sandsteinplateau wurde hier allmählich durch dazwischen geschobenen Kalkstein abgelöst, der seiner Färbung nach Eisen führen muß. Leider war der Blick in die vielen Schluchten, der sich bald rechts, bald links uns zur Seite auftat, durch den herrschenden Nebel beengt. Wir sollten aber dafür auf der Rückreise entschädigt werden.

Die Gegend hinter Mount Victoria ist teilweise kultiviert und mit Ansiedelungen versehen. Schafzucht ist hier vorherrschend. Weiterhin dehnt sich ein fast ununterbrochener Wald und Busch von Eukalyptus aus, der sich gegenüber demjenigen in den niederen Regionen entschieden durch größere Schönheit auszeichnet. Wie stattlich und schlank sind diese Stämme mit ihren eigentümlich gedrehten und gewundenen Ästen, die den Eindruck machen, als ob sie künstlich gedrechselt worden wären!

Digitized by Google

Die Stämme werfen ihre Rinde periodisch ab, und diese lang herabhängenden Rindenfetzen bieten einen eigentümlichen Anblick dar. Wir konnten schon an der Farbe der Rinde, die vom hellen Silbergrau durch Gelb und Grün bis ins tiefe Dunkelrot überging, die Verschiedenheit und Reichhaltigkeit der Eukalyptusarten erkennen. Aber auch die Blätter sind in Form, Farbe und Größe wesentlich verschieden und zeigen vom blassen Graugrün bis zum lichten Hellgrün alle Farbentöne; vom schmalen, lanzettförmigen Blatt gehen sie allmählich in das eiförmige über. Und unwillkürlich stieg in uns bei diesen Beobachtungen der Gedanke auf, ob nicht die wunderbar gefiederte Vogelwelt, wie die prächtigen, grünen, blauen und roten Papageien, die Goldfinken, die wir zwischen den Bäumen und über den Weg in ganzen Zügen fliegen sahen, mit den eigenartig schönen Farbentönen der Bäume in einem gewissen Zusammenhang ständen, indem sie durch den Kampf ums Dasein ihr Gefieder ihrer Umgebung nach und nach angepaßt haben. So konnte man z. B. einen solchen grünroten Papagei, wenn er auf einem Baume saß, von seiner Umgebung kaum unterscheiden, — ein natürlicher Schutz des Vogels gegen seine Verfolger. Ähnliche Beispiele haben wir ja genug im Leben der Tiere anderer Kontinente. Reizend waren auch die schwarz und weiß gefiederten Flötenvögel, eine Pfeifenkrähenart, die wir hier in diesen Waldungen in größerer Menge antrafen und die nicht unmelodische Töne von sich gaben. Auch ein Laughing Jackass, Lachender Hans oder Jägerlieſt erregte unsere Aufmerksamkeit. Er saß auf einem Baume am Wege und gab beim Herannahen unseres Wagens Töne von sich, die seinen Namen vollkommen rechtfertigten. Zuerst fing er leise zu lachen an, dann immer lauter und lauter und endlich brach er geradezu in ein Hohngelächter aus, das auf uns, die wir es zum ersten Male vernahmen, ganz unheimlich wirkte. Andere Genossen antworteten ihm und so erschallte der Wald weithin in einem tollen Lachen, in das wir, aufgeklärt durch unsern Kutscher, schließlich selbst einstimmten.

Digitized by Google

Gegen Mittag erreichten wir die erste Station, Half-Way-House genannt, wo wir die Pferde fütterten und uns einen kleinen Imbiß gönnten. Leider hatte der Himmel kein Einsehen, es regnete, als wir nach kurzer Rast wieder aufbrachen, noch immer weiter, wenn auch wie in feinen Bindfäden. Dabei wurde es empfindlich kühler, und die Einförmigkeit des Waldes, nur hin und wieder durch Lichtungen unterbrochen, wo menschlicher Unverstand seine verheerende Thätigkeit geübt, machte sich schließlich in ermüdender Weise geltend. Wie viel schöner ist doch ein europäischer Wald mit seinen Buchen, Eichen, Fichten und Tannen, als solch ein Eukalyptuswald! Schon die Belaubung der Eukalypten ist eine verhältnismäßig magere. Die im Gegensatz zu unseren Laubgewächsen vertikal gestellten Blätter, die am Ende der Zweige büschelförmig und weit auseinandergestellt herabhängen, lassen dem Lichte überall freien Durchgang; der Wald ist somit durchsichtiger, lichter, wie bei uns und läßt überall Graswuchs zu, was für die australischen Landwirte sehr wichtig ist; dafür aber ist er auch entschieden langweiliger und schattenloser. Die Blätter dieser Eukalyptusarten fallen nicht periodisch ab, eine Erscheinung, welche der ganzen südlichen Hemisphäre eigen zu sein scheint.

Die Straße, die wir befuhren, kann als Kunststraße jeder europäischen ruhig an die Seite gestellt werden. Es gehörte unendlich viel Mühe dazu, um durch das bewaldete Gebirge und die starren Felsmassen, an tiefen Schluchten vorbei, einen solchen Weg zu ziehen, der uns bald über Flüsse, wie z. B. den Cox River, bald über Niederungen und bald über Höhenzüge brachte. In großen Zickzackwindungen, an steilen Abhängen vorbei, führte die Straße die letzten Meilen 1200 Fuß abwärts nach den in einem engen Thale liegenden Jenolan Caves, denen ein langer Kalksteinrücken vorgelagert ist. Ein Felsentunnel durchbricht die Steinmassen und am Ausgange desselben, rings von Wald und Berg umgeben, liegt in einer Schlucht ein hübsches, sauberes Gasthaus. Wir langten nachmittags in demselben zu einer Zeit an, die uns noch in aller

Digitized by Google

Ruhe die Besichtigung der Höhlen gestattete. Es giebt deren hier eine ganze Reihe, die, soweit sie erforscht sind, ihre bestimmten Namen tragen und durchgehends, was Größe und Eigenart der Scenerie anbelangt, wohl ihresgleichen in der Welt suchen. In der sogenannten Bone Cave, Knochenhöhle, finden sich zahlreiche Überreste von Känguruhs und anderen Tieren, welche nach und nach mit kohlensaurem Kalke überzogen wurden und nun die prächtigsten Petrefakten bilden. Die Höhlen sind zu zahlreich, als daß sie hier einzeln beschrieben werden könnten. Die schönsten und interessantesten unter ihnen sind entschieden die Imperial Caves, auf deren nähere Beschreibung wir uns beschränken wollen.

Unter der Leitung eines kundigen Führers, mit Windlichtern versehen, klommen wir im Innern des Berges empor und blieben plötzlich wie gebannt stehen vor dem Ausblick, der sich uns unerwartet eröffnete. Ein natürliches Felsenthor that sich auf, und das Auge schweifte hinab und hinaus in eine tiefe, grüne, mit Waldung bestandene Schlucht, in die sich unmittelbar aus dem Berge heraus ein kleiner Fluß ergoß. Dann ging es wieder zurück in den Berg, in dem wir zunächst noch ordentlich hinaufzusteigen hatten, bis wir das eigentliche Wunder, die Höhlen, deren jede für sich wieder ihren besonderen Namen trägt, zu schauen bekamen.

Es ist etwas ganz Wunderbares um die gewaltige Kraft des aushöhlenden Wassertropfens! Bei der Betrachtung dieser Wirkung fielen mir die Worte Ovids ein, die Giordano Bruno so schön umgeformt hat:

„Gutta cavat lapidem, non bis sed saepe cadendo:
Sic homo fit sapiens, bis non sed saepe legendo."

(„Der Tropfen höhlt den Stein, nicht durch zweimaligen, sondern durch öfteren Fall: so wird der Mensch weise, nicht durch zweimaliges, sondern durch öfteres Lesen.") —

Hier stand vor Urzeiten, Millionen von Jahren zurück einst ein Korallenriff, das langsam und stetig durch den fallenden Wassertropfen ausgefressen wurde, und dieser Wassertropfen

Digitized by Google

ließ und läßt noch jetzt in ununterbrochener, geduldigster Arbeit die bizarrsten Formen entstehen, wie sie selbst die lebhafteste Phantasie nicht bizarrer denken kann. Gleich beim Eintritt in die Höhle kam mir die Darwinsche Theorie über die Entstehung der Sandsteinplateaus in den Blue Mountains in den Sinn: Darwin schreibt dieselbe der Sedimentierung aus dem Meerwasser zu, und diese Theorie findet ihre Stütze merkwürdigerweise in den Jenolan Caves, die, wie bereits gesagt, einen ganzen Gebirgszug ehemaliger Korallenriffe, der sich bis gegen Mount Victoria hier erstreckt, darstellen. Auch die hier zahlreich vorgefundenen, aus dem Meere stammenden Fossilien sprechen für die Richtigkeit der Darwinschen Theorie, die von gegnerischer Seite allerdings manche Einwendung erfahren hat.

Wir legen unsere Windlichter ab. Ein Druck des Führers auf einen Knopf, und überall ergänzt von nah und fern das Licht elektrischer Lämpchen. Etwas Zauberischeres, etwas eigenartiger Wirkendes, als diese Beleuchtung, die bald von oben, bald von der Seite, bald aus bedeutender Tiefe herauf, ihre seltsamen Lichtbilder und Reflexe wirft, kann man sich nicht vorstellen. Treten wir ein in die Cathedral Cave, in eine prachtvolle Höhle, in einen 160 Fuß hohen Dom, wie er nicht schöner und imposanter von Menschenhand gebaut werden könnte. Mit Recht trägt er seinen Namen „Cathedral Cave". Von der Decke hängen mächtige, weiß schimmernde Stalaktiten in allen Größen und zugleich von solch wunderbarer Zartheit, wie sie hier wohl einzig in der Welt zu sehen sind. Und um den Eindruck, in einer Kathedrale zu sein, noch zu verstärken, strebt ein mächtiger Stalaktit in Form einer Säule nach unten, dem sich in gleicher Form ein Stalagmit bis auf eine ganz geringe Distanz genähert hat. Das Gebilde macht den Eindruck einer durchbrochenen Säule und führt daher auch den richtigen Namen: Broken Column. Durch des Teufels Kutschhaus — the Devil's Coachhouse, — eine ebenfalls ganz sonderbar ausgefressene, große Höhle, deren Seiten Trümmermassen von gewaltigen Blöcken bedecken, gelangen wir in die sogenannte

Digitized by Google

Exhibition Cave, die ebenfalls ihren Namen rechtfertigt, indem ſie uns eine ganze Ausſtellung verſchiedener Höhlen zeigt, von denen jede in ihrer Art wieder ein Wunder der Natur genannt

Die gebrochene Säule aus den Jenolan Caves (Höhlen). Blaue Berge.

werden kann. Prachtvoll und wohl einzig in ihrer Art iſt die größere Abteilung, die ſchon durch ihre enormen Dimenſionen imponiert. Sie iſt 600 Fuß lang, 280 Fuß weit, und ihre Höhe variiert von 1 bis über 100 Fuß. Ganz beſonders ſchön ſind hier die Stalaktiten, wie auch die Stalagmiten, die teil-

Digitized by Google

weise von einer wunderbar weißen Farbe und reinem Alabaster sind. In der magischen Beleuchtung des elektrischen Lichtes machen diese Gebilde auf den Beschauer einen unvergeßlichen Eindruck. Alle möglichen Formen von Stalaktiten kommen hier vor. Eine lebhafte Phantasie kann da Tiergestalten, menschliche Körperformen u. dergl. mehr erblicken. Was aber ganz besonders als eigentümliche Schönheit hervorgehoben zu werden verdient, das sind die prachtvollen Faltungen dieser von der Decke herabhängenden Stalaktiten, Faltungen, die so zart, dünn und derartig an einander gereiht sind, daß sie täuschend zusammengelegte Vorhänge nachbilden. Ja, eine ganze Scenerie von solchen zusammengefalteten Vorhängen führt uns lebhaft eine Schaubühne mit ihren Dekorationen vor Augen. Die Färbung dieser Vorhänge ist ebenfalls zum Teil ganz eigenartig, indem sie von weiß in gelbbraun übergeht, welch letzterer Farbenton oft von einem tiefen Braunrot durchzogen ist. Und woher rührt diese Färbung? Hat der fallende Wassertropfen, der hier heute noch wie vor Äonen an der Entstehung dieser Gebilde arbeitet, wohl die wunderbaren Farbentöne dadurch hervorgebracht, daß er die metallischen Bestandteile der über den Felsmassen lagernden Erdschichten, wie z. B. Eisen, auflöste, und so diese eigenartige Färbung der Stalaktiten erzeugte?

In einer der Seitenhöhlen, die zu den Exhibition Caves gehören und in die wir nur kriechend gelangen können, erwartet uns eine neue Überraschung: unser Führer steigt in die Höhe, und nun erklingen Töne, als ob von ferne eine Orgel gespielt würde. Eine Reihe zarter, äußerst feiner, durchsichtiger, wie Orgelpfeifen geformter Stalaktiten sind es, die bei der Berührung mit einem Stabe diese Töne hervorbringen. Beim Klange dieser Akkorde und angesichts der ganz eigenartigen Umgebung, überkam uns das Bewußtsein, welch unbedeutendes Wesen der Mensch gegenüber der gewaltigen Natur ist und wie er nur in schwacher Weise das nachahmen kann, was ihm seine große Mutter zum Vorbilde, zur Einkehr in sich und zur Selbsterkenntnis vor Augen führt.

Digitized by Google

Eine weitere Höhle in diesem Labyrinth von Höhlen enthält in der Tiefe einen kleinen See von wunderbar klarem Wasser, dessen Grund wir trotz einer Tiefe von 14 Fuß im Lichte eines kleinen elektrischen Lämpchens deutlich erkennen konnten. Dieser See ist die Quelle eines der hier aus diesen Felsmassen entspringenden vier Flüßchen, die sich außerhalb der Caves zu einem Flusse vereinigen. Gespeist wird diese Quelle durch das in den Höhlen überall herabsickernde Wasser.

Unsere Wanderung im Innern des Berges, auf und ab, kreuz und quer, ging ihrem Ende zu. Wir waren froh darüber; denn das stundenlange Herumklettern machte sich schließlich in ermüdender Weise fühlbar. Wir gelangten zu der Stelle zurück, wo wir unsere Windlichter niedergelegt hatten, zündeten dieselben wieder an und kamen auf dem alten Wege hinaus, allerdings nicht mehr ans Tageslicht, sondern in dunkeln, feuchten, trüben Abend. Wir beneideten im Stillen die an den Decken der äußeren Caves hängenden und ihren Winterschlaf haltenden Fledermäuse um das warme Obdach; denn das unsere war an diesem Abend außerordentlich kalt, feucht und zugig. Aber schließlich geht alles vorüber, auch eine feuchtkalte Nacht. Der Regen, der unaufhörlich herabströmte, kühlte die Atmosphäre stark ab und ging gegen Morgen in schweren Schneefall über. Wir beschlossen, so schnell als möglich den Rückweg anzutreten, da wir das Hauptsächlichste bereits gesehen hatten und nicht Gefahr laufen wollten, eingeschneit zu werden und einige Tage in dem einsamen Bergwirtshause zubringen zu müssen.

Und so fuhren wir denn in aller Frühe ab, ohne Ahnung, daß wir heute unsern Bestimmungsort nicht erreichen sollten. Wir waren noch nicht weit gekommen, als ein Mann, ein Straßenwärter, der eine Axt bei sich trug, unsern Kutscher darauf aufmerksam machte, daß der Weg in der Höhe infolge von Baumstürzen nicht passierbar sei. Als er aber sah, daß unser Kutscher trotzdem die Fahrt fortsetzen wollte, anerbot er sich zum Mitkommen, um uns die Hindernisse aus dem Wege

Digitized by Google

räumen zu helfen. Wir glaubten nicht an irgendwelche Gefahr; denn sonst hätten wir selbstverständlich die Umkehr beschlossen. Als wir aber einige Meilen gemacht hatten, der Schnee immer tiefer wurde, die Zahl der gestürzten Bäume rechts und links vom Wege sich in Erschrecken erregender Weise vermehrte, als vor uns und hinter uns gewaltige Baumstämme durch den ungeheuren Schneedruck krachend niederschlugen, da merkten wir erst den schweren Ernst der Lage. Dazu kam, daß wir auf der einen Seite des Weges für eine ganze Reihe von Meilen steilen Halden entlang fahren mußten, und so doppelte Gefahr liefen, von den herabstürzenden Bäumen erschlagen zu werden. Rückwärts konnten wir unter diesen Umständen nicht mehr; denn in dem Maße, als wir nach vorwärts die Passage mit der Axt frei machten, wurde uns nach rückwärts durch die sich mehrenden Baumstürze der Weg verlegt. Es war ein Krachen rechts und links am Wege, als ob die Bäume unter Granatfeuer stünden.

Der Schnee wurde immer höher und höher, und nur langsam, Schritt für Schritt, kam unser Wagen vorwärts. Unwillkürlich mußten wir die Geduld und Ausdauer unseres Kutschers sowohl wie unseres Wegwartes bewundern, die, bis zur Hüfte in dem steifen, schweren Schnee stehend, bald Baumstämme aus dem Wege schafften, bald die ermatteten Pferde mit ermunternden Worten aufrichteten, bald den Wagen durch Drehung der Räder fortzubringen suchten. Wie ganz anders benahm sich dieser Kutscher — Nel Pardridge ist sein Name — als seine Kollegen in Europa! Kein Fluch kam über seine Lippen, kein häßliches Schimpfwort! „Nel, get up, get up!“ (steh auf, steh auf!) rief er ermunternd dem eben gestürzten Pferde zu, das denselben Namen trug, wie sein Herr. „Ah, Nelly, Thommy come on! you lazy boys, you low thinkers!“ (Kommt vorwärts! Ihr trägen Burschen, ihr niedern Denker!) Dabei klopfte er ihnen zärtlich auf den Hals oder pfiff ermunternd eine eigentümliche Weise, die die Tiere wohl zu kennen schienen. Aber die Gefahr wurde für uns immer

Digitized by Google

größer. Der Gedanke, Mount Victoria heute noch zu erreichen, war völlig ausgeschlossen, und auch die Hoffnung, bis zum nächst gelegenen Gasthause, dem Half-Way-House, zu gelangen, schwand immer mehr. Bereits waren wir so viele Stunden unterwegs, als wir erst Meilen zurückgelegt hatten. Eines der Pferde stürzte alle Augenblicke zusammen; das andere blutete an mehreren Körperstellen und war auch kaum mehr vorwärts zu bringen. Und doch mußten wir um jeden Preis ein Obdach für die Nacht gegen den immer heftiger werdenden Schneesturm finden; denn ein Kampieren im Walde unter diesen Umständen hätte den sicheren Tod zur Folge gehabt: wir wären unbedingt durch die fallenden Baumstämme erschlagen worden, gar nicht zu reden von den Folgen der Nässe und des Schnees.

Wir beschlossen daher, mit aller Kraft, die uns zu Gebote stand, vorwärts zu dringen, um wenigstens eine am Wege liegende Hütte, die einzige zwischen den Jenolan Caves und Half-Way-House, zu erreichen. Dort wollten wir die weitere Entwicklung der Dinge abwarten. Was für schwere Augenblicke hatten wir durchzumachen, bis wir endlich in die Nähe dieser Hütte kamen! Die Minuten wurden uns zu Stunden; aber ruhig und gefaßt sahen wir, trotz der steten Gefahr, in der wir schwebten, dem Kommenden entgegen. Was nützt menschliche Aufregung gegenüber den empörten Elementen der Natur, die selbst in ihrem Toben und Heulen noch grauenhaft schön war. Wir spannten unsere Pferde aus, ließen den Wagen, der nicht mehr vorwärts zu bringen war, im Schnee stecken und retteten uns triefend vor Nässe und klappernd vor Frost, ohne Nahrungsmittel in die Hütte, froh, wenigstens einigermaßen gegen das Unwetter geschützt zu sein. Von irgend einer Bequemlichkeit war keine Spur. Ich selbst sah nie auf meinen vielen Reisen etwas Primitiveres, Ärmlicheres, als das Häuschen des Irländers, der hier als Wegwart hauste.

„Better such a shelter than to die in the bush!“ (Besser solch ein Obdach, als im Busche sterben zu müssen), meinte unser Kutscher und wir mußten ihm Recht geben.

Digitized by Google

Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir, daß wir über $5\frac{1}{2}$ Stunden im Unwetter gekämpft hatten bis zum Eintritt in diese Hütte, und dabei war es erst nachmittags 2 Uhr. Der Wind pfiff durch den Raum, dessen Fenster zerbrochen waren; aber wir hatten wenigstens das Gute, daß wir uns an einem mächtigen Feuer trocknen und wärmen konnten. Was kümmerte uns in diesem Augenblicke der unsagbare Schmutz der Umgebung, der zum Brechen reizende, üble Geruch dieser Behausung, die von einer Armut zeugte, wie sie glücklicherweise bei uns unbekannt. Und trotzdem schien der Besitzer derselben ein in seinen Lumpen zufriedener Mann, der uns freundlich gegenüber trat und in seiner ruhigen Art keinen übeln Eindruck auf uns machte. Ja, als der Abend endlich hereinbrach, da bot er uns von seiner Nahrung zum Essen an; aber wir lehnten dankend ab und zogen vor, lieber weiter zu hungern und zu entbehren.

In dem ganzen Raume war außer einem einzigen alten Stuhle und einer Art zerrissenen, unglaublich schlechten, wackeligen Kanapees nichts vorhanden, das zum Ausruhen hätte dienen können. Eine originelle Beleuchtungsart hatte unser Irländer: eine rußige, stinkende, selbst konstruierte Lampe. Diese bestand aus einer Flasche, in der früher einmal Mixed Pickles gewesen waren und die nun mit Petroleum gefüllt wurde. In das Öl tauchte eine Art Docht, dessen oberes Ende wiederum durch einen Kork gezogen war. Dieser letztere steckte in Staniol von einer alten Theebüchse, welches unser Ire über Kork und Flasche gedreht hatte. Wir hatten uns bereits an den Geruch dieser Behausung etwas gewöhnt; aber trotzdem empfanden wir ihn infolge der rußenden Lampe, des qualmenden Feuers, des Rauches, den der Wind durch das Kamin jeweils wieder in die Stube zurücktrieb, der Ausdünstung der trocknenden Kleider unserer Leute, von Zeit zu Zeit derartig, daß wir über die zerbrochenen Fenster froh waren, durch welche die frische, kalte und zum Atmen so notwendige Luft eindringen konnte. Ein Bild australischen Buschlebens!

Inzwischen hatte sich einer der Männer auf den Weg

Digitized by Google

gemacht, um zu sehen, ob nicht ein Durchkommen durch den Schnee unter Umständen trotzdem möglich wäre. Aber bald kam er zurück, berichtend, daß ein Durcharbeiten durch die steifen Schneemassen, die ihm bereits bis an den Kopf gingen, unmöglich sei und daß nichts anderes übrig bleibe, als hier so lange auszuharren, bis entweder das Wetter umschlage oder eine Hilfskolonne uns aus unserer Lage befreie. Das letztere war anzunehmen, da wir sowohl im Half-Way-House als in Mount Victoria selbst hinterlassen hatten, daß wir heute dorthin zurückkommen würden. Daß die Telegraphenlinien durch Sturm und Schnee zerstört worden, daß infolgedessen keine Antwort auf Anfragen über unsern Verbleib erhältlich war und mithin auch jegliche Hilfsexpedition einstweilen unterbleiben mußte, sollten wir erst später erfahren.

Inzwischen rückte langsam die Nacht heran. Wie schnell fliegt sonst die Zeit dahin für den denkenden, thätigen Menschen! Wie langsam aber verrinnt sie für ihn, wenn er, wie wir hier, zur Unthätigkeit, zum resignierten Ausharren, zur stoischen Geduld unter diesen Verhältnissen verurteilt ist! Wir wünschten der Zeit dreifache Flügel; aber unser Wünschen war vergebens, und langsam, langsam, Minute auf Minute, verrannen die Stunden:

„Nun seid getrost, so lang ist keine Nacht,
Daß nicht auch ihr zuletzt ein Tag erwacht!“ (Shakespeare.)

Der Schneesturm ging endlich in der Nacht in einen tobenden Regensturm über, insofern ein Glück für uns, als durch den massenhaft herabströmenden Regen der Schnee mehr und mehr niedergeschlagen wurde und so doch für uns die Aussicht bestand, am andern Morgen den Versuch eines Durchbruches eher mit Erfolg bewerkstelligen zu können. Kein Schlaf kam in unsere müden, brennenden Augen, und als gegen 3 Uhr morgens unser bis dahin mit aller Kunst hingehaltenes Feuer ausging, da froren wir innerlich und äußerlich; denn der Mangel an Nahrung seit fast 24 Stunden machte sich auch in größerer Empfindlichkeit gegen die nasse Kälte immer fühlbarer.

Digitized by Google

In einem Verschlage nebenan — anders kann ich diese Schlafstätte nicht nennen — ruhten, in Lumpen eingewickelt, unsere Männer. Wir beneideten sie um ihren gesunden Schlaf, der sich in den bekannten Tönen tiefen Schnarchens kund gab. Eine ganze Stunde zögerten wir, die wohl verdiente Ruhe dieser Männer zu stören; aber schließlich trieb uns die Kälte dazu, die wir trotz Herumspringen in dem engen Hause nicht länger mehr ertragen konnten.

Nach langem Rufen, Klopfen, Poltern brachte ich den einen endlich zum Erwachen. „What is the matter? Was giebt's?" tönte es schließlich aus dem Nebenraume. „Wir frieren; wir halten es ohne Feuer nicht länger mehr aus; es ist schon lange ausgegangen; bitte, verschaffen Sie uns Holz!" antworteten wir. Der Ire erfüllte unsere Bitte, indem er aufstand, seine Axt nahm und in den strömenden Regen und heulenden Sturm hinausging, um Holz zusammenzuschlagen, das er uns brachte. Es bedurfte allerdings einer gewissen Kunst, um das nasse Holz in Brand zu setzen; aber nach einigen vergeblichen Versuchen gelang uns dies, und wir konnten uns so bis zum Anbruch des Tages wenigstens einer erträglichen Temperatur erfreuen. Mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßten wir endlich den herandämmernden Morgen. Der Regen floß noch immer in Strömen; aber unsere Untersuchungen ergaben, daß der Schnee infolgedessen bis auf einige Fuß zurückgegangen war und wir mit unseren müden, ebenfalls ausgehungerten Pferden (dieselben hatten seit 2 Tagen keine Nahrung mehr bekommen!) nach Half-Way-House aufbrechen konnten. Dort hofften wir auf frische Pferde und auf Erquickung unsrer selbst. Unser Irländer, mit der Axt versehen, kam mit, und wir verließen ohne besonderes Bedauern seine Hütte, galt es doch, so rasch wie möglich in civilisierte Verhältnisse zurückzukommen.

Aber wie hatte der Sturm gehaust! Es war thatsächlich kein Baum am Wege, weder rechts noch links, der nicht die Wut der entfesselten Elemente in irgend einer Weise zu seinem Nachteile hätte empfinden müssen. In der Mitte abgebrochene

Digitized by Google

Stämme, abgeriſſene Baumzweige überall, wohin man ſah! Da aber hier der Weg breiter war und nicht mehr an ſo abſchüſſigen Halden vorüber führte, wie Tags zuvor, war auch die Straße nicht mehr in dem Umfange von Bäumen und herabgerollten Steinblöcken verſperrt. Aber immerhin konnten wir die Axt unſeres Irländers gut gebrauchen, galt es doch noch manchen den Weg verſperrenden Baum hinwegzuräumen.

Müde und langſam ſtampften die treuen und genügſamen Rößlein durch Sturm und Schnee, und als ob uns der auſtraliſche Buſch und Wald für die in ihm verlebten ſchweren Stunden einigermaßen entſchädigen wollte, ſo zeigte er uns ſeine Tierwelt: Känguruhs verſchiedener Art und Größe ſprangen über den Weg und die prächtig gefiederte Vogelwelt tummelte ſich in unſerer unmittelbaren Nähe, wohl ſelbſt ſchwer leidend durch den in dieſen Gegenden ganz unerhörten Schneefall und die damit verbundene Schwierigkeit ihrer Ernährung. Wenigſtens verſicherte uns unſer Nel Pardridge oftmals: „I never saw it before“, und wir glaubten ihm gerne.

Gegen Mittag erreichten wir endlich unſer nächſtes Ziel: das Half-Way-Houſe, wo wir mit Erſtaunen und Freude zugleich herzlich aufgenommen wurden. Die Leute erzählten uns, wie ſie geſtern wegen unſeres Ausbleibens in Sorge um uns geweſen wären, wie ſie verſucht hätten, telephoniſch und telegraphiſch über unſern Verbleib Nachrichten zu erhalten, wie aber alle ihre Bemühungen durch die Zerſtörung der Linien reſultatlos geblieben ſeien. Sie hätten daher angenommen, daß wir, durch das Unwetter gezwungen, in den Caves zurückgeblieben ſeien. Hätten ſie eine Ahnung gehabt, daß wir trotzdem aufgebrochen, ſo würden ſie den Verſuch einer Hilfeleiſtung unternommen haben.

Wir erwärmten und trockneten uns am praſſelnden Kaminfeuer, und ein einfaches, aber gutes Eſſen hob die geſunkene Lebenskraft wieder. Leid that es uns aber um unſere Pferde, die wir wieder benutzen mußten, weil andere hier augenblicklich nicht vorhanden waren. Die erwarteten Pferde von Mount

Digitized by Google

Victoria konnten nicht durch den Schnee kommen und blieben daher aus. So mußten denn eben Thommy und Nelly wieder ihre Pflicht thun, die ein europäisches Pferd in diesem Umfange kaum so gut erfüllt haben würde, als diese beiden australischen Vierfüßler. Wir zogen wieder ab. Die Wirtsleute waren von einer Aufmerksamkeit und Herzlichkeit, die geradezu rührend war und uns als Fremde doppelt anmutete. Aus dem Kamin nahm der Mann die heißen Steine, wickelte sie in ein Packtuch und legte sie uns als Fußwärmer in den feuchten, offenen Wagen.

Inzwischen hatte sich auch der Sturm gelegt; der Regen ließ von Zeit zu Zeit nach, und die Sonne machte sogar hin und wieder schüchterne Versuche durchzubrechen. Wir passierten glücklich den hochangeschwollenen, reißend dahinströmenden Cox River, dessen schmutzig gelbe Fluten mächtige Baumstämme gegen die schwache Holzbrücke wälzten, und wandten uns langsam wieder in die Höhe, Mount Victoria zu. Einige Meilen vor unserer Endstation liegt eine kleine Ansiedlung mit einem Post- und Telegraphenbureau. Dort hatte das Unwetter weniger schlimm gehaust und die Telegraphenlinie war bis hierher von Victoria aus unbeschädigt geblieben. Unser Kutscher gab sofort eine Depesche nach Mount Victoria auf, worin er um frische Pferde bat. Während dieser kurzen Pause, in der mir provisorisch das Gespann zur Hut anvertraut war, wurden uns Beweise australischer Gastfreundschaft im Busch gegeben. Zwei Männer wateten durch den Schnee auf den Wagen zu und boten meiner Frau Thee, mir aber Tabak und Cognac an. Die Offerte geschah mit so freundlichen Worten, daß wir sie, um die Leute durch eine Ablehnung nicht zu kränken, teilweise annahmen. Wir waren durch dieses Benehmen um so überraschter, als wir eine solche Haltung der Kolonisten gegen Fremde, weit ab von der Hauptstadt, nicht anzutreffen vermutet hätten. Um so mehr freute uns dies daher, weil oft Gegenteiliges behauptet worden ist.

Die gewünschten Pferde erreichten uns denn auch halbwegs,

Digitized by Google

und auf der Straße, im Schnee, ging das Umſpannen vor ſich. Wir gönnten Nelly und Thommy die endliche Befreiung von

Govett's Leap (Sprung). Blaue Berge.

ihrer ſchweren Arbeitsleiſtung herzlich, war doch der Weg nach Mount Victoria immer noch ein beträchtlicher. Als wir in

Digitized by Google

die Höhe hinauf kamen, konnten wir so recht überall die steilen Abfälle des Sandsteingebirges um Mount Victoria herum bewundern. Gerade in unmittelbarer Nähe der Straße sahen wir eine ungeheure, weit ausgedehnte, tiefe Schlucht, dicht mit Wald bewachsen. Solcher Schluchten, welche über einen ganz gewaltigen Umfang verfügen und fast unzugänglich oder nur mit Hilfe entsprechend angelegter Wege zu erreichen sind, giebt es in den Blue Mountains mehrere. Sie machen, wie Darwin schon ganz richtig beschrieben hat, den Eindruck einer großen Bucht oder eines Golfes, wo die Klippen auf beiden Seiten auseinanderweichen und Vorland auf Vorland erscheinen lassen, wie bei einer steilen Seeküste. Wir konnten uns leider mit der Besichtigung infolge der Witterungsverhältnisse, des wieder einsetzenden Regens und des anbrechenden Abends nicht allzulange aufhalten; auch war der Wunsch, bald in ein Bett und zur Ruhe zu kommen, gewiß sehr begreiflich. Wir erreichten ohne weiteren Unfall endlich unser Gasthaus, in dem wir die Nacht vom Freitag auf den Samstag zubrachten. (6. auf 7. Juli.) Dort erzählte man uns, wie sogar ein Bahnzug von Bathurst herab im Schnee stecken geblieben und anstatt nachts 1 Uhr erst am andern Mittag 3 Uhr, also mit 26 Stunden Verspätung, in Mount Victoria eingetroffen sei. Wir konnten daher dem Geschicke doppelt dankbar sein, das uns so glücklich und ohne weiteren körperlichen Schaden aus schwieriger Lage herausgeführt hatte.

Am Morgen des 7. Juli brachen wir trotz zweifelhafter Witterung nach den Wasserfällen auf. Unser Weg führte uns zunächst nach Blackheath, das ungefähr in gleicher Höhe wie Mount Victoria liegt, als Ort aber größer ist. Ungefähr eine Meile davon entfernt liegen die großartigen Wasserfälle, von denen der Govett's Leap der berühmteste ist. Hier stürzt das Wasser über Sandsteinfelsen mehr als 500 Fuß hinab in eine tiefe Schlucht, bricht sich zerstäubend an einem Klippenvorsprung und verliert sich dann in den baumartigen Farnen am Waldesrande. Und wie prächtig ist diese Vegetation, die hier so recht

Digitized by Google

ihren feuchten Nährgrund zum besten Gedeihen hat! Tiefgrün, satt in den Farben! Moose, Farne und Bäume machen sich den Rang in Schönheit und üppigem Wachstum streitig und erzeugen mit dem rauschenden, herabstürzenden Wasser, mit den hohen, steilen, dunkelgefärbten, oft tiefroten Felsen ein unvergeßliches Bild. Im Sommer sollen die abstürzenden Wasser oft recht bescheiden an Umfang sein; jetzt aber wälzte es sich stromartig über die Klippen des geschichteten Sandsteinplateaus herunter. Aus der Tiefe aber stiegen zusammengeballt schwere, feuchte Nebel empor, hin und wieder unseren Blicken Einlaß in das grüne, gleich einem Meere 1200 Fuß tief zu unseren Füßen wogende Thal gewährend, durch das sich, wie ein Silberband, der Grose River windet. Ein ganz einzig schönes, wohl nicht oft zu sehendes Schauspiel! Diese außerordentlich großen Thäler widerstanden lange Zeit allen Versuchen der Ansiedler, in ihr Inneres zu dringen; jetzt sind sie zum Teil zugänglich gemacht.

Wie Darwin in seiner „Reise eines Naturforschers" treffend bemerkt, machen diese großen, amphitheatralischen Einsenkungen in den Blue Mountains den Eindruck von Buchten. „Man denke sich einen rundgedehnten Hafen, dessen tiefes Wasser von kühnen, klippenartigen Ufern umgeben ist, nun trocken gelegt und auf seinem sandigen Boden einen Wald hervorgewachsen, so haben wir ein Bild von dem, was sich hier darbietet." Diesen Eindruck bekamen wir auch hier wieder, als wir Govetts Sprung besichtigten, wie gestern in der Nähe von Mount Victoria.

Das Wetter war inzwischen wieder schlechter geworden und unser Plan, die kleineren Fälle von Katoomba und Wentworth ebenfalls eingehender zu besichtigen, mußte leider aufgegeben werden. Wir konnten nur noch, so weit es eben der immer und immer wieder einsetzende Regen und Nebel gestattete, flüchtig in die 2- bis 3000 Fuß tiefen Thäler und Buchten Einblick gewinnen. Was wir aber sahen, bestätigte nur den Eindruck einer ganz seltsamen, großartigen Scenerie. Und

Digitized by Google

dieſer Eindruck, den wir mit über die Meere nahmen, wird für immer in uns haften bleiben, als etwas ſpezifiſch Auſtraliſches, das nur dieſem merkwürdigen Lande in ſolcher Form eigen.

Scenerie aus den „Blauen Bergen" (am Fluſſe Groſe). Eukalyptus- u. Farnbaumwaldung.

Der Bahnzug brachte uns am Nachmittag nach Sydney zurück, und ſo endete unſer Ausflug in die Blue Mountains trotz Schneeſturm, Regen und Buſchleben in mächtigem Eukalyptuswalde mit Erinnerungen, die ebenſo ſchön und reich ſind, als ſie unvergeſſen bleiben werden.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Auſtraliens Flora, Fauna und Klima.

Das Buch der Welt liegt jedem aufgeſchlagen,
Doch wen'ge nur verſtehn darin zu leſen.
(Fr. v. Bodenſtedt.)

Als wir noch auf dem Meere ſchwammen, Auſtraliens Küſte zu, da erzählte uns ein engliſcher Mitpaſſagier folgende Anekdote:

Als Gott, der Herr, die Welt erſchuf, da war es eigentlich ſeine Abſicht, nur vier Erdteile aus der Maſſe zu formen. Dieſelben waren bereits fertig, als noch ein Reſt von Urſtoff übrig blieb, mit dem der liebe Gott zuerſt nichts anzufangen wußte. Im letzten Augenblicke aber entſchloß er ſich, aus dieſem Reſte noch einen fünften Weltteil zu bilden, „but very in hurry“, und aus dieſer eiligen Schöpfung reſultiert der ſonderbare Kontinent, der von allem etwas hat und doch in allem mehr oder weniger zu kurz gekommen iſt.

Es liegt in dieſer ſcherzhaften Schilderung unbedingt ein Körnchen Wahrheit; denn ſonderbar, eigentümlich, ganz anders wie in der übrigen Welt, iſt alles, was wirklich echt auſtraliſch iſt. Aber gerade darin liegt auch wieder ein gewiſſer Reiz und Zauber für denjenigen, der beſtrebt iſt, in das geheimnisvolle Schalten und Walten der Natur dieſes bis dato von Europa aus doch etwas ſtiefmütterlich behandelten Kontinentes einzudringen. Ich geſtehe offen, daß das Wenige, was ich ſehen, und, ſoweit es eben die naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe eines mediziniſch geſchulten Mannes erlaubten, ſelbſt beurteilen

Digitized by Google

konnte, mir diesen Kontinent in dem Maße innerlich näher gebracht hat, als ich dessen Eigenarten kennen und besser verstehen lernte. Und was für Freude ich bei diesem Studium innerlich empfand, mag mir derjenige nachfühlen, der, im Buche der Natur blätternd, täglich etwas Neues aus demselben schöpfen und seine Kenntnisse dadurch bereichern darf.

Der botanische Garten Sydneys ist nicht so groß wie derjenige von Melbourne. Er liegt neben anderen Parks (Inner Domain und Palace Garden), von denen er eigentlich nicht scharf abgegrenzt ist, so daß sein Areal viel größer zu sein scheint, als es in Wirklichkeit ist. Tritt man von der Macquarie Street aus in den Palastgarten, so ist der Eindruck, den der Besucher empfängt, sofort ein machtvoller: man ist auf der oberen Terrasse des Parks; über grüne Rasenflächen mit prächtigen Bäumen bestanden, an Blumenbeeten, Statuen und dergleichen vorbei, schweift der Blick über die unteren, größeren, dicht belaubten Partien hinweg und hinaus auf die liebliche Bay, Farm Cove, und den Meeresarm von Port Jackson. Gehen wir die Terrasse hinunter, so umfängt uns die Pracht der subtropischen, wie der tropischen Zone mit ihren zahlreichen Pflanzenformen und Arten. Bächlein plätschern, an denen die Farnbäume mit ihren zarten, hellgrünen Wedeln üppig im Schatten großer Bäume gedeihen; da schwimmen Seerosen auf einem Teiche, dort auf einem anderen Cyperaceen. Dazwischen freuen sich die schwarzen Schwäne munter ihres Lebens. Mächtige Kakteen, Gruppen von Bambusen wechseln mit Palmen, Coniferen und den Bäumen aller Zonen, unter denen sich auch heimatliche Gewächse, wie Eichen, Buchen, Fichten u. s. w. finden. Überall Blumen, überall Farbenpracht, ein Blühen, wie es lieblicher nicht gedacht werden kann.

Außerordentlich sauber ist der Garten gehalten, dem natürlich eine wissenschaftliche Bezeichnung all der vielen Pflanzen, die er birgt, nicht fehlt. Manchem Bekannten von Ceylon begegneten wir da, den roten und gelben Hibiscen und dem Korallenbaum sowohl wie der hellgrünen Banane und den

Digitized by Google

verschiedenen indischen Palmen; die Gewächshäuser offenbarten uns ihre Geheimnisse an wunderschönen Orchideen und anderen Pflanzen, deren Pflege besondere Sorgfalt erfordert. Den Ficus elastica-Baum, der hier in Sydney ganze Alleen bildet, konnten wir nicht oft genug bewundern. Bedenkt man, wie er bei uns als Zimmerpflanze gezogen wird, wie er wohl in die Höhe schießt, dabei aber immer viele Blätter einbüßt und doch zwerghaft bleibt, dann muß man wirklich staunen, ihn hier im Freien zu sehen mit einem Stamme, größer und dicker, als unser heimischer Kastanienbaum. Seine Blätter sind groß, dunkelgrün und lederglänzend und die Zweige so dicht belaubt, daß die Baumkrone, wie ein gewaltiger, aufgespannter Sonnenschirm, Schatten spendend wirkt.

Aber uns trieb es mehr, die australische Flora zu studieren und alles Übrige nur als „Dekoration" auf uns wirken zu lassen.

Die Flora Australiens ist, trotzdem wir eine tropische und eine subtropische Region unterscheiden müssen, im allgemeinen ziemlich uniform, weicht doch der Süden des Kontinentes gegenüber dem Norden in seiner Vegetation nicht stark ab. Daß der feuchtere Osten eine üppigere und teilweise andere Flora hat als der trockenere Westen, von dem er durch einen breiten Streifen Sandwüste getrennt ist, leuchtet wohl ohne weiteres ein. Aber hier wie dort trifft man doch bestimmte, dem ganzen Erdteile eigene Pflanzen, wie z. B. gewisse Arten von Eukalypten. Wie bereits erwähnt, weist Australien eine ganze Serie verschiedenartiger Eukalypten auf, Bäume, die an Größe manchmal selbst den californischen Wellingtonien nicht nachstehen (bis 170 m hoch, Eucalyptus amygdalina im Süden von New South Wales). Eucalyptus globulus, der Blaugummibaum oder Fieberbaum, treibt sich überall in Australien herum; außerdem finden wir noch Eucalyptus colossa, Eucalyptus marginata, letzterer mit schwerem, hartem Holze, Eucalyptus rostrata, roter, Eucalyptus viminalis, weißer Gummibaum, Eucalyptus obliqua, odorata u. s. w.

Digitized by Google

Auch im botanischen Garten sind diese echten und nützlichen Kinder australischen Bodens vorhanden, treten aber bescheiden in den Hintergrund neben ihren schöner geschmückten, glänzender belaubten Vettern, den australischen Myrtaceen. Verschiedene Formen dieser Familie sind Australien eigen wie Melaleuca (Cajeputbäume), deren Rinde rissig ist und deren Blätter klein, lineal, dunkelgrün, steif und höchst aromatisch sind. Eine Myrtacee, die mit ihren herabhängenden Zweigen und schmalen, hellgrünen Blättern wie eine Trauerweide aussieht, ist die australische Agonis flexuosa. Reizend ist ein dichtbelaubter Baum mit zarten, überaus glänzenden Blättern, Myrtus acmeniodes, dem sich als nahe Verwandte die schönen, dicht belaubten Bäume der australischen Eugenien würdig anreihen, ebenso Metrosideros tomentos (Eisenholzbaum), ein hoher stattlicher, dunkelgrüner Baum mit dicken Blättern, dessen Holz so hart ist, daß es zu Maschinenteilen Verwendung findet.

Von den in Australien vorkommenden Hülsenfrüchtlern (Leguminosen) fiel uns ein stattlicher, mehrfach im Stamme gegabelter Baum auf mit großen, gefiederten Blättern, denjenigen unserer Esche ähnlich, und großer, zweiteiliger Frucht: Castanospermum australe, der Bohnenbaum, dessen dauerhaftes Holz sehr geschätzt ist. Hübsch zeigt sich die Acacia pubescens mit ihren reizenden, unpaarig gefiederten, hellgrünen Blättern, ebenfalls ein Leguminosenbaum.

Bei meinen Baumbetrachtungen erregte ich unwillkürlich die Aufmerksamkeit der Gartenarbeiter. Sie blieben stehen, ließen die Arbeit ruhen und sahen dem für sie jedenfalls auffallenden Treiben des Fremden neugierig zu. Als ich gerade den originellen australischen Bottle Tree, Flaschenbaum, bewunderte, dessen Stamm genau wie eine dickbauchige Flasche aussieht, kam ein Gärtner, der seine Neugierde nicht mehr länger bemeistern konnte, auf mich zu und knüpfte ein Gespräch über den Baum mit mir an.

„A funny Tree“ (ein komischer Baum), sagte er. „Indeed,“ war meine lakonische Erwiderung. Ich beobachtete den inter-

Digitized by Google

essanten Baum, eine Sterculiacee, ruhig weiter: Excuse me Sir, are you botanist?“ fragte in seinem australischen Englisch der Gärtner, der gerne wissen wollte, wer ich sei. „No, naturalist,“ sage ich keck. Der Mann tritt hochachtungsvoll zurück und murmelt nur: „Yes, I see“. Ich schämte mich ein wenig dieser mehr im Spaß gemachten Bemerkung. Habe ich auch schon verschiedene größere und kleinere medizinische Publikationen auf dem Gewissen, so darf ich mir doch als simpler deutscher Doktor wahrlich nicht anmaßen, „Naturforscher“ zu sein. Mein inquirierender Gärtner aber glaubte mir, und die Folge war, daß in dem Garten nach und nach die Neugierde der Arbeiter in tiefe Achtung vor dem fremden „Naturalist“ überging. So imponierte ich ohne legitime Berechtigung, aber mit sichtbarem Erfolge.

Die Familie der Sterculiaceen, die bei uns in Europa keine einheimischen Vertreter hat, ist in Australien ziemlich stark verbreitet; es sind teilweise Nutzpflanzen, oft schöne Bäume, deren Holz wertvoll ist. Erwähnenswert sind: Sterculia lurida, die australische Sycomore, ein Baum mit glatter Rinde und Blättern, die denjenigen der Platane ähneln, Tarrietia argyrodendron und Sterculia acerifolia, letztere ein schöner Baum mit hellgrünen, ahornartigen Blättern und dicken, hülsenartigen Früchten.

Die ebenfalls den wärmeren Gegenden angehörige Familie der Sapindaceen hat auch in Australien ihre besonderen Vertreter; da finden sich Nephelium Beckleri, ein schöner, dicht belaubter Baum, Harpullia pendula, ebenfalls ein Baum und Cupania serrata (Müller), ein ganz eigenartiger Baum, dessen Zweige nur an ihrem Ende belaubt sind. Die Familien der Laurineae, Ebenaceae, Proteaceae, Euphorbiaceae, Liliaceae, Rubiaceae, Meliaceae u. s. w. sind mit stattlichen, baumartigen, nur Australien eigenen Exemplaren vertreten. Es würde zu weit führen, wollte man alle diese Laubhölzer gesondert aufzählen. Nur die Cordylene australis, ein palmenähnlicher Lilienbaum, und die Labortea Gigas (Urticaceae), „Gigantic

Digitized by Google

Farnbaumdickicht in einer Schlucht der „Blauen Berge", Blue Mountains (New S. Wales).

Nettle Tree", eine in New South Wales vorkommende Neſſelart in Baumform, mit ſchöner, runder Krone und Blättern, die in

Digitized by Google

Farbe und Form mit denjenigen unserer einheimischen Nessel übereinstimmen, seien noch erwähnt.

Auch die Casuarina glauca (Casuarineae) darf nicht vergessen werden. Diese Kasuarine, englisch Swamp Oak (Sumpf-Eiche), ist ein sonderbarer Baum. Die Rinde ist rissig, wie bei unserer Eiche; aber an Stelle der Blätter, die nur angedeutet, nicht ausgebildet sind, sitzen, wie beim Schachtelhalm, gestreifte Zweige, die die Funktion der Blätter ausüben. Diese merkwürdigen, durch Verwachsung entstandenen Blattgebilde machen den Eindruck von langen Nadeln. Der Baum, der keinen Schatten zu spenden vermag, liefert ein ganz ausgezeichnetes Holz, fest und hart, ähnlich unserem Eichenholz.

Von den Nadelhölzern erfreuten uns ganz besonders die Araucarien, diese alte Stammgruppe der echten Coniferen, aus denen die Hauptmasse derselben hervorgegangen ist. Die Araucarien kommen in vielen Arten vor; es sind oft Bäume von ganz bedeutender Höhe, von prachtvollem Wuchse und Ansehen. Sie unterscheiden sich von einander in der Form der Nadel, die nicht länglich, spitz, wie bei unseren Tannen, Fichten und Föhren, sondern breiter, mehr oder weniger blattartig, kurz und tiefdunkelgrün ist, den ganzen Zweig bisweilen überziehend.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich bei meiner Wanderung plötzlich aus einem dicht belaubten Baume weiße, silberglänzende Fruchtzapfen schimmern sah. Was ist denn das für ein merkwürdiger Baum? fragte ich mich. Ich reiße ein paar Blätter ab. Sie sind etwa 20 cm lang, lanzettförmig, 2 bis 3 cm breit und hellgrün. Sollte hier ein Übergang von den Coniferen zu den Laubhölzern vorliegen? Doch nein! „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," — das gilt ja auch in der Pflanzenkunde. Ein Tannenzapfen ist und bleibt eben ein Tannenzapfen, selbst wenn der „Tannenbaum" auch wirklich „grüne Blätter" hat, wie das deutsche Lied besagt. Es war die Damara australis (robusta) oder Kauri-Fichte, die ich im ersten Augenblicke verzeihlichen Mißverständnisses aus der Familie der Nadelhölzer hatte hinauswerfen wollen. Sie nahm

Digitized by Google

es mir nicht übel und ließ bald darauf einen ihrer ovalen, silberweißen Zapfen fallen, an denen ich — sie kamen, wie zur Untersuchung bereit, offen und zerborsten auf dem Boden an — praktisch anatomische Studien über Gymnospermen machen konnte. Diese australische Damara ist ein hochgewachsener Baum mit weißlicher, harzreicher Rinde, ähnlich unserer Weißtanne. Ihr Holz ist ebenso begehrt als für Bauzwecke, namentlich für Schiffe, wertvoll. Der Damara nahe stehen im Bau des Stammes Podocarpus spinulosa (breite, blattartige Nadel) und Podocarpus bracteata (mit ähnlichem Blatte wie die Damara). Die hier angeführten Coniferen sind die hauptsächlichsten Repräsentanten dieser Familie in Australien.

An Palmenarten ist Australien nicht sehr reich. Natürlich finden sie sich im tropischen Norden und da, wo mehr Feuchtigkeit vorhanden ist, zahlreicher als im Süden; im übrigen verteilen sie sich auf den langen Küstensaum, ohne irgendwo eigentliche Waldungen zu bilden. Aber auch in seinen Palmen zeigt Australien nur ihm eigene, ausgesprochen charakteristische Formen, die besonders in dem klimatologisch so günstig gelegenen Sydney und seinen Gärten in wunderschönen Exemplaren vertreten sind und uns daher ohne viel Mühe ihr Studium erlaubten. Angeführt mögen werden: die Livistonia australis, „Cabbage Tree“ (Kohlpalme), eine prächtige, hochstämmige Palme mit schönen, fächerförmig zerteilten Blättern; die Ptychosperma Alexandrae, eine stattliche Fiederpalme, deren Stamm sich nach oben zu verjüngt und breite, mächtige Wedel trägt. Die Bangala-Palme, Seaforthia elegans, schlank und stattlich im Wuchs, besitzt mächtige Wedel. Weit unterhalb derselben steht der Fruchtstand und gewährt infolgedessen einen merkwürdigen Anblick. Aus dem Stamm der Palme entspringt der Blüten- resp. Fruchtansatz, hierauf folgt eine Art doppelter Blattscheide von sehr beträchtlicher Länge, aus welcher erst die Wedel hervorgehen. Ein wirklich schönes Bild einer Palme, die die Bezeichnung „elegans“ verdient. Auch eine kleinere Form einer Areca-Palme, Areca sapida, beansprucht Australien

Digitized by Google

als Eigenart; ferner ist auch die australische Palmliane, Calamus Muelleri, mit ihren eigentümlich schilfartigen Blättern und Stengeln, die mit feinen, braunroten Stacheln dicht besetzt sind, beachtenswert.

Auch von der Familie der Cycadeen fallen dem australischen Kontinente einige Angehörige zu, wie z. B. die Cycas media mit sehr hübschen Wedeln und einem Stamme, ähnlich demjenigen eines Baumfarnes, dann die verschiedenen Arten von Macrozamia mit ihren langen, weit ausgebreiteten, schweren Blattgebilden.

Die niederen Sträucher und dergleichen sind im vorstehenden Kapitel (Busch) bereits erwähnt. Ihre Anzahl ist natürlich eine sehr bedeutende, und es konnte nur in allgemeinen Zügen auf dieselben eingetreten werden, so weit wir sie eben selbst zu sehen bekamen.

Seltsam, wie seine Vegetation, mutet uns auch die Vogelwelt Australiens an. Im botanischen Garten zu Sydney befindet sich auch ein großes, langes Vogelhaus, ein „Aviary", das ganz versteckt in einem mächtigen Laubgange liegt. Da sahen wir viele der Vögel wieder, welche wir bereits von unsern Exkursionen, die sich bis in den dichten Urwald der Blauen Berge hinein erstreckten, kannten. Aber welch ein Unterschied zwischen dem schlichten Sänger unserer heimischen Wälder und Gefilde und dem farbenprächtigen Vogel des Südens! Nur die glühende Sonne der tropischen und subtropischen Zone vermag solch satte Farbentöne hervorzuzaubern. Braun ist unsere Nachtigall, grau die Lerche, schwarz die Amsel; nur die Finken zeigen ein buntes Kleid. Auch Australien hat einheimische Finken. Da ist z. B. der Goldfink. Goldgelb glänzt seine Brust; Rücken und Flügel sind grün, schwarz der Kopf und gelb der Schnabel. Ein tiefvioletter Kragen vervollständigt das farbenreiche Gewand. Zu Hunderten sahen wir diese reizenden Vögel im Wald der Blauen Berge. Auch der Spottfink ist ein hübsches Tierchen mit weißer Brust, schwarzem Rücken, schwarzem Halsband und einem beweglichen,

Digitized by Google

grauen Kopf mit rotem Schnabel. Aber Eines fehlt ihnen, fehlt überhaupt der australischen Vogelwelt: das ist die süße Gabe des Liedes! Wenn bei uns Feld und Wald widerhallt von frohen Liedern, hat der australische Fink nur ein leises, kaum vernehmbares Zwitschern, haben die meisten australischen Vögel eine oft heisere Stimme oder ein wenig angenehmes Krächzen.

Ein Herr sagte mir einmal in Bezug auf diese Erscheinung Folgendes: „Our birds have no song, our flowers have no smell, and our women have no virtue!“ Diese übrigens auch schon für Afrika angewandte, wenig galante Behauptung ist nicht ohne weiteres cum grano salis für Australien zu nehmen. Nicht nur würde sich die Australierin für ein solches Kompliment entschieden bedanken, sondern es giebt im fünften Erdteile auch Blumen und Blüten mit wunderbar lieblichem Geruche, und auch einzelne Vögel geben Töne von sich, die höchst anmutig klingen. Der Glockenvogel z. B., Bell Bird, erfreute uns oft mit seiner Stimme, die aus dem Dickicht der Bäume wie das Klingen eines kleinen, silbernen Glöckchens klang. Leider konnten wir das interessante Vögelchen nie aus nächster Nähe betrachten; denn es hält sich scheu im Schutze der Blätter verborgen.

Auch der Flötenvogel (Gymnorhina tibicen) hat nicht unmelodische Töne. Er ist gelehrig, gehört zu den Pfeifkrähen und belustigte uns derart, daß ich ihn gerne, seinen eigentümlichen Pfiff nachahmend, neckte.

Der eigentliche Vogel Australiens ist wohl der Kakadu (englisch Cockatoo). In allen Farben kommt er vor; weiße, mit rosa oder gelber Haube, in verschiedenen Größen, nehmen sich besonders hübsch aus. Der graue Kakadu (Gala) hat einen weißen Kopf mit rotem Kragen; andere Kakadus sind grün, andere blau, gelb und schwarz. Besonders auffallend ist der Rosella (Platicercus eximius), in New South Wales einheimisch. Kopf und Brust sind brennendrot, der übrige Körper grün, gelb und blau gemischt.

Digitized by Google

Auch Papageien, von den blendendsten Farben bis zu den kleinen, grünen Wellenpapageien (Melopsittacus undulatus), sind Australien eigen. In Mengen sahen wir in den Eukalyptuswäldern den Allfarb-Lori oder Pflaumkopfsittich (Trichoglossus australis). Gewöhnlich gelten die vielen Papageien in Australien als Landplage, da sie, wie auch die Kakadus, gerne die Felder plündernd heimsuchen.

Der Mönchsvogel (Lederkopf, Tropidorhynchus corniculatus) ist ein bunt geschmückter Geselle, der sich durch seine schwatzhaften Ausrufe bemerklich macht, die wie „Pimlick", „poor Soldier", „four o'clock" klingen und so in Australien zum Namen des Vogels wurden.

Der „Laughing Jackass", Lachender Hans oder Lachender Esel, gehört zu den Eisvögeln, ist über einen halben Meter groß und trägt eigentlich den Namen Riesenfischer oder Jägerliest (Paraleyon Gigas). Er kommt nicht nur in den Urwäldern, sondern auch in den Gärten in Sydneys Nähe vor. Er ist sehr vorwitzig, will alles sehen und beobachten, und wenn er seine Neugierde gestillt hat, fängt er an zu lachen, zuerst leise, dann immer lauter, bis er schließlich ein wahres Hohngelächter anstimmt. Sonst ist dieser possierliche Vogel höchst harmlos und räumt unter den Schlangen Australiens vorteilhaft auf.

Der Lyre Bird oder Leierschwanz, Menura superba, gehört zu den Kasuaren, sieht aber eher einem Laufhuhn ähnlich und treibt sich in den Wäldern von New South Wales herum, wo er aber an Zahl immer mehr abnimmt. An Tauben und Hühnern hat Australien keinen Mangel.

Doch verlassen wir nach all' diesen Abschweifungen den botanischen Garten und wenden uns dem zoologischen zu. Derselbe liegt im Moore Park, am südöstlichen Ende Sydneys wo sich auch die Rennplätze befinden. Der Dampftram bringt den Besucher in kurzer Zeit nach dem Tierparke, der gegen eine mäßige Eintrittsgebühr zugänglich ist. Daß derselbe mit ähnlichen Schöpfungen der großen Metropolen Europas, be-

Digitized by Google

sonders mit Paris, London u. s. w., nicht in Wettbewerb treten kann, ist in Anbetracht der doch bescheidenen Bewohnerzahl von New South Wales einleuchtend; trotzdem aber wird dem Besucher viel Merkwürdiges geboten, namentlich in Bezug auf die australische Tierwelt. Letztere ist natürlich hier ganz anders und vollzähliger vertreten, als in den zoologischen Gärten der alten Welt, während nebenbei Tiere aller Länder, z. B. auch viele Carnivoren, oft in Prachtexemplaren, vorhanden sind. Uns interessierte lediglich das spezifisch Australische; denn um Löwen, Tiger und anderes Getier zu sehen, braucht man wahrlich nicht nach Australien zu kommen.

Der Garten ist nicht sehr umfangreich, gegenüber den sonst so gewaltigen Parks von Sydney; aber er ist hübsch angelegt, und auf dem kleinen See in seiner Mitte, wie auch auf seinen bescheidenen Wasserläufen tummeln sich eine Menge australischer Schwimmvögel, Enten, Gänse und natürlich auch der in Europa wohlbekannte, schwarze Schwan. Aber auch in Australien einheimische Raubvögel, wie Adler, Falken, Geier und verschiedene Eulenarten sind in großen Käfigen vorhanden. Zum erstenmale sahen wir hier den größten einheimischen Vogel, den zu den Kasuaren gehörenden Emu, Dromaeus Novae Hollandiae, den australischen Strauß. Er ist über einen und einen halben Meter hoch, hat graugelbe, braun gezeichnete Federn, die am Halse des Männchens, zur zierlichen Krause gebildet, weit abstehen. Schwarze Federn, krausem Wollhaar ähnlich, bedecken den Kopf. Kluge, braune Augen zeichnen den Emu vor dem afrikanischen Strauß aus. Leider ist dieses Tier mancherorts ausgerottet worden und kommt nur noch weit im Innern des Kontinentes in namhafter Menge vor. Der ebenfalls zu den Kasuaren gehörende Casuarius australis trägt gelbbraunes Gefieder; sein nackter Kopf ist grün, blau und rot gefärbt. Auch der bissige australische Kranich, „Australian Crane", Grus australasiana, präsentiert sich hübsch mit seinem stahlgrauen Kleide, dem roten Hinterkopf und dem sehr langen Schnabel. Der australische Storch, Jaribu, Myeteria australis

Digitized by Google

iſt der zweitgrößte Vogel des Kontinentes, an den ſich der Ibis Auſtraliens, Strawnecked Ibis, Carphibis Spinicollis, anſchließt. Dieſer letztere hat ſehr lange und ſehr dünne roſafarbene Beine. Von dem weißen Körper ſtechen die roſa Flügel, die auf der Unterſeite ſchwarz gefärbt ſind, hübſch ab. Der ſeltſam gebogene Schnabel iſt ſchwarz. Die Antigone australasiana, Native Companion, iſt ein Reiher von zierlichem Bau, grau, mit rotem Stirnband.

Zu gerne hätte ich einmal lebend das merkwürdige Schnabeltier, Ornithorhynchus paradoxus, geſehen. Ausgeſtopft hatte ich es ſchon oft in der Hand gehabt. Ich fragte einen freundlichen, älteren Herrn, der aus einem mit blühendem Geislaub völlig überſponnenen Häuschen trat und zur Verwaltung des Gartens zu gehören ſchien, nach dieſem Monotremen. Der engliſche Name (Platypus) war mir augenblicklich entfallen, und ſo gab ich dem geſuchten Tiere ſeine lateiniſche Bezeichnung. Der Mann verſtand zuerſt nicht recht; dann aber erhellte ſich ſein Geſicht und er fragte: „You mean the animal, half a bird and half an animal?“ Eine drollige und doch richtige Definition. Auf meine Bejahung erklärte er mir, daß das Tier deshalb hier nicht gehalten werden könne, weil es zu ſeinem Leben ſtets friſches Waſſer benötige, ein Erfordernis, das im Garten leider nicht erfüllbar ſei.

In ganz wunderbarer Weiſe ſind die mannigfachen Formen der Beuteltiere (Marsupialia) entwickelt, welche trotz ihres äußeren, ſehr verſchiedenen Habitus, der vielfach an Tiere Europas erinnert, gemeinſame, nur ihnen allein zukommende Eigenſchaften und keine Verwandtſchaft mit denjenigen Tieren der alten Welt haben, denen ſie äußerlich oft ähnlich ſcheinen. Sie gehören bis auf eine einzige, in Amerika entdeckte Familie ausſchließlich Auſtralien an, dem ſie daher auch den Stempel ſeines eigentümlichen Fauna-Charakters aufdrücken. Sie ſind ſchon deshalb höchſt intereſſant, als ſie den Übergang der Monotremen zu den Placentaltieren vermitteln. Ihre Jungen werden in einem höchſt unvollkommenen Zuſtande geboren, ſind

Digitized by Google

nackt, blind, taub und haben an Stelle der Gliedmaßen nur Stummel. Auch der Ernährungsapparat dieser Jungen ist bei ihrer Geburt unvollständig. So werden sie denn von der Mutter in einer beutelförmigen Tasche (Marsupium, daher auch der Name Marsupialia) nach der Geburt noch eine geraume Zeit umhergetragen. Diese Tasche liegt an der Bauchseite und wird von den beiden Beutelknochen gestützt. Wie die Tiere ihr Junges da hinein bringen, weiß man nicht recht; Thatsache ist, daß dieselben von der Mutter so lange umhergetragen werden — oft Monate lang — bis sie sich völlig entwickelt haben. Aber auch später noch dient dieser Beutel dem jungen Tiere als Schutz- und Ruheort. Gerade das Riesenkänguruh (Macropus giganteus), das Mannesgröße besitzt, produziert ein nur zollgroßes Junges, das während neun Monaten im Beutel der Mutter getragen wird. Die Wallaroos (Macropus robustus) sind kleiner und zierlicher als die Wallabies (Petrogale penicillata) und haben bedeutend kürzere Vorderfüßchen, die als Greifbeine dienen. Die Känguruhs sitzen wie Hasen auf den sehr langen Hinterfüßen und benutzen den stark entwickelten Schwanz als Stütze, gleichsam wie eine Schwebestange. Beim Gehen treten sie mit den kurzen Vorderfüßen auf und schieben die beiden Hinterbeine nach, oder sie hüpfen in weitem Sprunge mit den mächtigen Hinterfüßen, die Vorderfüße hierbei ganz unbenutzt lassend. Reizend war es anzusehen, wie einige der Tiere ihr Junges im Beutel trugen, das klug und sanft aus diesem sichern Orte in die Welt schaute. Im Urwalde der Blauen Berge trafen wir diese Tiere in ganzen Rudeln an. Sie thun niemandem etwas zu leide und nähren sich nur von Kräutern.

Auch ein Tree- oder Baum-Känguruh, Dendrolagus Bennettianus, war zu sehen. Dieses merkwürdige Tier hat durch sein Leben auf den Bäumen seinen Schwanz, mit dem es sich jedenfalls an denselben aufhängt, sehr stark entwickelt. Er ist dünner, aber bedeutend länger wie beim gewöhnlichen Känguruh; seine Füße aber sind durch die Anpassung an andere Lebensbedingungen weniger entwickelt.

Digitized by Google

Die ebenfalls in Australien einheimischen Phalanger-Arten waren in verschiedenen Varietäten (Ring Tailed Phalanger und Vulpine Phalanger) vertreten. Mit ihren sehr kleinen Vorderfüßen erinnern sie an die Känguruhs. Große Ohren und einen buschigen Schwanz haben sie mit unseren Eichhörnchen gemeinsam. Auf der Unterseite des Schwanzes läuft eine nackte Hautlinie; von ihr gehen die Schwanzhaare aus; sie verhält sich ungefähr wie der Kiel bei einer Feder. Mit diesen Tieren verwandt ist das australische Opossum, Phalangista vulpina, Fuchskusu. Es ist dem vorigen sehr ähnlich, ist grau und schwarz gefärbt, hat große, kluge Augen, kleine Vorderfüße und einen buschigen Schwanz.

An der Känguruh-Ratte, Hypsiprymnus minor, besitzt Australien ein sehr interessantes, einheimisches Tier. Es ist eine große Ratte, etwa doppelt so groß, wie die bei uns vorkommende, mit großen Ohren und einem langen Schwanze, der jedoch nicht kahl, wie bei unserer Ratte, sondern dicht behaart und äußerst stark entwickelt ist, wie beim Känguruh, so daß es gleich diesem den Schwanz als Stützpunkt beim Sitzen auf den Hinterbeinen benutzt. Die kleinen Vorderfüße und die großen Hinterbeine zeigen die nahe Verwandtschaft mit dem Känguruh.

Der „Common Wombat", Phascolomys Wombat, ist der australische Bär, ein Vertreter der Nager unter den Beuteltieren. Es ist ein kleines, plumpes, graufarbiges, harmloses Tier mit großem Kopf und äußerst gutmütigem Gesicht. Die Schnauze ist breit und die Füße sind kurz; er erinnert etwas an einen jungen Bernhardinerhund, den der australische Bär, der auf den Eukalyptusbäumen lebt, an Größe nicht viel übertrifft. Dieses possierliche Tier, das, verwundet, wie ein Kind schmerzlich weint, wird da und dort frei in den Gärten gehalten.

Der Dingo, Warragal, Canis Dingo australis, hat die Gestalt eines Hundes, Färbung und Pelz eines Fuchses. Er ist das einzige Raubtier Australiens, das namentlich den Schafherden der Kolonisten anfänglich arg zusetzte; er soll übrigens nicht einmal in Australien einheimisch, sondern nur eine ver-

Digitized by Google

wilderte, aus Neu-Guinea herübergekommene Abart des Hundes sein.

An Eidechsen hat Australien keinen Mangel; doch beschränken sich dieselben nur auf wenige Familien. Der „Lace Monitor", Varamus varius, ist wie ein kleines Krokodil zu schauen. Krokodile selbst kommen nur im tropischen Teile des Kontinentes vor; sie stehen an Größe ihren Brüdern in anderen Weltteilen nicht nach.

Auch Schlangen, namentlich eine Menge giftiger Nattern (Elapidae), birgt Australien. Sie hielten gerade ihren Winterschlaf. Da war die in New South Wales einheimische, schwarz und gelb gefleckte, etwa einen und einen halben Meter lange Diamond Snake, Morelia Spinotes, und die etwas kleinere, ebenfalls aus New South Wales stammende Blue tongued Lizard, Filiqua Scincoides. Eine der gefährlichsten ist die Black Snake, Pseudechis porphyriacea, Schwarzotter, bis zwei und einen halben Meter lang, ferner die bis einen Meter lange Dornen- oder Todesotter, Cleanthophis antareticus, die sogar in der Nähe Sydneys vorkommt. Die Tigerschlange, Tiger Snake, Hoplocephalus curtus, kommt in ganz Australien vor und ist ebenfalls gefährlich.

Seeschlangen finden sich häufig an den Küsten, und auch am Port Jackson treibt sich die bis 1 m lange Plättchenschlange, Pelamis bicolor, herum. Meerfische besitzt Australien im Überfluß, und die gewaltigen Haie machen sogar die flußartigen, weit ins Land hereinspringenden Meeresarme unsicher. Kormorane, Pelikane beleben die Fluß- und Meeresufer; ebenso massenhaft sind Enten und Gänse, Albatrosse und Möven vorhanden.

Australien hat aus der alten Welt eine Reihe von Haustieren eingeführt, die außerordentlich gut gedeihen, wie sich denn überhaupt Australien besonders zur Viehzucht eignet. Die Schafzucht ist als eine Hauptquelle des Wohlstandes hervorzuheben. Aber auch das Pferd gedeiht hier ganz besonders und zeichnet sich nicht allein durch die Schönheit seines Baues,

Digitized by Google

sondern auch durch Kraft und Ausdauer aus, worin es seine europäischen Brüder sogar übertrifft. Auch das aus Afrika importierte Kamel leistet den Kolonisten als Lasttier im Innern vorzügliche Dienste, während die europäischen Hasen und Kaninchen, die anfänglich mit so viel Begeisterung hergebracht worden waren, infolge ihrer enormen Vermehrung zu einer Art Landplage geworden sind. Und die Sperlinge oder Spatzen, die in Australien genau so frech, diebisch und zänkisch sind wie bei uns zu Hause, würde man Europa heute gerne wieder zurückgeben — wenn man könnte.

Daß in Australien an Früchten und Getreiden alles gedeiht, was Europa produziert, ist zu sehr bekannt, als daß es hier des weiteren eingehend behandelt werden müßte. Wenn einmal die Wasserfrage besser gelöst und reguliert sein wird, mächtige Reservoirs, artesische Brunnen, dem zeitweise so wasserarmen Lande das genügende Naß spenden, so kann Australien ein herrliches Land, ein wahrer Blumengarten werden; denn seine Lage ist eine der denkbar günstigsten in Bezug auf das Klima. Und warum sollte dies unmöglich sein? Gegenden, die noch vor zwanzig und dreißig Jahren als Wüsten, als völlig unfruchtbar galten, sind heute kultiviert, und es ist wirklich bewundernswert, was menschliche Thatkraft, Können und Wissen in kurzer Zeit in Australien geschaffen. Es ist daher die Prognose gestattet, daß Australien noch weiterer, größerer Blüte entgegengehen wird, als sie bisher erreicht wurde.

Das Klima Australiens, das im allgemeinen trocken und sehr gesund ist, weist, je nach der Lage, Verschiedenheiten auf. Wir können es in ein tropisches nördliches, in ein subtropisches mittleres und in ein gemäßigtes südliches einteilen; das letztere dürfte ungefähr demjenigen Südeuropas entsprechen. Einen Winter nach deutschen Begriffen giebt es in Australien nicht. Schnee fällt dort nur auf den Höhenzügen der Blue Mountains und den sogenannten Australalpen; während er auf ersteren ebenso rasch schwindet, wie er gekommen, überdauert er auf

Digitized by Google

letzteren den Sommer nicht; ja, es giebt genug Australier, die noch nie wirklichen Schnee gesehen haben. Die Wintertemperaturen in Sydney z. B., welche ich während Wochen täglich registrierte, fielen nie unter 0°, dagegen waren die Lufttemperaturen, sobald die Sonne durchbrach, ungefähr wie bei uns anfangs Mai, bis 20° in der Sonne und noch mehr. Der Sommer ist natürlich auch im mittleren und südlichen Australien sehr heiß, aber auch nicht heißer und unerträglicher als in Europa. In Sydney beträgt die mittlere Jahrestemperatur 63,7° Fahrenheit = 17,6° Celsius. Im Inlande stieg die Hitze des Sommers im Schatten schon auf 130° = 54,4° Celsius und ist durchschnittlich 100° = 37,7° Celsius im Schatten, da wo Regen oft während 18 Monaten nicht gesehen wird. In Sydney dagegen beträgt die Hitze im Sommer durchschnittlich 80° im Schatten (26,6° Celsius). Sie ist also ertragbar; im übrigen gewöhnt man sich an diese Temperaturen sehr rasch. Anno 1898 gab es in Sydney 143 Regentage; der Regenfall ist überhaupt an der Ostküste größer als im Westen des Kontinentes, der daher klimatologisch etwas weniger günstig gestellt ist, als der Osten.

Die Mehrzahl der bewohnten Striche in Australien liegen noch in der Region der Seewinde. Daher kommt es auch, daß die Hitze des Sommers bedeutend gemildert wird. Für das gesundheitlich so günstige Klima des größten Teiles Australiens spricht die Thatsache, daß z. B. Malaria fast unbekannt ist und daß verschiedene bei uns oft viele Opfer fordernde Kinderkrankheiten (wie Diphtherie, Scharlach) hier entweder gar nicht oder dann nur sehr milde auftreten. Auch die bei uns in Europa so oft vorkommende Lyssa, Tollwut, ist in Australien unbekannt.

Die Sonnentage dominieren überall bedeutend über die feuchten Tage, und monatelanger strahlender, blauer Himmel, der durch keine Wolke getrübt wird, ist diesem Sonnenlande eigen. Das an sich schon antiseptisch wirkende Sonnenlicht läßt, verbunden mit dem vernünftigeren Wohnen der Menschen

Digitized by Google

in kleinen, freien Häuschen, die Wirkung der Krankheitserreger nicht so unheilvoll auftreten, als in Europa bei den gegenteiligen Bedingungen. Diesem Umstande schreibe ich es auch zu, daß z. B. die Pest in Australien eingeschränkt blieb und einen so gutartigen Verlauf genommen. Der Hauptfeind des Australiers und die primäre Ursache vieler Krankheiten ist nicht das Klima, sondern — der Alkohol, gleich wie in der alten Welt. Ihm huldigt die Menge in dem Maße, als sie ungebildet und unaufgeklärt ist; aber auch sogenannte Gebildete giebt es leider genug, die diesem Feinde Thür und Thor des Hauses öffnen; es scheint in dem Maße mehr Alkohol konsumiert zu werden, als man ins Innere des Kontinentes vordringt. Daß mit der fallenden Selbsterkenntnis und der Selbstkritik die Selbstgefälligkeit als Folge übermäßigen Trinkens steigt, läßt sich leider sowohl bei den Australiern, wie auch bei Europäern konstatieren. Damit geht Hand in Hand die Verrohung (man denke nur an manche Gegenden Deutschlands), und die Gefängnisse und Irrenhäuser, — von den letzteren giebt es in Australien im Verhältnis zur Bevölkerung übermäßig viele, — sprechen eine beredte, traurige Sprache. Aber auch hier scheint Besserung eingetreten zu sein; denn verglichen mit früheren Berichten giebt es heute viel weniger trunkene Leute mehr, als noch vor einigen Jahrzehnten.

Während also der Europäer in der subtropischen und gemäßigten Zone Australiens unbedingt gut und gesund leben und arbeiten kann, vielleicht noch besser existiert, als zu Hause, ist der rein tropische Teil des Kontinentes nur unter gewissen Bedingungen für den Weißen bewohnbar, genau wie in den Tropen anderer Erdteile. Auch hier müssen bei der Bebauung des Landes dunkelfarbige Arbeitskräfte, meist Melanesier, in Rechnung gezogen werden, die man zum Teil von den Südsee-Inseln auf bestimmte Zeit engagiert und dem Lande zuführt. Die überall und unter allen klimatologischen Verhältnissen sich lebenskräftig zeigenden Chinesen setzen sich besonders in den nördlichen Territorien Australiens fest.

Digitized by Google

Die Klima-Unterschiede sind im übrigen nicht genau abgrenzbar, und es können z. B. in Queensland bereits innerhalb der Wendekreise, aber in der Nähe des Meeres, Europäer noch ziemlich weit hinauf als Arbeiter, Farmer und dergleichen fortkommen. Es kann nicht genug betont werden, daß die südwestlichen, südlichen und östlichen Küstenstriche, so weit sie kultiviert und bevölkert sind, zu den gesundesten Orten der Welt gehören.

Eine Schattenseite des Klimas sind die zeitweise eintretenden Dürre-Perioden, die sich über einen großen Teil des Kontinentes erstrecken und dann ungeheuren Schaden im Viehstand verursachen. Um demselben einigermaßen zu begegnen, werden daher durch die Bahnen die Tiere, z. B. die Schafe, hin- und hergeschoben in die Gegenden, die unter der Dürre noch nicht allzu sehr gelitten haben und wo noch Futter vorhanden ist.

Das Innere des Kontinentes leidet unter der Hitze, ist sandig und pflanzenarm. Ob aber nicht einmal ein Teil jener Wüsten, welche das Herz Australiens noch ausfüllen, kultiviert werden kann? Diese Frage bleibt noch offen; denn eine absolute Verneinung derselben hieße die gewaltigen Umänderungen, welche die Kolonisten im Laufe weniger Decennien mit der Terra australis ausgeführt, leugnen.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Von Sydney nach Brisbane.

Leb' wohl, leb' wohl! Kurz ist das Wort.
Der Inhalt aber tief —
Lang tönt es noch im Herzen fort,
Nachdem der Mund es rief.

Ein eigentümliches Mißgeschick knüpfte sich an unsern Dampfer „München" vom Norddeutschen Lloyd. Derselbe sollte am 16. Juli in Sydney eintreffen, kam aber nicht; erst am 18. endlich lief er in den Hafen ein, wo er an dem Pier des Norddeutschen Lloyd, am Circular Quay, vor Anker ging. Der Dampfer war bestimmt, zum erstenmale die Reise nach den deutschen Kolonieen in der Südsee zu machen, unter gleichzeitiger Berührung einiger Hafenplätze von Queensland. Dies bestimmte uns, unsern uns so lieb gewordenen Aufenthalt in dem schönen Sydney abzukürzen und den Wanderstab von neuem zu ergreifen.

Am 25. Juli sollte die „München", deren ganze Einrichtung aber weit hinter den Schiffen der eigentlichen australischen Linie des Norddeutschen Lloyd, wie z. B. unserer alten „Karlsruhe", zurücksteht, abgehen;

„doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten."

Plötzlich einsetzende, wahrhaft tropische Regengüsse verzögerten derartig die Löschung der Ladung, daß weder der Kapitän noch die Agentur des Lloyd angeben konnten, wann das Schiff, dem wir scherzweise den Namen „Gespensterschiff" beigelegt hatten, endlich in See stechen würde. Uns war dies

Digitized by Google

doppelt unangenehm; denn in der festen Überzeugung, daß die „München" am bestimmten Termine fahren werde, hatten wir schon Wochen vorher auf diesen Zeitpunkt hin unser trautes Heimchen an der Double Bay gekündigt und mußten zum Hause hinaus.

Inzwischen trat der Dampfer andere Reisen an, die uns weniger gefielen. Vom schönen Circular Quay weg wurde er an die Woolloomooloo Bay gebracht, um dort den Rest seiner Ladung, die einen erstaunlichen Umfang hatte, abzugeben. Dort war es auch, wo wir unsere Kabine auf dem Dampfer bezogen und das Schiffsleben im Hafen gerade nicht von seiner angenehmsten Seite kennen lernten. Das ewige, Tag und Nacht ununterbrochen fortdauernde Gerassel der die Waren aus dem Schiffsbauch herausbefördernden Dampfkrahnen, der allgemeine Lärm, der mit solcher Arbeit unwillkürlich und unvermeidlich verbundene Schmutz, sind keine Momente, die einen Aufenthalt auf einem Schiffe angenehm machen. Dazu kam, daß wir vorderhand gar nicht einmal wußten, wohin unser „Gespensterschiff" von Sydney aus zunächst zu fahren hätte. Ganz verschiedenartige Angaben wurden uns darüber gemacht. Der inzwischen in China ausgebrochene Krieg, die Sendung deutscher Truppen dorthin, übten auch nach dem fernen Australien einen bedeutenden Einfluß aus; waren doch von der deutschen Regierung inzwischen auf telegraphischem Wege große Bestellungen nach Sydney ergangen behufs Einkauf von australischen Pferden, Lebensmitteln, wie z. B. Mehl, und Lieferung derselben nach China. Infolgedessen bestand die Absicht, die „München", die ja bei dieser ihrer ersten Versuchsreise durch die Südsee keine nennenswerte Ladung mitzuführen hatte, teilweise als Transportschiff für Kriegszwecke zu benutzen. In diesem Falle wäre der Dampfer nach Melbourne zurückbeordert worden, um dort 2000 Tonnen Mehl für die deutschen Truppen in China zu holen und dann von dort aus die geplante Reise anzutreten. Dabei hätten wir nolens volens von neuem wieder nach Melbourne mitfahren müssen; denn der Dampfer hätte nachher Sydney nicht mehr angelaufen.

Digitized by Google

Uns war dies nicht recht, und glücklicherweise auch nicht der Direktion des Norddeutschen Lloyd in Bremen, die auf eine diesbezügliche telegraphische Anfrage hin in dem Sinne entschied, daß das Schiff den alten Plan auszuführen und vorschriftsmäßig zu fahren habe. Als Ballast sollten einige tausend Tonnen Kohlen mitgenommen werden.

Zu diesem Zwecke wurde nun die „München" wieder in eine andere Bay geschleppt, nach Pyrmont, in den Darling Harbour. Wir ergriffen die Flucht; denn eine derartig gewaltige Aufnahme von Kohlen verursacht solch intensiven Schmutz, der feine Kohlenstaub dringt so gleichmäßig hinein in alle Teile der Schiffseinrichtung, daß das Leben an Bord unerträglich wird. Wir kehrten am Freitag Vormittag auf den Dampfer zurück; aber wir waren zu früh gekommen und die Arbeit noch nicht beendet, trotzdem ganze mit Kohlen angefüllte Eisenbahnwagen auf einen Zug in den Schiffsraum entleert wurden. Interessant war die Art und Weise dieser Entleerung. Mittelst eines Dampfkrahnes wurde der obere Teil des eisernen Wagens, der nach unten zu konisch verlief, von seinem Rädergestell abgehoben, heraufgezogen und über den offenen Laderaum gebracht. Ein Riegel verschloß den konischen Teil des Wagens. Mit einem Stocke wurde dieser Riegel im geeigneten Momente zurückgestoßen, und nun fiel der ganze Inhalt mit gehörigem Gepolter in den Laderaum hinab. Man kann sich denken, welche Staubsäule diese herabstürzenden, bedeutenden Kohlenmassen aufwirbelten und daß nach und nach das Schiff, mit den feinen Kohlenpartikelchen ganz überdeckt, aussah wie ein Kohlenmagazin. Auch die Schleimhäute unserer Nase, unser ganzes Äußere, von der weißen Wäsche gar nicht zu reden, nahmen an dieser allgemeinen Anschwärzung teil.

Da das Schiff immer noch nicht Miene machte, abzugehen und die Abfahrt endlich auf Sonnabend, den 28. Juli, mittags, festgesetzt wurde, nahmen wir um so lieber das Anerbieten unserer früheren Landlady, die letzte Nacht in unserem alten Heim an der Double Bay zu verbringen, an, als wir hierdurch

Digitized by Google

zugleich einer Einladung liebenswürdiger Nachbarn zum Abendbrot genügen konnten.

Am Morgen des 28. Juli verließen wir mit einem eigentümlichen Gefühl aufsteigender Wehmut unser Häuschen an der lieblichen Double Bay, um nun endgültig und für manche Woche unser schwimmendes Haus zu beziehen. Aber wie sah das Schiff noch aus, als wir es betraten! Schmutzig und schwarz und wenig anheimelnd!

Unsere Freunde hatten uns noch einen letzten Besuch, ein letztes Lebewohl an Bord versprochen. Leute kamen und gingen; Gepäck und Passagiere rückten an. Überall auf dem Schiffe entwickelte sich ein reges Leben, wie es eben die bevorstehende Abfahrt eines Dampfers mit sich bringt. Wir waren, wie bereits erwähnt, in einer eigentümlichen Stimmung, weich und zugänglich zugleich. Da trat, als ich nach unseren Freunden ausspähend auf Promenadendeck stand, ein stattlicher Herr auf mich zu und fragte mich in englischer Sprache, ob ich auch nach China fahre. Auf meine bejahende Antwort erklärte er, ebenfalls dorthin zu reisen und Passagier der „München" zu sein. Er erzählte mir, daß er unten noch seinen Gepäckträger stehen habe und daß er vergeblich den Zahlmeister suche, behufs Wechselung einer Banknote. Er wies mir eine 10 Pfund Sterl. Note vor mit der Bitte um Auswechselung. Ich lehnte dies, wie auch die Auswechselung eines Goldstückes, höflich ab mit der Motivierung, nicht genügend Kleingeld bei mir zu haben. In der weichen Stimmung, in der ich war, und durch das allgemeine Vertrauen und eine gewisse Ehrlichkeit im geschäftlichen Verkehr in Sydney zugänglich und offen gemacht, griff ich schließlich in die Tasche und zeigte ihm lachend meinen gesamten Reichtum an Kleingeld, der aus 4 Shilling und 6 Pence bestand, glaubend, daß er die Sache nicht annehmen werde, um so mehr, als er mir vorher von 5 Shilling gesprochen hatte, die er zur Bezahlung seines Gepäckes rasch haben müsse. Er aber nahm mir das Geld von der Hand mit der Miene eines Biedermannes und mit der Versicherung, es mir raschest zurück-

Digitized by Google

zuerſtatten; aber Geld und Mann waren verſchwunden auf Nimmerwiederſehen. So endigte mein Aufenthalt in Sydney mit einer Enttäuſchung, die ich nicht einmal als unangenehm empfand in Anbetracht des vielen Freundlichen und Schönen, das wir dort genießen und empfinden durften.

Noch ein kurzes Zuſammenſein mit unſeren inzwiſchen eingetroffenen Freunden bei einer Flaſche deutſchen Weines — da giebt die Dampfpfeife ihre ſchrillen Signale als Zeichen der Abfahrt. Noch ein letzter Händedruck, ein Grüßen und Winken, und der ſich langſam in Bewegung ſetzende Dampfer entzieht unſeren Blicken bald die guten Menſchen, die wir in kurzer Zeit ſo herzlich lieb gewonnen hatten. Langſam, vom Lotſen geleitet, zieht das Schiff vorbei an der City, vorbei an den ſchönen Bays und Vororten, durch den unvergleichlich großartigen Hafen von Port Jackſon, zwiſchen den Heads hinaus ins offene Meer, wo uns der Lotſe verläßt. Noch grüßt der Leuchtturm von South Head herab, während die Küſte allmählich verſchwindet, bis auch dieſes letzte Zeichen von Sydneys Nähe in der immer mehr und mehr ſich vergrößernden Entfernung untergeht.

Nach den vorangegangenen Regengüſſen iſt der Himmel von wunderbarer Transparenz. In dieſen Breiten iſt der Horizont nicht verſchwommen, in Duft getaucht, wie in den Ländern des gemäßigten Nordens; klar und deutlich heben ſich hier ſelbſt die entfernteſten Gegenſtände in ſcharfen Umriſſen ab. Meilenweit von der auſtraliſchen Küſte entfernt, ſchwimmen wir im Stillen Ocean, und doch können wir jede einzelne Zacke der Küſtengebirge, jeden tiefern Einſchnitt, deutlich unterſcheiden. Die gebirgige Küſte Auſtraliens iſt unſer Führer nordwärts. Sie zeigt uns mehrere hintereinander aufgetürmte Parallelketten mit bewaldeten Bergen, an denen wir am Abend ſogar einen Buſchbrand beobachten können.

Eine friſche Briſe ſetzt gegen Abend ein und infolge leichter Dünung beginnt unſer Schiff auf den Wellen zu ſchaukeln; doch rührt das unſere ſeegewohnten Nerven nicht.

Digitized by Google

Wir folgen mit den Blicken dem feurigen Sonnenballe und sehen ihn untertauchen in den blauen Fluten des Weltmeeres. Und siehe, nun verschwinden die Bläue des Himmels und die Bläue des Wassers; in Purpurtinten ist für Augenblicke die Welt getaucht; dann wechseln rosa, orange und grüne Farbentöne in rascher Reihenfolge. Und nun steigt der zunehmende Mond, als schmale Sichel, noch nicht im ersten Viertel, aus dem nassen Element empor und wirft sein blaßgoldenes Licht auf die leicht bewegte See; aber neben der schmalen Sichel zeigt sich deutlich, nur dunkler, wie fein punktiert, die volle Scheibe des Mondes. Woher rührt das? Der helle Teil unseres Trabanten strahlt hier in so wunderbarem Lichte, daß er, unterstützt von der eigentümlichen Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft, die volle Mondscheibe reflektorisch hervortreten läßt, eine Erscheinung, die wir in unserer nördlichen Heimat nie in dem Maße zu beobachten Gelegenheit hatten.

Während unserer ganzen Fahrt nach Brisbane umschwirren große, dunkelfarbige Möven unsern Dampfer, treiben die Tümmler ihr Spiel in den Wellen; ja, sogar eine Schar von Potwalen begleitet unser Schiff in angemessener Entfernung eine Strecke weit, sich immer wieder durch die gewaltigen Wasserstrahlen verratend, die sie von Zeit zu Zeit hoch emporspritzen, wobei zuweilen ein riesiger Kopf aus den Fluten auftaucht.

Am Abend des 29. Juli passieren wir das Leuchtfeuer von Richmond, und am Morgen des 30. sind wir auf der Höhe von Brisbane. Ein Rückwärtsdrehen der Schraube, ein kurzer, scharfer Ruck, und das Schiff stoppt — allerdings nur für einen Augenblick; dann geht es wieder langsam, sehr langsam weiter in dem seichten Wasser. Noch ist es beinahe Nacht. Wunderbar hell, von Walnußgröße, leuchtet Venus, der holde Morgenstern, durch unser Kabinenfenster.

„Ja, sie ist jetzt in Erdennäh'
Und wirkt herab mit allen ihren Stärken."

Digitized by Google

An diese Worte Wallensteins erinnerten wir uns unwillkürlich beim Anblick des mild funkelnden Sternes, der mit dem steigenden Tagesgestirn sich zum Untergange neigt. Prachtvoll steigt die Sonne empor und zeigt uns seltsame Felsen- und Berggebilde an der nahen Küste, Formationen, die nur vulkanischen Ursprungs sein können. Hier, an der Ostküste von Queensland, wechseln cambrische und silurische Felsen mit Granit und Syenit; der in New South Wales vorherrschende Sandstein ist zurückgedrängt. Das seichte, blaugrüne Wasser, in dem in großer Menge die gewöhnliche Schirmqualle sichtbar ist, wird schließlich von dem Schlamme, den unser Schiff aufwirft, auf eine weite Strecke schmutzig gelb gefärbt. Zwischen Stradbroke Island und dem Festlande führt uns der Lotse in der Moreton Bay dahin; deutlich heben sich etwas weiter nordwärts die Umrisse von Moreton Island vom klaren Himmel ab. Aber plötzlich stoppt unser Steamer gegenüber der Mündung des Brisbane River, noch 24 Meilen, d. h. drei Stunden Fahrt von der Hauptstadt Queenslands entfernt. Der Tiefgang unseres Schiffes (26′ 6″) ist zu bedeutend, um ein weiteres Vordringen in dem seichten Wasser zu ermöglichen. Prachtvoll gefärbte Quallen, darunter große, braunrote, schwammförmige Pelagien, wunderschön marineblau gefärbte Rhizostomen und rote Aurelien in wirklich sehr großen Exemplaren trieben sich um unsern Dampfer herum. Welche Fülle von Formen und Farben bietet die Fauna des Meeres!

Da naht ein kleines Dampfschiff. Die deutsche Flagge weht vom Maste, ein deutsches Lied erklingt; die deutschen Farben blinken von der Brust biederer, bärtiger Männer mit echt deutschen Gesichtern. Sie kommen zu uns an Bord als eine Deputation der Deutschen in Brisbane und überbringen die Brudergrüße der vielen in Queensland auf Farmen und Gehöften, wie auch in den kleineren Städten zerstreuten Deutschen. Sie bewillkommnen den ersten deutschen Postdampfer vom Norddeutschen Lloyd, der Brisbane anläuft und auf diese Weise die direkte Berührung der Auswanderer mit Gliedern der alten Heimat ermöglicht.

Digitized by Google

„Deutschland, Deutschland über Alles", so erklingt im fernen Pacific das Lied vom großen, deutschen Vaterland. Thränen der Rührung schimmerten in manchem Auge. Uns aber kamen unwillkürlich Anastasius Grüns herrliche Worte über das Deutschtum in den Sinn:

„Deutsch sein heißt: offne Freundesarme
Für alle Menschheit ausgespannt,
Im Herzen doch die ewig warme,
Die einz'ge Liebe: Vaterland!
Deutsch sein heißt: sinnen, ringen, schaffen,
Gedanken sä'n, nach Sternen späh'n,
Und Blumen zieh'n — doch stets in Waffen
Für das bedrohte Eigen steh'n."

Die geplante festliche Vereinigung in der Capitale Queenslands konnte der großen Entfernung und der kurz bemessenen Zeit wegen nicht stattfinden; aber ein fröhlicher Frühschoppen an Bord der „München" löste die Zungen, öffnete die Herzen und knüpfte die teilweise schon seit Jahrzehnten im fernen Australien weilenden Deutschen wieder enger an die alte, nie vergessene Heimat.

Ein kleiner Dampfkahn bringt uns in ca. dreistündiger Fahrt in die Stadt. Die Überfahrt ist lang, aber nicht uninteressant. Große Vögel, von der Gestalt unserer Gans, aber mit sehr langem Halse, schneeweiß auf der Unterseite, oben schwarz, mit schwarzen Flügeln und schwarzen Füßen, fliegen sehr tief, das Wasser oft berührend, vor uns her. Es sind Kormorane, Phalacrocorax carbo, die hier in ganzen Scharen leben und als schlimme Feinde der Fische die Flußmündungen und Meeresbuchten unsicher machen. Ihre Körperlänge beträgt nahezu einen Meter. Sie kommen auch in Europa, Nordamerika und Mittelasien vor und werden mancherorts, z. B. in England, Frankreich und China, zum Fischfang abgerichtet.

Ein niederer Turm mit weißen und roten Scheiben steigt vor uns aus dem Wasser auf; es ist kein eigentlicher Leuchtturm, sondern ein sogenanntes Pile-light, ein Licht, das dem

Digitized by Google

Piloten die schmale Fahrrinne weisen soll. Auf einer Insel steht das Staatsgefängnis, das erste Gebäude Brisbanes, dessen wir ansichtig werden. In kühnem Bogen schwingt sich hier eine eiserne Brücke über den breiten Meeresarm, von der Insel nach dem Festlande. Pelikane (Pelecanus onocrotalus) stehen unbeweglich, wie in tiefes Sinnen versunken, nahe dem Ufer im Wasser.

Und wieder taucht eine Insel auf. Aus dem Eukalyptuswald flattern weiße Wimpel auf niederen Fahnenstangen. Hier ist die einsame Toteninsel, auf der die an der Pest Verstorbenen beerdigt werden. Es sind ihrer nicht wenige, die hier, fern vom Weltgetriebe, ein stilles Grab gefunden. Die Pest muß demnach in Brisbane manches Opfer gefordert haben.

Nun verengt sich die Wasserstraße, der Brisbane River, trotz seines Namens noch Meeresarm mit Flut und Ebbe, beginnt. Hier hat die Industrie der Metropole von Queensland eine gute Stätte gefunden. Zwei Fleischkonserven-Fabriken, eine Zuckerfabrik, chemische Fabriken und Eisenwerke mit hohen Schornsteinen erheben sich zu beiden Seiten. Die bewaldeten Berge im Hintergrunde, die Coast Range, erreichen eine stattlichere Höhe. Niedliche Landhäuser in grünen Gärten mit blühenden Obstbäumen verraten die Nähe der Capitale. Aber noch ist das gewaltige S des Brisbane River, das durch seine Schlinge etwas an den Canale grande von Venedig erinnert, zu durchfahren, bis endlich, nach mehr wie dreistündiger Fahrt, Brisbane erreicht ist.

Brisbane.

Brisbane, die Capitale von Queensland, die mit den nächsten Vororten etwas über 100000 Einwohner zählt, liegt auf dem 27° 28′ 3″ südlicher Breite und auf dem 153° 6′ 54.93″ östlicher Länge, 58 Fuß über dem Meeresspiegel, am Brisbane River, der infolge seines gewaltigen Bogens die City von zwei Seiten umspült und sich dann ca. 25 Meilen (zu Wasser, in direkter Luftlinie 12 Meilen) weiter ostwärts in die Moreton

Digitized by Google

Bay, eine der größten Buchten an der auſtraliſchen Oſtküſte, ergießt.

In der City von Brisbane findet ſich der Fremde leicht zurecht. Die von Südweſt nach Nordoſt verlaufenden acht ſchönen, breiten Hauptſtraßen tragen ſämtlich weibliche Namen; es ſind: Ann, Adelaide, Queen, Elizabeth, Charlotte, Mary, Margaret und Alice Streets. Sie werden unter rechten Winkeln geſchnitten von vier Straßen mit männlichen Namen: William, George, Albert und Edward Streets, denen ſich weiterhin Creek und Wharf Street anſchließen.

Brisbane, Hauptſtadt von Queensland, vom Brisbaneſluſſe aus.

Bei unſeren Kreuz- und Querfahrten durch die Stadt, womit wir jede Minute der uns nur allzu kärglich bemeſſenen Aufenthaltszeit ausfüllten, machte uns Brisbane den Eindruck eines hübſchen, ſauberen Ortes. Die Ausbreitung desſelben wird durch das hügelige Terrain etwas behindert, und die Anlegung der ſchnurgeraden Straßen ſoll viel Arbeit und große Summen Geldes erfordert haben. Die Hauptverkehrsadern ſind ſämtlich mit hartem, feſtem Eukalyptusholz gepflaſtert. Telegraphen- und Telephonlinien, wie auch die Leitung für den elektriſchen Kabeltram, liegen unterirdiſch; von einem Drahtnetz, wie es unſere europäiſchen Städte häufig verunziert und

Digitized by Google

das beim etwaigen Reißen eines Leitungsdrahtes mancherlei Gefahren in sich birgt, ist hier keine Spur vorhanden.

Die schönste und verkehrsreichste Straße von Brisbane ist die Queen Street, durch die der elektrische Tram nach South Brisbane fährt. Vom Custom House herkommend, einem dreistöckigen, mit einer Kuppel geschmückten Bau am Brisbane River, in dessen Nähe unser kleines Dampfboot angelegt hatte, betraten wir, um die Ecke biegend, die genannte Hauptstraße der jungen Metropole von Queensland. Ein stattliches Gebäude, in klassischem italienischem Stile gehalten, sprang uns, rechter Hand, sofort in die Augen. Dort hat die Queensland National Bank ihren Sitz. Wenige Schritte weiter, auf der linken Seite der Straße, erhebt sich ein einfaches Postgebäude mit Front nach Queen und Elizabeth Streets; mit den für Postzwecke errichteten Prachtbauten anderer australischer Städte läßt es sich jedoch keineswegs vergleichen. Schön dagegen ist das Opernhaus, ein eleganter Bau, der, wie die Bewohner Brisbanes stolz verkünden, zu den schönsten Theatern Australiens zählen soll.

Dort, wo die Queen Street auf den Quai mündet, liegen verschiedene Regierungsgebäude, die jedoch in ihrer Architektur wenig Bemerkenswertes bieten. Am südlichen Ende der George Street steht das hübsche Parliament House, ganz aus Quadersteinen aufgeführt. Den Mittelbau ziert eine hohe Kuppel. Eine dichte, schattige Allee führt von hier zur Gouverneurs-Residenz. Zwischen Adelaide und Ann Streets, mit Front gegen Albert Street, steht die Town Hall, ein 99 Fuß langes Gebäude, das jedoch den Zwecken der wachsenden Stadt nicht mehr genügt. Eine neue Town Hall, ein Monumentalbau, soll in der Roma Street aufgeführt werden.

Ein stattliches, vierstöckiges Gebäude, als The Treasury Buildings bekannt, fällt durch seine moderne Architektur auf und dient nicht nur dem Schatzamte, sondern, in getrennten Abteilungen, auch verschiedenen anderen Zwecken. Aber durch den Neubau der Brisbane Newspaper Company, einen sieben-

Digitized by Google

Brisbane, Parlamentsgebäude.

Digitized by Google

ſtöckigen Palaſt, Ecke Queen und Edward Street, ſind die Treaſury Buildings übertroffen worden. Auch die Telegraph Newspaper Company weiſt an der Queen Street ein würdiges Geſchäftshaus auf.

Zwiſchen der Bowen Bridge und dem großen Viktoria-Parke (zum Teil noch Reſervegrund) ſteht, ganz im Grünen, das allgemeine Hoſpital, das aus einer Reihe von Häuſern, auch einem Pflegerinnenheim, beſteht. Im Victoria-Parke werden jährliche Ausſtellungen der Queensland National Aſſociation abgehalten. In dem großen, mit einem ſchlanken Turme gezierten Backſteingebäude ſoll jetzt ein ſtändiges Muſeum eingerichtet werden. Es enthält auch eine 3000 Perſonen faſſende Konzerthalle mit einer der ſchönſten Orgeln Auſtraliens.

Von den Kirchen und Kapellen Brisbanes, unter denen alle chriſtlichen Bekenntniſſe und Sekten vertreten ſind, ſei die St. Stephen's Cathedral (römiſch-katholiſch) in der Elizabeth Street erwähnt, ein ſtattlicher Bau, in deſſen Hofe ein Glockenturm für die größte Glocke Auſtraliens, die zwei Tonnen wiegt, errichtet wurde. Auch die St. John's Kirche in der William Street (anglikaniſch) wäre nicht übel, ſtände ihr nicht ein hölzerner Turm mit acht Glocken zur Seite.

Eine Reihe hübſcher, moderner Gebäude dienen Schulzwecken; ſogar eine Kunſtſchule iſt vorhanden. Ein Waiſenhaus, ein Heim für alleinſtehende Frauen, für kranke Kinder ꝛc. ſind wohlthätige Einrichtungen.

Große, grüne Parks und zu Anlagen reſervierte Plätze ſind in Fülle vorhanden, und daß Racing places und andere Sportsplätze nicht fehlen, iſt ſelbſtverſtändlich. Eines Beſuches wert iſt der botaniſche Garten von Brisbane, der neben dichten, ſchattigen Alleen, die das rückſichtsloſe Eindringen der ſengenden Sonnenſtrahlen verhindern, weite Raſenflächen mit einzelnen ſchattenſpendenden Bäumen und bequemen Ruhebänken, wie auch ſchimmernde, mit Seerosen bedeckte Teiche aufweiſt. Da ſtehen die Blumen in vollſter Pracht, und die Bäume der tropiſchen, der ſubtropiſchen wie der gemäßigten Zone gedeihen

Digitized by Google

in herrlichen, geradestämmigen Exemplaren. Bedeutend schöner aber als der botanische Garten und viel besucht sind die Acclimatisation Gardens, die östlich vom Victoria-Parke liegen und einen Teil des Bowen-Parkes ausmachen. Die Acclimatisation Society hält den Garten in ausgezeichneter Ordnung, verschönert ihn mit Statuen, Teichen und Springbrunnen und legt reizende Spazierwege an. Da gedeihen Seite an Seite Nutzpflanzen, Obst- und Zierbäume und Sträucher. Samen und Setzlinge werden bereitwilligst an Private abgegeben, so daß, dank der Liberalität dieser Gesellschaft, die Privatgärten Brisbanes die größte Abwechslung in ihren Anpflanzungen aufweisen.

Eine schöne, eiserne Brücke, die Victoria Bridge, führt über den Brisbane River, North und South Brisbane miteinander verbindend. Sie besitzt zwei Fahrwege und zwei Fußwege. Die Totallänge der Brücke beträgt 1040 Fuß; sie ist somit noch 35 Fuß länger als die London Bridge. Im Jahre 1893 hatte die gewaltigste Flut, die je über die Stadt gekommen, die alte Brücke hinweggeschwemmt, und erst seit kurzem konnte der direkte Verkehr zwischen den beiden Ufern, den bis dahin die Ferries vermitteln mußten, wieder aufgenommen werden.

South Brisbane bildet eine ansehnliche Gemeinde für sich. Seit 1881 besitzt es ein Trocken-Dock, in welches Schiffe bis zu 420 Fuß Länge gebracht werden können.

Eine Reihe anderer Vororte umgiebt die City. Überall außerhalb der Geschäftsgegenden sieht man hübsche Wohnhäuser in grünen Gärten mit üppiger Vegetation. Die Verbindungen mit der City sind ausgezeichnet. Sämtliche Tramlinien laufen in Queen Street zusammen. Nach einigen mehr entlegenen Straßen fahren Omnibusse, und die Eisenbahn macht in den entfernteren Vororten überall Station. Eine Berufsfeuerwehr mit Hauptquartier in der Edward Street ist ständig auf ihrem Posten. Die Straßen sind mit Gas beleuchtet, während die große Mehrzahl der Geschäftsfirmen ihre Lokalitäten bereits mit elektrischem Lichte versehen hat.

Digitized by Google

Eine großartige Wasserversorgung, die das erquickende Naß an den verschiedensten Punkten in der Umgebung der Kapitale sammelt und aus gewaltigen Reservoirs durch ein weit ausgedehntes Röhrennetz den Bewohnern zuleitet, würde für eine bedeutend größere Stadt wie Brisbane genügen. Auch eine allgemeine Kanalisation ist durchgeführt, so daß Brisbane, trotz hoher Temperaturen in den Sommermonaten, für eine gesunde Stadt gilt.

Der Brisbane Courier, Evening Observer und Telegraph sind die leitenden Tagesblätter der Metropole von Queensland, in der noch eine Reihe anderer Zeitungen, darunter auch eine deutsche, wöchentlich erscheinen.

Queensland und Süd-Australien haben verhältnismäßig den meisten Deutschen im fünften Erdteil eine neue Heimat geboten. Doch leben sie zum Teil weit zerstreut auf Farmen und Gehöften des Innern, so daß ein Zusammenschluß der Deutsch-Australier in Queensland bisher nicht stattfinden konnte. Möchte der neueingerichtete direkte Verkehr mit einer deutschen Dampferlinie das Nationalbewußtsein unserer fernen deutschen Brüder stärken und ihre Eigenart erhalten helfen!

Von den englischen Gesellschaften in Brisbane sei nur der Queensland Club erwähnt, der sich ein schönes Heim in italienischem Stile an der Ecke von Alice und George Street gebaut und mit weiten Verandas und Kolonnaden geschmückt hat.

Bei dunkler Nacht verließen wir Brisbane, das uns einigermaßen an Adelaide und Perth erinnert hatte. Von der Wurf hinweg brachte uns das Boot vorbei an einer Reihe kleinerer Steamer und großer Segelschiffe, die ihres geringeren Tiefgangs wegen bis mitten in die Stadt hatten fahren können, vorbei an den im Dunkel der Nacht gespenstisch anzuschauenden Baggermaschinen, die den Kanal verengern und ihn dadurch zwingen sollen, sich langsam, aber stetig selbst zu vertiefen, damit er auch größeren Schiffen zugänglich werde, zurück nach unserem schwimmenden Heim.

Nach dem, was wir in Brisbane gesehen, bedauerten wir

Digitized by Google

doppelt, unsere Absicht, auch Rockhampton und Townsville zu besuchen, nicht ausführen zu können. Beide Städte hätten wir, auf Grund früherer Mitteilungen der Agentur hin, anlaufen sollen. Wir hatten uns darauf gefreut, weitere Eindrücke von Queensland zu gewinnen und namentlich auch in einen gewissen Verkehr mit den Eingeborenen, die dort noch zahlreicher auftreten als anderswo in Australien, zu kommen. Auch interessierte es uns noch ganz besonders, den tropischen Teil des Kontinentes in Bezug auf Fauna und Flora mit eigenen Augen zu sehen. Leider sollten sich unsere Hoffnungen nicht erfüllen. Die „München" war, wie bereits erwähnt, mit mehrtägiger Verspätung in Sydney eingetroffen und mit mehrtägiger Verspätung von dort abgefahren. Außerdem sollte sie, so rasch als eben thunlich, in China eintreffen. Deshalb wurde das fahrplanmäßige Anlaufen von Rockhampton und Townsville fallen gelassen und der direkte Weg nach dem Bismarck-Archipel eingeschlagen.

Noch am 30. Juli, nachts elf Uhr, lichtete die „München" ihre Anker, und wir sagten Australien, viel zu früh für uns und unsere Wünsche, Lebewohl!

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Allgemeines über Auftralien.

Ut sementem feceris, ita metes
(Cicero.)

Auftralien, der zuletzt bekannt gewordene Erdteil, ist der kleinste an Flächeninhalt. Man faßt gewöhnlich unter dem Namen Auftralien, englisch wohl auch Australasia, nicht nur das Festland, sondern auch Tasmanien, Neu-Seeland und eine große Anzahl Südsee-Inseln zusammen; für uns selbst kommt lediglich der Kontinent Auftralien in Betracht. Derselbe ist über siebenzehnmal größer als Deutschland: 7,627,832 qkm, während die Einwohnerzahl heute nur etwa den zwölften Teil derjenigen des Deutschen Reiches beträgt: etwas über vier Millionen Seelen.

Auftralien erstreckt sich über nahezu 41 Längengrade und 28,6 Breitegrade. Die äußerste Nordspitze ist das in die klippenreiche Torres-Straße hinausragende Kap York, 10° 57′ südl. Br. In die seichte Baß Straße, die Tasmanien vom Festlande scheidet, fällt Wilson's Vorgebirge, der südlichste Punkt des Kontinentes, steil ab, 39° 10′ südl. Br. Die Entfernung zwischen Cape York und Wilson's Promontory beträgt 3200 km. Der äußerste Westpunkt liegt unter 112° 52′ östl. Länge von Greenwich und heißt Steep Point. Er ist 4100 km von Cape Byron, der äußersten Ostspitze Auftraliens, entfernt.

Die Gestalt des überall vom Meere umspülten Auftraliens gleicht einer vierseitigen Figur. Die Küsten sind ziemlich einförmig; im Norden weist Auftralien seinen tiefsten Einschnitt

Digitized by Google

auf, den Golf von Carpentaria. Der Küste vorgelagerte Korallen- und Sandbänke, Klippen und Riffe machen dieselbe schwer zugänglich. Nur der Südosten ist außerordentlich hafenreich. Die Gesamtlänge der Küste beträgt 14 100 km. Es ist eine ungeheure Hochebene, zwischen der und dem Meere sich mehr oder weniger schmale Streifen von Flachland einschieben. Während die Ostküste durchschnittlich 2000 Fuß über dem Ocean liegt, erhebt sich die Westküste nicht mehr wie 1000 Fuß über denselben. Die Südküste ist entweder flach, nur wenig über Seehöhe gelegen, oder sie steigt in steiler Klippenbildung 300 bis 600 Fuß über dem Meeresspiegel empor. Die Nordküste ist, mit wenigen Ausnahmen, flach. Nur im Südosten treten zusammenhängende Gebirge auf, wie die Blauen Berge mit ihren von den Flüssen durch die Sandsteinfelsen gefressenen Schluchten. In der südöstlichsten Ecke Victorias, südlich der Blauen Berge von New South Wales, ziehen sich, beinahe parallel mit der Küste, die Austral-Alpen hin, deren höchste Erhebung (Mount Koszinsko) über 7000 Fuß beträgt. Nur hier, im Südosten des Kontinentes, finden wir das, was wir unter einem Flußsystem verstehen; auf der Ostseite der Gebirgszüge kurze, oft reißende Flüsse, die manchmal beträchtlich breit sind und meerbusenartig münden; auf der Westseite zahlreiche, oft enorm lange Wasserläufe, die, ohne nennenswertes Gefälle, keine kräftige Strömung, meist kein festes Flußbett und nur periodenweise reichlich Wasser haben. Es sind eben keine entwickelten Flüsse, und so kommt es vor, daß sie im Sommer bisweilen austrocknen oder wie Perlenschnüre aneinander gereihte Seen und Lagunen bilden. Der bedeutendste Strom Australiens ist der Murray, der aus den Austral-Alpen kommt und zur Winters- und Regenzeit schiffbar ist. Er nimmt mehrere größere Zuflüsse auf, wie den Darling, Murrumbidgee und Lachlan.

Zu den sonderbarsten Gebirgszügen gehört die Flinders Range, die wichtigste Bergkette in Süd-Australien, die sich bis in die Gegend der Salzseen erstreckt und dann plötzlich abbricht.

Digitized by Google

Zu Seite 188-189.

Australische Landschaft (Neu-Süd-Wales).

Digitized by Google

Ihr geologischer Charakter, der von den übrigen Höhenzügen Australiens in mancher Beziehung abweicht, ist noch nicht genau aufgeklärt. In ihrer Nähe stößt man auf große Bodeneinsenkungen, welche abflußlose Salzseen enthalten, wie den Torrens See, Eyre See, Frome See u. s. w. Diese Seen trocknen ebenfalls zeitweilig ganz oder teilweise aus, wobei dann das Salz in weißen Krusten auskrystallisiert. Auch West-Australien weist zahlreiche Salzseen auf. An Salz hat Australien überhaupt keinen Mangel, ebenso wenig wie an Steinkohlen, die sich besonders im Osten in mächtigen Lagern unterhalb des fast den ganzen Kontinent umziehenden Sandsteines vorfinden. Zwischen diesen Sandsteinmassen schieben sich, dieselben durchbrechend, auch da und dort Kalkstein und andere Bildungen der mesolithischen oder sekundären Zeit ein, während die geologische Basis Australiens aus Granit besteht. In den Gesteinsformationen dieses Kontinentes finden sich fast alle nützlichen Erze und Metalle, oft in reichen Massen, wie Kupfer neben Silber und Gold. Das Innere Australiens, die große Wüste, stammt aus der Kreidezeit. Die Thätigkeit von Vulkanen in früheren Zeiten ist besonders noch in der Nähe Melbournes und der Australs-Alpen durch ausgebrannte Krater und Aschenkegel nachweisbar. Interessante Beobachtungen in dieser Richtung machte seiner Zeit Baron von Müller. Er fand an manchen Orten in New South Wales und Victoria in ehemaligen Wasserläufen, die von Lavaströmen bedeckt waren, Reste von Pflanzen, die auf verschiedene Arten von Fruchtbäumen schließen ließen, ganz abweichend von denjenigen, die heute noch dort wachsen. Ähnliche Entdeckungen wurden auch an anderen, weiter entfernten Orten gemacht. So hat Australien geologisch dieselben Phasen der Entwicklung durchgemacht wie andere Kontinente, wofür auch die paläontologischen Funde sprechen (Ammoniten, Pecten cinctus, Avicula, Nautilus, Belemnites, Cypriden u. s. f.).

Der Ureinwohner des fünften Erdteils gehört zu der negroiden Rasse, auf der er die niederste Stufe einnimmt. Er

Digitized by Google

ist allerdings mit dem Papua verwandt, von dem er sich jedoch durch seine Sprache, wie auch durch sein nicht wolliges (krauses) Haar unterscheidet. Die Australneger sind von dünnem, magerem Körperbau, meist mittelgroß und ohne Waden. Das Stirnbein des im Ganzen länglichen und schmalen Schädels ist breit, tritt aber gegenüber den Gesichtsknochen weit zurück. Der Unterkiefer ist sehr kräftig entwickelt, wie denn der untere Teil des Gesichtes überhaupt stark vorspringt, wodurch der Schädel durch seinen Gesichtswinkel und seine Form unwillkürlich an den des Affen erinnert. Die Jochbeine sind hoch, die Jochbeinbogen besonders entwickelt und vorstehend. Der große Mund ist breit und mit schönen Zähnen ausgestattet. Die Unterlippe ist gegenüber der wulstigen Oberlippe dünner, schlecht entwickelt, die Nase platt, die kleinen Augen durchdringend. Die Farbe der übelriechenden Haut spielt durch kupferbraun bis schwarz. Der Haarwuchs ist üppig, und die Männer, die überhaupt besser gebaut sind, wie die an sich schon kleineren Weiber, zeichnen sich durch starken Bartwuchs an Kinn und Wangen aus. Wenn auch ihre Sprache in eine Reihe von Dialekten zerfällt, so deutet sie doch auf einen gemeinsamen Ursprung.

Auffallend ist es, daß der Australneger für Zahlen keinen Begriff hat; dagegen fehlt es ihm nicht an Ausdrücken für sinnliche Wahrnehmungen. Im allgemeinen aber stehen diese Menschen geistig auf einer sehr niedern Stufe, wenn sie auch in vielen, auf das tägliche Leben Bezug habenden Dingen sehr geschickt und nicht ohne einen gewissen Grad von Verstand sind. Namentlich im Aufspüren von Menschen und Tieren zeigen sie große Gewandtheit; aber ihre Abneigung gegen Seßhaftigkeit und regelmäßige Arbeit ist zu groß, als daß eine wirkliche Civilisierung möglich wäre. Ihre Waffen sind sehr einfach, aber zweckdienlich. Unter den Trutzwaffen verdient der merkwürdige Wurfstock „Bumerang" Erwähnung. Er ist ein schwach bogenförmig gekrümmtes, glattes, hartes Stück Holz, 60 cm bis 1 m lang und hat die Eigenschaft, von geübter Hand geworfen, einen Bogen zu beschreiben und wieder an seinen Ausgangspunkt

Digitized by Google

zurückzufliegen. Ein Prieſterſtand exiſtiert bei den Auſtralnegern nicht, auch nicht einmal die roheſte Geſtalt eines Götzenbildes. Dagegen glauben ſie, wie die meiſten Naturvölker, an Zauberei.

Im Verhältnis zur Größe des Kontinentes war die Anzahl der Ureinwohner beim erſten Betreten ihres Landes durch Europäer ſehr mäßig. Kein Wunder! Dieſe Menſchen hatten infolge der relativ öden, unwirtlichen Natur ihres Landes einen ſchweren Kampf ums Daſein zu führen, der einer Vermehrung von ſelbſt Grenzen ſetzte und ſie vielleicht auch durch Rückbildung und Anpaſſung an ihre höchſt ungünſtigen Lebensbedingungen höherer Kultur völlig unzugänglich machte. Man ſchätzte ihre Zahl zur Zeit der erſten Anſiedelungen in toto auf etwa 150 000, was aber viel zu hoch gegriffen iſt. Heute iſt der „Black fellow“, wie ihn der Auſtralier nennt, kaum noch in bemerkenswerter Anzahl vorhanden (etwa 55 000 Köpfe) und wird zum Teil von den Regierungen materiell unterſtützt. Trotzdem geht er langſam und ſicher unter Europas Kulturhauche zu Grunde. Die auſtraliſche Polizei verwendet öfters den Black fellow als „Spürhund“, wenn es gilt, Verbrechern, die ſich in den Buſch geflüchtet, auf die Spur zu kommen; auch gegen ſeine eigenen Landsleute wird er zeitweilig erfolgreich von den Behörden ausgeſpielt. Die Schwarzen werden hin und wieder von Settlern (Anſiedlern) im Innern zu leichteren Arbeiten verwendet. Aber ſie lieben Beſchäftigung nicht beſonders, und daß ſie nicht immer harmlos ſind, beweiſen die nicht ſelten von ihnen verübten Mordthaten. So wurde während unſeres Aufenthaltes in New South Wales eine ganze Serie von Morden von dieſen Blacks ausgeführt. Das hält aber die Entwicklung des Landes nicht auf und bringt die Aborigines (Ureinwohner) nur um ſo raſcher ans Ende.

Auſtralien iſt eine rein engliſche Kolonie. Es iſt daher ſelbſtverſtändlich, daß dort das engliſche Element das dominierende iſt und daß es auch durch Einwanderung aus England in erſter Linie nutriert wird. Die im Lande geborenen

Digitized by Google

Australier stellen heute bereits einen stattlichen Bruchteil der gesamten Bevölkerung dar. Diese, über den ganzen Kontinent verteilt, ist äußerst dünn gesät, nimmt aber langsam und stetig an Zahl zu; doch überragt das männliche Geschlecht das weibliche durchschnittlich um etwa 12 Prozent.

Unter den Einwanderern liefern die Deutschen das drittgrößte Kontingent, das sich besonders in Süd-Australien und Queensland fühlbar macht. Sonst verschwindet der Deutsche gegenüber der britischen Überzahl, wie auch die Einwanderer aus anderen europäischen Ländern, ähnlich dem Deutschen, im englisch-australischen Leben mehr oder weniger aufgehen.

Das numerisch stärkste fremde Element in Australien bilden die Chinesen (über 42 000 Köpfe). Diese Erscheinung verdient um so mehr eine nähere Untersuchung, als die Chinesenfrage in Australien sehr akut geworden ist.

Die Auswanderung der Chinesen findet hauptsächlich aus dem Süden ihres ungeheuren Reiches statt, das eine Bevölkerung von mehr als 400 Millionen Menschen zählt. Es sind besonders die Cantonesen, die, unternehmender und reiselustiger als die übrigen Kinder des himmlischen Reiches, ihre Heimat verlassen und in einer Weise außerhalb derselben vordringen, von der nicht nur die Amerikaner, sondern auch die Australier bereits zu ihrem Nachteile erzählen können. Auf den Inseln der Südsee sind sie überall im Vordringen, und man muß sich in dieser Richtung wirklich fragen, was denn eigentlich aus diesen Invasionen noch werden will? So haben z. B. die Chinesen in Australien sich bereits in den nördlichen Territorien festgesetzt und kommen auch immer mehr und mehr in den übrigen Kolonieen auf, wenn die Regierungen der australischen Staaten nicht noch energischer gegen diese gefährliche Einwanderung Front machen. In der Kolonie Victoria kamen 1895 auf 1 500 000 Einwohner 9377 Chinesen. China selbst besitzt in toto nicht einmal so viele Fremde! In weniger als fünf Jahren rissen daselbst die Chinesen die Möbelfabrikation an sich und ruinierten den Weißen dieses Handwerk. Inwie-

Digitized by Google

weit dies heute auch in der Richtung des Gemüſebaues und Gemüſehandels, der in Auſtralien von ihnen ſo ziemlich monopoliſiert iſt, ebenſo im Wäſchebetrieb, geſchehen iſt, entzieht ſich meiner Kenntnis. Aber nicht allein auf dieſen Gebieten ſind die Chineſen in Auſtralien thätig zum Nachteile ihrer weißen Mitbewerber; wir finden ſie auch als Groß- und Kleinkaufleute aller Art. In Sydney erſcheint ſogar eine chineſiſche Zeitung in chineſiſcher Sprache! Ein Engländer, ein gründlicher Kenner Chinas und der Chineſen, Dr. Morriſon, ſagt in ſeinem Buche „An Australian in China“:

„We cannot compete with Chinese; we cannot intermix or marry with them; they are aliens in language, thought, and custome; they are working animals of low grade but great vitality. The Chinese is temperate, frugal, hard working, and law-evading, if not law-abiding — we all acknowledge that. He can outwork an Englishman, and starve him out of the country — no one can deny that. To compete successfully with a Chinaman, the artisan or labourer of our own flesh and blood would require to be degraded into a mere mechanical beast of labour, unable to support wife or family, toiling seven days in the week, with no amusements, enjoyments, or comforts of any kind, no interest in the country, contributing no share towards the expense of government, living on food, that he would now reject with loathing, crowded with his fellows ten or fifteen in a room that he would not now live in alone, except with repugnance. Admitted freely into Australia, the Chinese would starve out the Englishman in accordance with the law of currency — that of two currencies in a country the baser will always supplant the better ..... There is not room for both in Australia. Which is to be our colonist, the Asiatic or the Englishman?“

Die Regierungen der verſchiedenen auſtraliſchen Kolonieen ſind völlig ſelbſtändig. Sie zahlen keine Steuern an das Mutterland und beſitzen Selbſtverwaltung. Letztere hat zu

Digitized by Google

komischen Zuständen und Beziehungen unter den einzelnen Kolonieen geführt. Nicht nur erheben sie gegenseitig an ihren Grenzen Zölle, sondern sogar ihre Eisenbahnen haben nicht überall die gleiche Spurweite, à la Rußland und übriges Europa! Wer von New South Wales nach Victoria reist, muß an der Grenze, in Albury, umsteigen — der anderen Spurweite der Bahn wegen! Jede Kolonie hat auch ihre besonderen Briefmarken und dergleichen mehr. Dies soll nun anders werden. Am 1. Januar 1901 haben sich die Kolonieen Australiens zu einem Staatenbunde zusammengeschlossen, dem ein Generalgouverneur als Vertreter der Königin vorsteht, der „herrscht, aber nicht regiert". Diese Föderation, mit einem Hauptparlament und einer Bundesregierung, ist nur lose mit dem Mutterlande verknüpft, erhebt einheitliche Zölle, regelt die Verkehrsverhältnisse des Ganzen, dabei aber den Einzelstaaten ihre bestimmten Rechte lassend, also ähnlich wie in Deutschland. In Australien verspricht man sich viel von dieser Vereinigung, namentlich in Bezug auf Industrie, Handel und Wandel. Mögen sich diese Erwartungen erfüllen!

Die Regierungen der einzelnen Kolonieen, die sich, genau wie in England, auf die Majorität der Volksvertretung, aus der sie hervorgehen, stützen, sind natürlich, wie auch im Mutterlande, dem Wechsel unterworfen. Aber die australischen Regierungen zeichnen sich durchgehends durch große Liberalität aus, namentlich auch gegen Fremde. Wohin ich auch horchte, hörte ich in dieser Beziehung nur Günstiges. Daß natürlich Mißstände, vielleicht da und dort auch Mißbräuche, herrschen mögen, wie überall in der Welt, mag sein, rechtfertigt aber die manchmal recht unflätigen Angriffe nicht, denen Regierungen und Regierende schon von Pamphletisten in Australien ausgesetzt waren. Der Satz: Calumniare audacter, semper aliquid haeret! Nur kühn verleumden, etwas bleibt immer haften! wird auch in Australien praktiziert, glücklicherweise aber mehr von unzufriedenen, in krankhaften Erwartungen getäuschten Fremden, als von Australiern selbst, auf jeden Fall aber

Digitized by Google

weniger als in manchen kleinen, so gerne groß thuenden Stätchen Europas. Menschen dieser Art kann man mit Hamlet erwidern:

„Use every man after his desert, and who should 'scape whipping?"

Das ehrliche Bestreben, allen gerechten Anforderungen so weit als eben möglich nachzukommen, ist in Australiens Regierungskreisen vorhanden. Ich selbst war Zeuge, wie Leute einfachster Stände — Männer wie Frauen — direkt Audienz beim Premierminister begehrten und im Vorzimmer geduldig so lange harrten, bis ihnen Gehör wurde. Einen gewissen Zug der Gleichberechtigung, ohne die so sehr anwidernde Selbstüberhebung des Einzelnen über andere, je nach seinem sogenannten Stande, findet man in Australien mehr wie in Europa, ohne daß dadurch der anständige Ton des Verkehrs zu leiden hätte.

Für das Entgegenkommen der australischen Behörden gegen Fremde mögen nur einige Beispiele angeführt werden, denn Exempla docent:

Passagiere, die mit irgend einem Schiffe, gleichviel welcher Linie, nach Adelaide kommen, deren Billet aber nach Sydney lautet, können die kolossale Distanz von Adelaide bis Sydney (48 Stunden Schnellzugsfahrt) für ein Drittel des üblichen Fahrpreises zurücklegen, sobald sie von der Schiffsgesellschaft, mit der sie reisen, die Bescheinigung bringen, daß ihr Billet nach Sydney lautet. Die Schiffsgesellschaft leistet jedoch keinerlei Beitrag, weder an die Eisenbahnverwaltung, noch an die Regierung.

Ebenso werden Arbeiter, die in Sydney brotlos sind, aber arbeiten wollen, mit Mehl, Zucker, Thee und einem Fahrbillet versehen, ins Innere des Landes geschickt. Sie haben nur vorher einen Schein zu unterzeichnen, daß sie, wenn sie einmal in bessere Verhältnisse kommen, der Regierung von New South Wales die für sie gemachten Auslagen zurückvergüten wollen. Und wirklich gehen bei der Regierung jährlich Tausende ein, gesandt von einst brotlos gewesenen, nun emporgekommenen,

Digitized by Google

ehrlichen Menschen. Ein solches Vertrauen hebt Menschentum und Menschenwürde und ehrt wahrlich die Machthaber!

Auch im Handelsverkehre (Post und Telegraph) suchen die Regierungen in liberalster Weise hebend und entgegenkommend zu wirken, und fast ausnahmslos wurde mir deshalb von kaufmännischer deutscher Seite das Lob der Behörde gesungen.

Die allgemeinen Verkehrsmittel im Lande selbst bilden zunächst, außer den zahlreichen Trams für die lokalen Bedürfnisse, die Bahnen, die von Adelaide bis nach Queensland hinaufführen, ein großes Netz im Verhältnis zur dünnen Bewohnerzahl des Kontinentes. Auch West-Australien hat seine weit ausgedehnten Bahnlinien, deren Anschluß an die süd-australischen bis dato jedoch nicht ausführbar war. Telegraphenlinien durchziehen den ganzen Kontinent, der übrigens, wie bereits erwähnt, durch das Kabel auch mit Europa verbunden ist. Küstenschiffe, Dampfer und Segler, unterhalten einen regen Verkehr der Kolonieen unter einander, und auch auf den Flüssen wird, so weit und so lange im Jahre es angeht, rege Schiffahrt getrieben.

Zwischen Großbritannien und Australien besteht ein gewaltiger Schiffsverkehr, und auch der Norddeutsche Lloyd hat, dem steigenden Verkehre und der Handelsbedeutung Australiens Rechnung tragend, seine vierwöchentlichen Kurse in dreiwöchentliche umgewandelt. (Alle drei Wochen ein Schiff von Bremen nach Australien via Genua und Neapel.) Außer einer zweiten deutschen Dampfergesellschaft (Hamburg) laufen zwischen Europa und Australien noch die Dampfer der Messageries Maritimes. Eine amerikanische und eine Japan-Linie sind ebenfalls vorhanden, und auch mit Neu-Seeland versehen drei Gesellschaften den regelmäßigen Verkehr.

Die Küstenbeleuchtung von Australien ist geradezu großartig und ein erheblicher Teil der Staatsschuld fällt auf diese segensreiche Einrichtung.

Die direkten Steuern in Australien sind klein. Ich kannte Herren, die schon seit mehr wie zwanzig Jahren in Australien

Digitized by Google

wohnen, sehr gut situiert sind und die noch nie einen Steuerzettel zu sehen bekommen, geschweige denn Steuer bezahlt haben. Des Interesses halber gebe ich hier eine Zusammenstellung der finanziellen Verhältnisse der australischen Kolonieen.

New South Wales:

Die Schuldenlast betrug am 30. Juni 1899 gegen 63 800 000 Pfund Sterl., welche Summe hauptsächlich für Eisenbahnen, Trams, öffentliche Bauten und dergleichen ausgegeben wurde.

Die Einnahmen pro 1899 überstiegen etwas die Ausgaben (etwa um 10 000 Pfund Sterl.). Sie setzen sich aus allen möglichen Quellen zusammen: aus direkten und indirekten Abgaben, Steuern (Zölle, Pachterträge), Landverkäufen, Post, Telegraphen, Eisenbahnen, Trams u. s. w.

Direkte Steuern: a) Bodensteuer — 240 Pfund Sterl. sind frei, darüber 1 d = Penny per Pfund.

b) Einkommensteuer: 200 Pfund Sterl. sind frei — darüber 6 d (Pence) per Pfund.

Victoria:

Öffentliche Schuld am 30. Juni 1899 50 379 277 Pfund Sterl. Auch hier entfallen die Hauptposten auf Bahnbau, Wasserwerke, Staatsschulhäuser u. s. w.

Die Einnahmen werden 1899/1900 geschätzt auf 7 156 225 Pfund Sterl. und die Ausgaben auf 7 136 755 Pfund Sterl. Die Einnahmen entstammen den Bahnen, Post, Telegraph, den öffentlichen Werken (Wasser), den Zöllen und sonstigen Abgaben. Die Einnahmen sind gegenüber früher im Steigen begriffen.

Die Steuerverhältnisse sind ähnlich wie in New South Wales, die Steuern also im allgemeinen sehr niedrig.

Süd-Australien:

Öffentliche Schuld 23 252 380 Pfund Sterl. Die geschätzten Einnahmen 1899/1900 decken sich mit den Aus-

Digitized by Google

gaben; erstere betragen 2711335 Pfund Sterl., letztere 2711140 Pfund Sterl.

Auch hier entfallen die Ausgaben alle auf Bahnen, Brücken, Straßen, Schulbauten, Wasserwerke, Hafen- und andere Verbesserungen.

Die Einnahmen resultieren aus direkten und indirekten Abgaben (Steuern, Zölle), Eisenbahnen, Post, Telegraph, Wasser, Landverkauf und dergleichen mehr.

Die Steuerverhältnisse sind denjenigen von New South Wales analog.

West-Australien:

Öffentliche Schuld (1899) 10488363 Pfund Sterl.
Einnahmen (1899/1900) 2478811 Pfund Sterl.
Ausgaben (1899/1900) 2539357 Pfund Sterl.

Die Ausgaben dienten denselben Zwecken wie in den übrigen Kolonieen. Die Einnahmen fließen aus direkten Abgaben und indirekten Steuern (Zölle), Eisenbahnen, Post, Telegraph, Verkauf von Land, Minenerträgen und dergleichen mehr.

Über die Steuerverhältnisse West-Australiens lag mir Genaues nicht vor; sie dürften aber gerade so mäßig und liberal sein wie in den Schwesterkolonieen des Kontinentes.

Queensland:

Öffentliche Schuld (1899) 33598414 Pfund Sterl., veranlaßt durch die Ausgaben für Kultivierung des Landes, Einwanderungen, Eisenbahnen, Telegraphen, Wege- und Brückenbau, öffentliche Gebäude u. s. w.

Die Einnahmen (1899/1900), etwa 4150000 Pfund Sterl., übersteigen die Ausgaben, etwa 4000000 Pfund Sterl., um ca. 150000 Pfund Sterl.

Die Einnahmen verteilen sich auf Zölle, Accisen, Landverpachtungen, Minen, Eisenbahnen, Post, Telegraphen u. s. w. Auf fast allen Gebieten dieser Einnahmequellen sind stete vorwärtsschreitende Mehreinnahmen zu konstatieren.

Die Steuerverhältnisse dürften ähnlich sein wie die-

Digitized by Google

jenigen von New South Wales, um so mehr als die Finanzlage Queenslands eine günstige ist.

Der Schiffsverkehr in den Kolonieen.

1898 liefen in die Kolonieen ein:

Kolonie:	Zahl der Schiffe:	Tonnengehalt:
Victoria	2 008	2 472 755
New South Wales	3 316	3 464 867
Queensland	615	602 006
South Australia	1 068	1 722 358
North Territory	72	92 560
Western Australia	633	1 189 732
total:	7 712	9 544 278

1898 liefen aus den Kolonieen aus:

Kolonie:	Zahl der Schiffe:	Tonnengehalt:
Victoria	2 043	2 483 992
New South Wales	3 263	3 455 061
Queensland	398	596 313
South Australia	1 083	1 760 167
North Territory	74	92 441
Western Australia	630	1 189 732
total:	7 491	9 577 706

Total-Import und -Export im Jahre 1898.

Kolonie	Import	Export	Darunter Export an Produkten d. Kolonie
	Pfund Sterl.	Pfund Sterl.	Pfund Sterl.
New South Wales	24 453 560	27 648 117	17 727 067
Victoria	16 768 904	15 872 246	11 778 883
Queensland	6 007 266	10 856 127	10 482 668
South Australia	6 298 765	6 978 370	2 666 832
Western Australia	5 241 965	4 960 006	4 820 420
	58 770 460	66 314 866	47 475 870

Digitized by Google

Die hauptsächlichsten Produkte Australiens sind Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Kohle, Wolle, Butter, Käse, Korn, Fleisch und Zucker. Bis 1898 belief sich die Goldausbeute Australiens auf ungefähr 383 610 319 Pfund Sterl. Im Jahre 1898 wurde in Australien Gold im Betrage von 11 741 411 Pfund Sterl. gehoben. Davon entfallen auf

West-Australien	4 200 732	Pfund Sterl.,	das somit das alte Goldland Victoria überflügelte.
Victoria	3 349 028	„	„
Queensland	2 750 349	„	„
New South Wales	1 244 330	„	„
Süd Australien inkl. Nord-Territ.	196 972	„	„
	11 741 411	„	„

Silber wird am meisten in New South Wales produziert, während Süd-Australien die reichsten Kupferminen aufweist. Die größten Kohlenlager besitzen New South Wales und Queensland; doch finden sich diese „schwarzen Diamanten" auch in Victoria und West-Australien, wenn schon in bescheidenerem Umfange. Reiche Zinnlager und -Minen besitzt der Norden von Queensland und das wichtigste Metall, Eisen, ist in New South Wales entdeckt worden.

Die australische Wolle, welche den Hauptfaktor des Exportes bildet, steht an Güte in der ganzen Welt unübertroffen da. Auf dem australischen Kontinente, mit Ausnahme der tropischen Distrikte und einiger Teile West-Australiens, sind gegen achtzig Millionen Schafe verteilt, welche 1898 Wolle für die Ausfuhr im Betrage von etwa 18 000 000 Pfund Sterl. lieferten, Tasmanien und Neu-Seeland nicht eingerechnet.

Der Anbau von Zuckerrohr schreitet jetzt, seitdem Südsee-Insulaner als zeitweilige Arbeiter nach Australien eingeführt werden, immer mehr vorwärts und sind in Queensland bereits

Digitized by Google

über 100 000, in New South Wales über 24 700 Acres damit bestellt.

Die Ausfuhr von Käse und Butter ist in bedeutender Zunahme begriffen und beziffert sich jetzt schon auf über eine Million Pfund Sterling.

An Hornvieh wies Australien im Jahre 1898 10 294 570 Stück auf, an Pferden 1 648 191 und an Schweinen gegen eine Million.

An Getreide und Wein brachte der Kontinent, welcher 1898 über 12,5 Millionen Acres Land unter Kultur hatte, nicht inbegriffen Gras- und Brachland, folgende Ernten hervor:

Weizen:	54 495 269	Bushels (1 engl. Bushel = 36,35 l)
Hafer:	24 947 787	„
Gerste:	3 337 089	„
Kartoffeln:	623 483	Tonnen
Heu:	1 697 054	„
Zucker:	1 831 296	„
Wein:	4 045 252	Gallonen (1 engl. Gallon = 4,543 l).

Außerdem ist noch hervorzuheben, daß in New South Wales und Queensland Mais in ganz bedeutender Menge gebaut wird und auch Hülsenfrüchte, wie Erbsen und Bohnen, ebenfalls in beträchtlichem Umfange, gewonnen werden. Fast alle wertvollen Fruchtbäume sind mit Erfolg eingeführt worden und tragen reiche Ernten, ebenso eine Reihe subtropischer und tropischer Gewächse (Bananen, Baumwolle, Arrow-root, Tabak u. s. w.).

Blumen aller Art in oft wunderbar entwickelten Formen, wie z. B. Rosen, die verschiedensten Gemüse kommen in den Gärten der Kolonisten vor, und die einheimischen Bäume liefern in Menge Nutz- und Bauholz, das sogar zum Teil nach Europa exportiert wird. Auch Perlfischerei wird in einzelnen Gegenden Australiens (West-Australien und Queensland) getrieben und der Austernkultur Aufmerksamkeit geschenkt. Die Industrie entwickelt sich zusehends, und wenn auch bis dato immer noch

Digitized by Google

sehr viel eingeführt werden muß, was zur Verbesserung und Verschönerung des Lebens dient, so ist doch das Bestreben vorhanden und immer deutlicher hervortretend, sich auch in dieser Richtung vom Auslande so viel wie möglich unabhängig zu machen. Um die Richtigkeit des Gesagten klar zu legen, mögen folgende, heute schon in Australien vorhandenen Industriezweige angeführt werden:

Es existieren Schuh-, Kleider- und Seifenfabriken, Bierbrauereien, Eis- und Fleischkonservenfabriken, Tischlereien mit Dampfbetrieb, Wagenfabriken, Wollwäschereien und Wollspinnereien, Gerbereien, Gießereien und diverse Maschinenwerke, Dampfsägemühlen, Getreidemühlen, Salzwerke, Zuckerraffinerieen, Tabakfabriken, großartige Etablissements für Meiereiprodukte, für Fruchtkonserven, für die Fabrikation von Seifereiprodukten, Papier und Cement, Sattlereien, Schmelzwerke für Kupfer, Silber und dergleichen. Reparaturwerkstätten für Schiffe, sogenannte Docks, sind in den Haupthafenplätzen Australiens vorhanden. So hat z. B., nur nebenbei gesagt, New South Wales gegen 60 000 und Queensland über 20 000 Fabrikarbeiter!

Australien hat eine sehr junge Entwicklungsgeschichte, welche genau wie diejenige europäischer Länder ihre Licht- und Schattenseiten, ihre auf- und abwärtssteigenden Kurven aufweist. Fragwürdige Elemente waren der Mehrzahl nach die Materialien, aus denen eine Bevölkerung herauswuchs, die, vermischt durch Zuwachs von außen, nach und nach durch die Einwirkungen der Naturgesetze des Kampfes ums Dasein und die Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen sich umformte und verbesserte. Gewiß bleibt in Australien noch viel zu thun auf dem Gebiete ethischen Fortschrittes; wenn man aber bedenkt, wie in Europa — auch in Deutschland — jeder wahre Fortschritt in dieser Richtung erst nach schweren Kämpfen und nur sehr langsam gemacht wurde und noch gemacht wird; wenn man sich ferner erinnert, wie jede Nation, auch die bessere — eine beste giebt es nicht! — lediglich durch die

Digitized by Google

überall in der Minderheit befindlichen, wahrhaft Gebildeten würdig repräsentiert werden kann — dann wird man um so mehr dem jugendlich kräftigen australischen Volke Sympathie nicht versagen können. Von einem moralischen und materiellen Niedergange Australiens, von welchem da und dort von Reisenden gesprochen wurde, kann thatsächlich keine Rede sein; dagegen spricht zu sehr der konstant steigende Verkehr des Landes. Schwere Krisen hat dasselbe ausgehalten und überdauert, und wir Europäer mit unserer so hoch gerühmten, aber oft doch recht fadenscheinigen Kultur und Moral — wir leben als Menschen eben überall das Menschliche! — sind als Richter über gewisse Auswüchse und Erscheinungen im australischen Volksleben nicht berufen.

Es ist in Australien wacker gesät worden, und die Zukunft wird dem sonnigen Lande die Ernte bringen:

Ut sementem feceris, ita metes!

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Kurzer historischer Rückblick auf die Entwicklung Australiens.

Nil sine magno
Vita labore dedit mortalibus. (Horaz)
(Das Leben gab dem Sterblichen nichts ohne große Arbeit.)

Fernandez de Quiros, der eigentliche Entdecker und Columbus Australiens, ist portugiesischem Boden entsprossen. Er war ein alter, kühner Seefahrer mit gelber Haut, runzeligem Gesicht, aber funkelnden, schwarzen Augen, die noch immer von Thatendurst glühten, und träumte schon seit neunundzwanzig Jahren von der Existenz eines großen, südlichen Kontinentes, einer Terra australis. Und gleich dem großen Genuesen Columbus richtete der Portugiese de Quiros Petition auf Petition an die Beherrscher von Spanien und Portugal, ohne der Erfüllung seiner Träume, ausgesandt zu werden zur Erforschung der südlichen Meere, wesentlich näher zu kommen. Immer abgewiesen, kam er mit zäher Ausdauer immer und immer wieder, bis ihm endlich König Philipp III. von Spanien ein Schiff überließ mit dem Auftrage, „eine neuere Welt zu entdecken, als die des Columbus". Nach langen, an Entbehrungen und Gefahren reichen Monaten, während welchen er, von Süd-Amerika ausgehend, die Südsee durchfuhr und zum erstenmale die Bildung der Koralleninseln beobachtete und beschrieb, sah de Quiros im Jahre 1606 eine langgestreckte Küste vor sich mit kühngeschwungenen, baumbedeckten Höhenzügen. Während drei Tagen segelte er derselben entlang: sie reichte noch immer,

Digitized by Google

ſo weit das Auge blicken konnte! Da war er überzeugt, den neuen, ſüdlichen Weltteil gefunden zu haben und nannte das Land Terra australis del Espiritu Santo. Aber auch hierin glich ſeine Entdeckung derjenigen ſeines großen Vorbildes Columbus: wie dieſer hat er ſeinen Fuß wohl auf ein palmbedecktes Eiland, nicht aber auf den eigentlichen Kontinent geſetzt, den zu ſuchen er ausgezogen war. Spätere Forſcher haben gefunden, daß de Quiros auf der größten zur Gruppe der Neuen Hebriden gehörenden Inſel gelandet war, und dieſe trägt noch heute den zweiten Teil des Namens, den der kühne Portugieſe dem jüngſten Erdteile beizulegen gedachte: Espiritu Santo.

Als Kommandant auf einem zweiten Schiffe hatte ſich de Quiros' Expedition ein Spanier angeſchloſſen: Luiz Paez de Torres, eher ein Kriegsheld wie ein Seemann zu nennen. Des Spaniers ſtolzes, herrſchſüchtiges Weſen führte jedoch zu einer Meuterei unter den Seeleuten, weshalb ſich die beiden Schiffe nach de Quiros' Entdeckung trennten, das eine öſtlich, das andere weſtlich ſegelnd. Torres fuhr zwiſchen Neu-Guinea und der Halbinſel York durch eine an Riffen und Korallen-inſeln reiche Meeresſtraße, um ſich dann nordwärts, den Philippinen zuzuwenden. Er war alſo, allerdings ohne es zu ahnen, der Erſte, der in der Kap-York-Halbinſel auſtraliſches Feſtland zu Geſicht bekam, und noch heute heißt die Meeresſtraße, die Neu-Guinea von Auſtralien trennt, nach ihm Torres-Straße.

Aber in demſelben Jahre 1606 ſetzten auch Holländer, von Batavia kommend, ihren Fuß auf den Boden des neuen Kontinentes, freilich in dem Glauben befangen, eine ſüdliche Fortſetzung der großen Inſel Neu-Guinea gefunden zu haben. Durch Holländer wurde nach und nach der größte Teil der Weſtküſte Auſtraliens erforſcht. Und ebenfalls ein Holländer, Abel Janſen Tasman, war es, der 1642 nach kühner, ſturmbewegter Fahrt die Südküſte Tasmaniens und die Weſtküſte Neu-Seelands fand. Aber eiferſüchtig hütete Holland die Ent-

Digitized by Google

deckungen seiner Söhne, von denen das übrige Europa erst mehr wie hundert Jahre später genaue Kenntnis erhielt. Nur im Stadthause zu Amsterdam wurde in schöner Mosaikarbeit eine Nachbildung von Tasmans Karte von Tasmanien auf dem Fußboden ausgelegt.

Trotz der Verschwiegenheit der Holländer ließ die Sage von dem neuen südlichen Kontinente die Seelente aller Länder nicht ruhen. Einem Engländer, Namens William Dampier, verdanken wir die erste genauere Kunde über den geheimnisvollen Erdteil, den die Holländer stolz nach ihrem eigenen Lande „Neu-Holland" benannten. Zweimal hat Dampier Neu-Holland besucht, in den Jahren 1688 und 1699; doch war sein Urteil über dieses Land das denkbar traurigste. Mehr wie tausend Meilen war er der Westküste entlang gesegelt, war oft gelandet, hatte aber nur ein einzigesmal frisches Wasser gefunden; Sand war da, so weit sein Auge reichen konnte, nichts wie Sand und dürres Gestrüpp. Da wandte er sich zur Heimreise. In seinen zur damaligen Zeit viel gelesenen Büchern nennt er das große Südland eine mit Armut geschlagene, von elenden Eingeborenen dünn bevölkerte Gegend und schildert mit beredten Worten den gewaltigen Gegensatz zwischen den Wundern der Tropenwelt, die er zuerst geschaut, und diesem ödesten aller Länder, das bald darauf sein Fuß betreten.

Damit war die Neugierde in Europa befriedigt, und während siebenzig Jahren zeigte niemand mehr Lust, das öde, an Wasser so arme und an Sand so reiche Südland zu erforschen.

Nur der Holländer Vlaming besuchte noch einmal seine Westküste auf der Suche nach einem vor Jahren verloren gegangenen Schiffe. Dabei entdeckte er einen größeren Flußlauf, dicht bevölkert mit schwarzen Schwänen, und benannte ihn nach diesen in Europa damals noch unbekannten Tieren Schwanenfluß.

Die oft gestellte Frage aber, ob jener südliche Kontinent wirklich existiere oder ob nur eine Reihe großer Inseln die Seefahrer irregeführt, war nicht beantwortet worden.

Da hatten die Astronomen im alten Europa berechnet,

Digitized by Google

daß im Jahre 1769 ein Vorübergang der Venus vor der Sonne, ein sogenannter Venusdurchgang, stattfinden sollte, daß derselbe jedoch nur im Stillen Ocean beobachtet werden könnte. Noch war die Entfernung der Erde von der Sonne nicht genau bekannt; nach diesem Venusdurchgang aber sollte es möglich werden, die Distanz wenigstens annähernd richtig zu schätzen. Großes Interesse wurde deshalb dem Phänomen, das sich in einem Zeitraum von hundert und zwanzig Jahren nur zweimal abspielt, entgegengebracht und von der englischen Regierung eine Expedition nach dem Stillen Ocean ausgerüstet, der James Cook als Kapitän und Green, vom Greenwich Observatorium, als Astronom vorstanden. Zur Vervollständigung der wissenschaftlichen Expedition schlossen sich derselben freiwillig zwei Botaniker, Joseph Banks und Dr. Solander, an. Eine kleine, nur 370 Tonnen haltende, aber solid gebaute Barke, auf ihren Zweck anspielend sehr bezeichnend „The Endeavour" genannt, wurde mit Kanonen bewaffnet und brachte die kleine, aber kühne Gesellschaft in neunmonatlicher Reise um Kap Horn herum nach Tahiti im Stillen Ocean.

Zwei Monate verstrichen dort in freundlichem Verkehr mit den Eingeborenen, bis am 3. Juni 1769, bei wolkenlosem Himmel, die wichtige astronomische Beobachtung ausgeführt und mit einem über alles Erwarten günstigen Resultate abgeschlossen werden konnte. Heimwärts wollte Cook das Kap der guten Hoffnung umschiffen, um auf diese Weise eine Weltumsegelung gemacht zu haben. Außerdem hatte er den Auftrag, wenn möglich „das Geheimnis des südlichen Kontinents" zu lösen. Auch er selbst hatte sich oft schon gefragt, ob jene Terra australis, von der Portugiesen und Holländer schon in früheren Jahrhunderten gesprochen, die Dampier so trostlos beschrieben, wirklich existiere. Während drei Monaten durchstreiften die mutigen Männer den Pacific nach allen Richtungen, resultatlos. Endlich glaubten sie, den neuen Kontinent gefunden zu haben; aber bald stellte sich heraus, daß es nur das schon hundert und zwanzig Jahre früher durch Tasman entdeckte Neu-Seeland

Digitized by Google

war. Die Umrisse der beiden zu Neu-Seeland gehörenden Inseln wurden nun von Cook schon so genau festgelegt, daß späteren Entdeckern in dieser Richtung nicht mehr viel zu thun übrig blieb.

Drei Wochen später sah Cook wirklich australische Küste vor sich und fuhr am 28. April 1770 durch eine enge Öffnung in eine seichte Bay ein. Von nackten Wilden mit Speer und Bumerang angegriffen, setzte er sich mit seinen Feuerwaffen zur Wehre. Nach der Flucht der Eingeborenen wurden die Ufer der Bay untersucht, die eine solche Menge neuer, der Wissenschaft noch unbekannter Pflanzen aufwiesen, daß Cook den Ort Botany Bay benannte (im Süden des heutigen Sydney). Während eines kleinen Streifzuges ins Innere des Landes wurden die beiden Naturforscher entzückt durch ganze Schwärme von Papageien und namentlich auch von Kakadus — diese letzteren waren damals in Europa noch völlig unbekannt —, Cook dagegen fand reizende, grüne Wiesen, fruchtbare, schwarze Erde und stattliche Quadersteine zum Hausbau. Da hißte er die englische Flagge in Botany Bay. Nordwärts segelnd, entdeckte Cook eine schmale Öffnung, welcher er zu Ehren seines Freundes, des Sekretärs der englischen Admiralität, Sir George Jackson, den Namen Port Jackson verlieh. In den später so berühmt gewordenen Hafen von Sydney ist er jedoch nicht eingelaufen.

Der Ostküste Australiens entlang, deren Umrisse gewissenhaft aufgenommen wurden, kam Cook mit seinem Schiffe „Endeavour" bis in die Nähe des heutigen Cooktown, strandete dort auf einem Korallenriff, mußte seine Kanonen über Bord werfen, um mit der Flut wieder flott zu werden, und konnte endlich mit höchster Lebensgefahr sein Schiff in eine Flußmündung retten, der er den Namen „Endeavour River" beilegte. Dort wurden die Reparaturen vorgenommen.

Um Cape York und durch die Torresstraße, die Cook unabhängig von Torres, dessen Entdeckungen er gar nicht kannte, auffand, gelangte das wieder hergestellte Schiff in den Indischen

Digitized by Google

Ocean nach Batavia, dessen Fieberluft schlimm unter der kleinen Besatzung hauste. Sogar der Astronom Green fiel der Malaria zum Opfer.

Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte die „Endeavour" so reich an astronomischer, geographischer, botanischer und ethnographischer Ausbeute nach England zurück, daß sofort eine zweite und bald darauf eine dritte Entdeckungsreise beschlossen wurde, deren eine die Region des südlichen Eismeeres erforschen, die andere das Problem einer Durchfahrt im Norden Amerikas lösen sollte. Zu diesem letzteren Zwecke umfuhr Cook wiederum Kap Horn, durchquerte den Stillen Ocean und beabsichtigte, durch die Behringsstraße das nördliche Eismeer zu gewinnen. Im Stillen Ocean entdeckte er die Sandwich-Inseln, die er nach dem Earl of Sandwich, dem Chef der englischen Admiralität, benannte, fand aber dort durch die Eingeborenen einen frühen Tod. Auf das Festland von Australien war er nicht mehr gekommen.

Schon seit einigen Jahren aber war in Alt-England eine Bewegung gegen die vielen Hinrichtungen entstanden, die Woche für Woche in London vor einer schaulustigen Menge stattfanden. Man bestürmte die Regierung, die Todesurteile in lebenslängliche Verbannung umzuwandeln. Mancher Sträfling wurde nach Nord-Amerika transportiert. Da verlor England diese Kolonie, und es mußte nach einem neuen Deportationsplatze Umschau gehalten werden. Im Jahre 1783 wurde nun im englischen Parlament ein Gesetzesentwurf behandelt, wonach die Sträflinge an „irgend einen überseeischen Ort" gebracht werden sollten, wo sie, den Versuchungen möglichst entrückt, ein neues Leben beginnen könnten. Cooks Berichte von dem neuentdeckten, südlichen Kontinente waren ausschlaggebend für die Wahl des Ortes. Viscount Sydney, Sekretär für koloniale Angelegenheiten in Pitts Kabinett, sollte die Absichten der Regierung praktisch durchführen.

Auf seinen Befehl lichtete im Mai 1787 eine kleine Flotte unter Kapitän Arthur Phillip die Anker, um den ersten Ge-

Digitized by Google

fangenen-Transport, bestehend aus 564 Männern und 192 Frauen, nach Australien zu bringen. Einschließlich der Kinder der Gefangenen, sowie der die Sträflinge begleitenden Soldaten und Offiziere, bestand die Expedition aus 1700 Personen. Im Januar 1788 konnten die Schiffe in Botany Bay vor Anker gehen. Da sich aber die Bucht als zu klein erwies, um elf Schiffe zugleich aufnehmen zu können, auch kein frisches Wasser am Ufer zu finden war, wurde Port Jackson einer näheren Prüfung unterworfen. Und siehe da! ein herrlicher Hafen fand sich, über den Kapitän Phillip so entzückt war, daß er beschloß hier die Niederlassung zu gründen, und den Ort dem Staatssekretär Sydney zu Ehren „Sydney Cove" benannte (heute Circular Quay).

Ein transportables Segeltuchzelt wurde für den Kapitän und ersten Gouverneur der neuen Kolonie aufgerichtet. Die ersten Felder wurden urbar gemacht; aber lange Zeit hatten die Ansiedler mit Hungersnot zu kämpfen, und es war zweifelhaft, ob die Niederlassung überhaupt gehalten werden konnte. Insubordination der Sträflinge, Diebstahl und Brandstiftung waren an der Tagesordnung. Die ausgeteilten Rationen an Lebensmitteln wurden von Woche zu Woche kleiner, und wer zur Tafel des Gouverneurs eingeladen war, der mußte sein Essen selbst mitbringen. Den Schiffen, welche Nahrungsmittel herbeiführen sollten, passierte Unfall auf Unfall; dafür aber kamen stets neue Gefangenen-Transporte, mehr hungrige Menschen und doch keine Zufuhr an Lebensmitteln!

Mit dem Jahre 1791 begann sich der Himmel für die junge Kolonie etwas zu klären. Vorräte kamen teils von Batavia, teils aus dem Mutterlande an, und eine relativ reichliche Ernte wurde in Sydney selbst eingeheimst.

Nach fünfjähriger Regierung (1793) bat Gouverneur Phillip, dessen zarte Gesundheit unter den Strapazen und Aufregungen, die die Gründung der neuen Kolonie mit sich gebracht, sehr gelitten hatte, um seine Abberufung. Das war ein Unglück für Sydney; denn die beiden folgenden Gouverneure

Digitized by Google

begünstigten in hohem Maße die Alkohol-Einfuhr. Trunksucht, erhöhte Sterblichkeit und allgemeiner Rückgang in der kaum aufblühenden Ansiedelung waren die unausbleiblichen Folgen. Der Schaden war so groß, daß es auch ehrenwerten Nachfolgern nicht gelang, ihn zu reparieren oder auch nur dem Niedergange Einhalt zu gebieten. In jene Zeit fällt jedoch die Entdeckung der reichen Kohlenfelder von Newcastle, wo eine „Strafniederlassung" gegründet wurde.

Schon 1791 war John Macarthur, ein Hauptmann vom New South Wales Corps, mit einer kleinen Anzahl von Schafen nach Sydney gekommen. Während seine Kameraden aus dem Offizierscorps sich dem schändlichen Alkohol- resp. Rumhandel unter den Sträflingen widmeten, wußte er sich sechzig Schafe aus Bengalen und einige irische Schafe und Widder zu verschaffen. Die ersteren hatten ein grobhaariges Fell, die letzteren minderwertige Wolle. Aus der Kreuzung beider Arten gewann der unternehmende Mann eine neue Sorte von Wolle, die auf dem englischen Markte gute Preise erzielte. Auf sein Ersuchen hin bewilligte ihm 1804 die englische Regierung fünftausend Acres Land zur Schafzucht und wies ihm das heute unter dem Namen Camden Estate wohlbekannte Gut an. Macarthur (gestorben 1834) wurde der Begründer und stete Verbesserer von Australiens großartigem Wollenhandel.

Endlich war es auch dem ausgezeichneten Gouverneur King gelungen, dem Alkohol-Mißbrauch unter den Sträflingen Einhalt zu gebieten, und nun nahm die junge Kolonie einen ungeahnten Aufschwung. Macarthurs Wolle wurde in England immer begehrter. Handelsbeziehungen aller Art wurden angeknüpft; in Sydney Cove lagen Schiffe aus aller Herren Ländern; Segelschiffe und Boote für den Walfischfang wurden in Sydney selbst gebaut und häufige Handelsfahrten nach Neu-Seeland und den Südsee-Inseln unternommen, ja, sogar Ansiedelungsversuche in Tasmanien und am Port Phillip, dem heutigen berühmten Hafen von Melbourne, gemacht, erstere mit gutem Resultate, letztere erfolglos. Und doch hatten die

Digitized by Google

Größe und die herrliche Umgebung jener gewaltigen Bucht ihren Entdecker Murray in solches Entzücken versetzt, daß er der heimischen Regierung berichtete, er habe einen „Noble Harbour" von ungeahnter landschaftlicher Schönheit, aber etwas schwierigem Zugang gefunden. Schon vor Murray hatten verschiedene Seefahrer versucht, in die stille Bucht von Port Phillip einzudringen; aber keinem war es gelungen. Point Lonsdale und Point Nepean, die beiden einander gegenüberstehenden Klippen, hüten den Eingang und lassen nur eine schmale Fahrrinne. So waren Murray und seine Genossen die Ersten, die mit der Flut und einer günstigen Brise in den weiten, geschützten Hafen einfuhren.

> The fair breeze blew, the white foam flew,
> The furrow followed free;
> They were the first, that ever burst
> Into that silent sea.

Aber England sandte nicht den richtigen Mann nach Port Phillip, und der Ansiedelungsversuch schlug fehl.

Sydney aber wurde nun eine wirkliche Stadt. Straßen wurden angelegt, öffentliche Gebäude, die zum Teil heute noch stehen, errichtet, die erste Wurf, King's Wharf genannt, am Circular Quay gebaut, der oberste Gerichtshof eröffnet, die Bank von New South Wales und ein Krankenhaus gegründet, ja, sogar schon die Straße über die bis dahin für unübersteiglich geltenden Blue Mountains angelegt und eine neue Ansiedelung jenseits der Berge, Bathurst, gegründet.

Dann wurde eine Reihe von Expeditionen zur Erforschung der Küste und des Hinterlandes ausgerüstet, wobei ein stattlicher Flußlauf gefunden wurde, der sich in die Moreton Bay ergießt. An seinen Ufern wurde im Jahre 1825 die Hauptstadt des heutigen Queensland erbaut und Fluß und Stadt Brisbane benannt, zu Ehren des damals in Sydney regierenden Gouverneurs Sir Thomas Brisbane. Ferner wurde die Censur aufgehoben, die sich die seit 1803 bestehende „Sydney Gazette" hatte gefallen lassen müssen, überhaupt freiheitliche Institutionen

Digitized by Google

angebahnt, deren Vorkämpfer William Charles Wentworth war, der erste in der Kolonie geborene junge Mann, der sich auszeichnete. In einer von ihm redigierten Zeitung wie bei den vielen öffentlichen Versammlungen, in welchen die Bewohner Sydneys eine Stimme in der gesetzgebenden Behörde verlangten, betonte Wentworth als Redner die „jedem Engländer schon von Geburt her zustehenden konstitutionellen Rechte". In der Universität zu Sydney, seiner Schöpfung, steht Wentworths Standbild, und auch die „konstitutionellen Rechte" hat er, wenn auch erst nach vielen Jahren des Ringens und Kämpfens, verwirklicht gesehen.

Inzwischen nahm die Erforschung des Kontinentes, dessen Inneres noch fast ganz unbekannt war, ihren steten Fortgang. Zur Kenntnis der Küstenlinien hatten neuerdings die Franzosen viel beigetragen, und es bestand die Gefahr, daß ein Teil von Australien als „Terre Napoléon" im Namen der französischen Regierung annektiert würde. Das mußte im Interesse Englands um jeden Preis verhindert werden. Eine fieberhafte Aufregung bemächtigte sich der britischen Seefahrer; sie fuhren ein in die vielen Buchten, besuchten die zahllosen Inseln, die den Kontinent umgeben, und hißten überall im Namen des Königs die englische Flagge.

Im Jahre 1829 wurde, ebenfalls um den Franzosen zuvorzukommen, am Schwanenfluß in West-Australien offiziell die Swan River Colony gegründet und durch außerordentlich günstige Landofferten wurden Ansiedler aus England herbeigelockt. Wirklich schifften sich auch im Laufe der nächsten zwei Jahre elfhundert Personen nach West-Australien ein; aber das sandige Ufer, das sich, so weit das Auge reichte, vor ihren Blicken ausdehnte, die unerwarteten Schwierigkeiten in der Bebauung des scheinbar ganz unfruchtbaren Bodens hielten einen stärkeren Zudrang zurück. Ein Teil der Emigranten kehrte sogar, als sie das ungastliche Ufer des Swan River erblickten, nach England zurück; andere wandten sich Sydney zu; der Rest aber blieb und harrte, sich selbst schmelzend und nach und nach an das

Digitized by Google

ruhe, entbehrungsvolle Leben gewöhnend, aus in der neuen Heimat, im schwierigen Kampfe ums Dasein. Und diese Leute hatten ihre Ausdauer nicht zu bereuen; sie lebten, wenn auch durch lange Zeit in ihrem Lande völlig isoliert, still und zufrieden in den Grenzen ihrer eigenen, kleinen Welt, glücklicher vielleicht in ihrer einfachen Häuslichkeit, in ihren einfachen Freuden und bescheidenen Genüssen als früher in den äußerlich besseren glänzender scheinenden Verhältnissen der alten Heimat; denn

Des Lebens Mühe lehret uns allein
Des Lebens Güter schätzen.

Diese Zeiten der langsamen Entwicklung waren die glücklichsten der Kolonie. Als aber nach zwanzig Jahren die Felder reichlich trugen, der Viehstand sich sozusagen verzehnfacht hatte, die Hauptstadt Perth an Bewohnerzahl stetig zunahm und der allgemeine Verkehr sich hob, da machte sich immer dringender das Bedürfnis nach Vermehrung der Arbeitskräfte geltend. Trotz ernstlicher Bedenken von seiten vieler Kolonisten wurde an die heimatliche Regierung das Gesuch gestellt, es möchte der Swan River Colony — der Name West-Australien ist neueren Ursprungs — die Einführung von Verbrechern gestattet werden. Dem Gesuche wurde Folge gegeben, und während achtzehn Jahren, von 1850—68, wurden durch zahlreiche Gefangenen-Transporte dem Lande Tausende von kräftigen Händen zugeführt. Es war ein gewagtes Experiment; aber es schlug zum Heile der Kolonie aus, die jedoch noch lange ein stilles Land, abseits des Weges blieb. Erst als eine regelmäßige Küstendampfschiffahrt die einzelnen Orte unter sich, wie mit den übrigen Kolonieen verband, als Telegraphen angelegt und Eisenbahnen gebaut wurden, entfaltete sich West-Australien zu großer Blüte.

Unterdessen nahmen von Sydney aus die Forschungsreisen ihren Fortgang. Jetzt galt es, die Frage zu lösen, wohin die großen Ströme gelangen, die von den Bergen New South Wales herab nach Westen fließen. Man vermutete einen gewaltigen Binnensee im Innern des Kontinentes, der alle die

Digitized by Google

Wasser aufnehme und deshalb von herrlichen Weidegründen und den fruchtbarsten Landstrichen umgeben sein müsse. Es war Kapitän Sturt, der die Lösung der Aufgabe unternahm. Er stieg herab von den westlichen Abhängen der Blauen Berge. Sich südwärts wendend, erreichte er den Murrumbidgee, dessen Laufe er tagelang folgte. Noch einmal nach Süden abbiegend, entdeckte er einen herrlichen Strom, den er Murray nannte. Unter unsäglichen Gefahren folgte er demselben, der immer breiter und stattlicher wurde; denn Nebenfluß auf Nebenfluß führte ihm seine Wasser zu, bis er sich endlich in den See Alexandrina ergoß, der nichts anderes ist, als ein ungeheures Sammelbecken des Murray River. Diesem Becken vorgelagert sind äußerst schmale Landzungen, die, an einer Stelle durchbrochen, den Wassern des Oceans freien Zugang gestatten. Diese Öffnung wird die Mündung des Murray, Murray Mouth, genannt, und der Fluß führt auf diese Weise bis weit landeinwärts Brackwasser.

Der Glaube an einen großen Inlandsee, dem die Wasser Australiens zuströmen sollten, war durch die mutige That Sturts zerstört. Was dieser Forscher aber in Süd-Australien an Schönheit und Fruchtbarkeit der Landschaft geschaut hatte, das schilderte er nach seiner Rückkehr in den glänzendsten Farben. Dieser ersten folgten bald weitere Expeditionen, welchen jedoch die wilden Eingeborenen viel zu schaffen machten. Die Aufmerksamkeit war auf Süd-Australien gelenkt, und im Jahre 1836 fand von London aus die erste Ansiedelung von Auswanderern am Golfe von St. Vincent, dem jetzigen Hafen von Adelaide, statt. Kurz nach einander landeten dort, von England kommend, verschiedene Schiffe, welche neben den Auswanderern auch Lebensmittel, Gerätschaften und Haustiere, sowie die notwendigen Beamten zur Leitung und Aufsicht über die neu zu gründende Kolonie mitbrachten. Sieben Meilen landeinwärts vom Golfe von St. Vincent, am Torrensflusse, wurde der Platz für die neue Stadt gewählt und dieselbe zu Ehren der Gemahlin König Wilhelms IV. Adelaide genannt.

Digitized by Google

Bereits im Juni 1837 — die junge Kolonie war erst ein Jahr alt — erschien eine kleine Zeitung und die Bank von Süd-Australien wurde gegründet. Im Laufe der nächsten Jahre wurde viel Geld für Errichtung öffentlicher Gebäude, Hospitäler und dergleichen mehr ausgegeben, Straßen angelegt und für das öffentliche Wohl in so großartiger Weise gesorgt, daß es der Regierung des Mutterlandes zu viel wurde und sie die auf sie gezogenen Wechsel zur Deckung der ganz enormen Auslagen, die in Adelaide gemacht worden, zurückwies. Es folgte nun eine Zeit großer Sparsamkeit, wodurch die finanziellen Verhältnisse der Kolonie nach und nach wieder gesunde wurden. Noch heute ist Adelaide die am schönsten angelegte Stadt Australiens und Süd-Australien die einzige Kolonie des Kontinentes, in die nie Verbrecher eingeführt worden. Bald blühte die Stadt mächtig auf, nachdem die Hauptschwierigkeiten, die sich anfangs ihrer Existenz gegenüber gestellt, einigermaßen überwunden waren. Die Entdeckung reicher Kupferlager trug wesentlich zur Hebung des Wohlstandes bei. Selbstregierung wurde eingeführt und zum erstenmale der Murray praktisch befahren.

Im Jahre 1835 segelte ein Hirte, Namens Batman, von Tasmanien hinüber nach Port Phillip, um zunächst zu ermitteln, ob sich dort nicht passende Plätze für landwirtschaftliche Zwecke finden ließen. Dies geschah ganz im geheimen; denn die Regierung wollte noch immer nichts von einer Besiedelung jener herrlichen Bucht wissen. Zunächst machten die Eingeborenen Batman mancherlei Schwierigkeiten; endlich aber gelang es ihm mit Hilfe seiner von Tasmanien mitgebrachten Blacks, die ihm vortreffliche Dolmetscherdienste leisteten, sich mit den Wilden von Port Phillip zu verständigen und entsprechende Landabtretungen von ihnen zu erlangen. Wirksam waren hier, wie überall, allerlei kleine Geschenke an diese im Grunde genommen gutmütigen Kinder der Natur. Als die Regierung in Sydney von diesem ohne ihr Vorwissen gemachten Geschäfte erfuhr, wurde dasselbe zuerst von ihr annulliert, später

Digitized by Google

aber gutgeheißen und Batman und seine Genossen materiell unterstützt.

In demselben Jahre kam auch John P. Fawkner mit einer Reihe von Genossen aus Launceston auf Tasmanien nach Port Phillip. Er drang bis an die Mündung des Yarra vor und baute die ersten Hütten an dem Platze, wo heute die große und schöne Stadt Melbourne steht. Während so Batman mit Recht als der erste Ansiedler am Ufer des Port Phillip gilt, gebührt Fawkner der Ruhm, den richtigen Platz für die künftige Weltstadt gefunden zu haben.

Zwischen Tasmanien und den neuen Ansiedlern auf dem australischen Festlande entwickelte sich ein reger Verkehr; Schafe und Rindvieh wurden eingeführt und von Tasmanien aus das nachmalige Land Victoria fortschreitend kolonisiert. Am Schlusse des Jahres 1836 bestand die junge Ansiedelung, das heutige Melbourne, aus etlichen Blockhäusern, einigen aus Rasenstücken aufgesetzten Wohnungen, drei Scheuken und einem Schuhmachergeschäft; die Bevölkerung belief sich auf 224 Seelen, darunter 38 weiblichen Geschlechts. Aber die Bewohnerzahl der Kolonie und ihr Wohlstand nahmen stetig zu. Schon nach zweijährigem Bestehen erschien die erste Zeitung in der Stadt. Englische Banken errichteten Filialen in Melbourne, und 1839 schon lief das erste Schiff von Port Phillip direkt nach Europa, mit Wolle beladen.

Im Jahre 1850, nach vierzehnjährigem Bestehen der Stadt, war die Einwohnerzahl bereits auf über 76 000 Seelen gestiegen. Man zählte über eine halbe Million Pferde und Rindvieh und über sechs Millionen Schafe. 52 000 Acres Land waren bebaut. Enorme Mengen von Weizen, Hafer und Heu wurden geerntet, und der Ertrag an Wolle und Talg ging schon in die Millionen an Wert.

Am 5. August 1850 wurde der Distrikt Port Phillip in eine von New South Wales unabhängige Kolonie umgewandelt, die den Namen Victoria erhielt.

Aber das Jahr 1850/51 sollte den Bestand und die

Digitized by Google

Lebensfähigkeit der Kolonie auf schwere Proben stellen. Der Sommer brachte Victoria eine außerordentliche Hitze und Dürre; die Creeks trockneten zu zerrissenen Lehmmassen ein; das Wasser verschwand beinahe; die Weiden verwelkten; Schafe und Rindvieh gingen in Masse zu Grunde, und sogar die Blätter an den Bäumen barsten in der Sonnenhitze. Am 6. Februar 1851 raste ein fürchterlicher Sturm über das Land, und das Unglück wollte, daß sich Feuer dem entfesselten Elemente gesellte und nun eine Verwüstung anrichtete, die aller Beschreibung spottete. Zahlreiche Menschen fanden ihren Tod; der Verlust an Gut und Habe war nur annähernd schätzbar. Dieser Unglückstag lebt in den Annalen Victorias als „Black Thursday“ fort. Dies war die erste, große Krisis. Kaum war dieselbe einigermaßen überwunden, so trat ein zweites Ereignis ein, das Victoria in den Mund der ganzen Welt brachte und es mit einem Schlage berühmt machte: die Entdeckung von Gold.

Obgleich schon vor genannter Zeit Gold im Lande gefunden worden war, so wurde diese Thatsache doch von seiten der Regierung, die sich das Monopol der Ausbeutung sichern wollte, möglichst geheim gehalten. Aber die Funde mehrten sich in solch rascher, unheimlicher Weise; das Gold wurde geradezu in Klumpen gefunden und die Menschen vom tollen Goldfieber ergriffen. Eine derartige Aufregung kam über die Bevölkerung, daß alle Vorsichtsmaßregeln der Regierung nichts mehr nützten, und dieselbe am 1. September 1851 die offizielle Erlaubnis zum Goldgraben geben mußte. Machtlos ist auch die beste Regierung gegen den geschlossenen Willen eines Volkes. Und welches waren die Folgen? Alles, was laufen konnte, lief den Goldfeldern zu. Melbourne verödete, und ebenso ging es mit den Ansiedelungen und Farmen im Innern. Der Landmann verließ den Pflug, der Handwerker seine Werkstatt, der Kaufmann sein Geschäft, Angestellte ihre Stellung, Seeleute ihre Schiffe; es war, als hätte ein Rausch die Menschen ergriffen, den zu bannen unmöglich war.

Mit Blitzesschnelle war die Kunde von den ungeheuren

Digitized by Google

Goldfunden in Victoria in die Welt hinausgedrungen. Zunächst strömten aus den Nachbarkolonieen die Menschen in Scharen herbei; das Fortbestehen Adelaides wurde sogar in ernste Frage gestellt. Dann aber zog aus aller Herren Ländern eine wahre Völkerwanderung, die binnen wenigen Jahren auf Hunderttausende von Köpfen berechnet wurde, nach dem Lande Ophirs. Und nicht genug der weißen Einwanderung goldburstiger Seelen, die sich aus allen möglichen und unmöglichen Elementen der alten und neuen Welt zusammensetzte, auch China lieferte sein Kontingent mit nicht weniger als 25000 seiner gelben Söhne! Bei einer solch gemischten Gesellschaft war es begreiflich, daß das verbrecherische Element sich immer breiter und fühlbarer machte. Leben und Eigentum wurden immer unsicherer. Diese Zustände besserten sich erst nach und nach, teils durch eigene Organisation der Goldgräber, teils durch energisches Eingreifen der Behörden.

Das Maximum der Goldausbeute war erst nach zwei Jahren erreicht; trotzdem aber blieb während zehn Jahren, bis 1860, der Goldgewinn ein ganz ungeheurer.

Auch für New South Wales waren die Goldfunde in Victoria, denen bald bescheidenere im eigenen Lande folgten, von großer Bedeutung. Hatte doch die Kolonie eben eine schwere Krisis durchgemacht; unsinnige Landspekulationen hatten das Kapital festgelegt; in Handel und Industrie waren schwere Stockungen eingetreten; überall fehlte es an Geld. Zwar hatte ein Ansiedler in Yaß, Henry O'Brien, durch die Ausfuhr von Talg und Häuten nach Europa einen neuen Handelszweig geschaffen und der Kolonie eine neue Quelle des Reichtums eröffnet; aber auch der Mangel an Arbeitskräften machte sich immer empfindlicher fühlbar, und trotz großen Zuzugs an freien Ansiedlern konnte demselben nicht abgeholfen werden. Erst nach der Entdeckung des Goldes begannen hierin bessere Zustände. Nun wurde auch mit dem Bau der Eisenbahnen begonnen; die Gefangenen-Transporte nach Sydney hörten auf; eine große Anzahl von Schulen wurden errichtet und die

Digitized by Google

Münzstätte von Sydney gebaut. Eine neue, freiheitliche Konstitution wurde eingeführt. Damit traten die Gouverneure in den Hintergrund, und die verantwortlichen Minister nahmen ihre Stelle in der Geschichte des Landes ein.

Es folgte eine Zeit hoher Entwicklung auf allen Gebieten. Mehr und mehr wurden auch die bisher als abgelegen betrachteten und weniger geschätzten Strecken des Hinterlandes nutzbar gemacht. Artesische Brunnen wurden gegraben, die Flüsse eingedämmt. Die Herden vervielfachten sich; der Export an Wolle erhob sich zu ungeahnter Höhe. Aber auch die Landwirtschaft nahm einen neuen Aufschwung. Milchprodukte, Zucker, Mais und Weizen wurden versandt, was die Konstruktion eines umfangreichen Eisenbahnnetzes mit sich brachte.

Auch in der seit 1859 von New South Wales unabhängigen Kolonie Queensland wurde Gold gefunden und zog viele Einwanderer herbei. In seiner Goldausbeute hat es jetzt sogar das alte Goldland Victoria überflügelt. Ungeahnten Reichtum aber birgt der Boden von West-Australien und seine erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgefundenen Goldfelder haben mit einem Schlage diese Kolonie aus ihrem früheren Dunkel herausgerissen und zu großer Blüte gebracht. West-Australien besitzt zur Zeit die ergiebigsten Goldfelder des ganzen Kontinentes.

Seit dem 1. Januar 1901 sind die australischen Kolonieen zu einem Staatenbunde, „Commonwealth of Australia“, mit gemeinsamer Bundesverfassung, „Australian Commonwealth Constitution“, vereinigt, und die Prognose, die dem Lande von berufener Seite für die Zukunft gestellt wird, ist die denkbar günstigste. Möchte in Erfüllung gehen, was der liebenswürdige und hoffnungsfreudige Australier für sein Land, an dem er mit allen Fasern seines Herzens hängt, erhofft!

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel.

Im Bismarck-Archipel.

Wo in behaglicher Ruhe den Menschen das Leben dahinfließt:
Dort ist kein Schnee, kein schneidender Sturm, kein strömender Regen
Sondern der Ocean sendet empor zur Erquickung der Menschen
Immer den lustigen Hauch des frisch hinwehenden Zephyrs.
(Homer, Odyssee.)

Eine leicht bewegte See, die Folge vorausgegangener heftiger Winde, trägt unser Schiff nordwärts, wieder der wunderreichen Welt der Tropen entgegen. Einsam wird es um uns, seit wir Brisbane verlassen haben. Kein Schiff, weder Dampfer noch Segler, kreuzt mehr unsern Weg. Der Hauch des Geheimnisvollen liegt über der weiten, zum Teil noch unerforschten Südsee mit ihren Korallenriffen und ihren palmbedeckten Wundereilanden. Unsere „München" soll durchschnittlich nur zehn Knoten in der Stunde machen; denn äußerst vorsichtiges Fahren ist hier der vielen Untiefen und Riffe wegen geboten.

Der Himmel ist von durchsichtiger Bläue und vollständiger Klarheit, und azurblau, wie der östliche Teil des Mittelmeeres, die leise wogende See. Und wie sich nun der glänzende Sonnenball zum Horizonte neigt, da zeigt sich unseren Augen ein schon im Roten Meere geschautes, seltsam schönes Naturschauspiel. Nur noch wenige Linien ist die feurige Kugel vom Wasserspiegel entfernt, als plötzlich unter demselben durch Spiegelung ein zweiter glühender Ball erscheint. Beide senden ihre Strahlen aus, der erste nach unten, der zweite nach oben. Der kurze Zwischenraum zwischen den beiden wird durch die langsam immer tiefer sinkende Sonne aufgehoben; plötzlich streben die beiden Kugeln zusammen; ihre Form verliert die gleichmäßige

Digitized by Google

Rundung und gestielt, wie ein gewaltiger Hutpilz, steht die Sonne scheinbar für einige Momente auf dem Wasser, um dann langsam in demselben unterzutauchen.

Je mehr wir uns dem Tropengürtel nähern, desto intensiver wird die Strahlung der Sonne, desto satter deren wunderbare Farbentöne, desto wärmer täglich Luft und Wasser. Die feuchtwarme Luft, deren Salzgehalt sowohl durch unser Geschmacksorgan wie auch durch die prickelnde Einwirkung auf unsere Hautnerven deutlich merkbar ist, wirkt ermüdend, ein schläfernd. Und diese Wirkung wird noch unterstützt durch die schaukelnde Bewegung des Schiffes, das rhythmisch auf den durch eine leichte Brise bewegten, tief dunkelblauen Wogen auf und ab geht. Zur Gesundung aufgeregter Nerven könnte ich mir wirklich nichts Besseres denken als solch ein Reisen an Bord eines gut geführten und gut eingerichteten Schiffes, bei guter Witterung und in der warmen Zone, die so bequem und träge macht, vorausgesetzt natürlich, daß nichts schlafhindernd wirkt. Mag es dann in der Welt draußen gehen, wie es will, nichts stört das Dolce far niente, zu dem man durch das Schiffsleben verurteilt ist.

Die Temperatur des Meerwassers wird an Bord eines Schiffes alle vier Stunden gemessen und der Befund jeweils ins Schiffsjournal eingetragen. Zu diesem Zwecke wird ein Eimer ins Meer hinabgelassen, mit Wasser gefüllt, und dann dessen Temperatur mittelst des Thermometers bestimmt. Direkte Bestimmungen sind zu umständlich; denn selbst Instrumente, die bedeutend beschwert ins Meer hinabgelassen werden, werden durch die Wucht der Vorwärtsbewegung des fahrenden Dampfers wie Gummibälle auf und über dem Wasser herumgeschlendert. Diese Beobachtung konnte ich selbst mit einem meiner Instrumente machen, das, entsprechend beschwert, ins Wasser hinabgelassen, gar nicht in demselben untertauchte, sondern lediglich darauf herumtanzte. Ja, die Wucht der Bewegung ist derart, daß selbst angebundene Eisenstücke auf dem Wasser wie Holz herumgeworfen werden, ohne nennenswert einzutauchen.

Digitized by Google

Am 3. August betrug die Temperatur des Wassers bereits 28°; das tägliche Bad verlor mehr und mehr von seiner erfrischenden Wirkung. Mehr noch kümmert man sich an Bord eines Schiffes um die Lufttemperaturen, und gar manchesmal während des langen Tages wird das Thermometer konsultiert. Heute z. B. betrug vormittags nach 10 Uhr die Temperatur der Luft im Schatten 28° C., in der Sonne 30°, mithin war die Einwirkung der Gesamtwärme auf den Körper ca. 29°.

Wir haben unter den wenigen Passagieren einen Photographen-Amateur an Bord, der uns alle schon wiederholt und in verschiedener Gruppierung aufgenommen hat, was jeweils viel Spaß und Heiterkeit erregte und zu allerlei Scherz führte. Das Leben auf einem Schiffe wird eben doch bei längerer Fahrt monoton, und man ist für jede Abwechslung, auch für die kleinste, froh und dankbar.

Noch bleibt zu erwähnen, daß eine Stewardeß an Bord der „München" nicht vorhanden ist; sie brannte in Sydney kurz vor Abgang des Dampfers durch „und ward nicht mehr gesehn". Es sollen ihr angeblich zu wenig weibliche Passagiere an Bord gewesen sein.

Wunderschön waren heute die nach Sonnenuntergang auftretenden Lichtbilder. Zarte Töne von Blaßgelb gingen nach und nach in tiefes Orange und schließlich in leuchtendes Rot über, das immer intensiver, dunkler, brennender wurde. Dieses Rot wurde auf der entgegengesetzten Seite des Himmels, im Osten, reflektiert, der dadurch wie mit flammendem Eosin übergossen erschien, das sich im Meere spiegelte und demselben eine eigenartige rosa Farbe verlieh. Inzwischen aber schoben sich in das westliche Lichtbild alle möglichen Farben des Spektrums ein, vom zarten und doch satten Grün bis blau, indigo und violett. Dem entsprachen auch die Wiederspiegelungen im Meere. Das Wasser ging strichweise von Stahlblau in tiefes Violett mit dazwischen liegendem Orange und Rot über. Der Pinsel eines Künstlers wäre wohl kaum imstande gewesen, die wundervollen Farbentöne, wie sie die Sonne der Tropen

Digitized by Google

so leicht hervorzaubert, richtig wiederzugeben. Und könnte er es dennoch, so würde man in unserer Heimat, die die volle Glut der Sonne nicht kennt, ein derartiges Farbenbild eines Sonnenunterganges in den Tropen zweifellos für übertrieben, für unnatürlich halten.

Heute Morgen wurde uns die Mitteilung gemacht, daß wir gestern zwölf Meilen westwärts von unserem Kurse abgetrieben worden seien. Wir sind hier bereits im Bereiche der äquatorialen Strömungen. Der Strom teilt sich nahe dem Äquator in einen nördlichen und einen südlichen Arm; beide streben den Polen zu. Der südliche Äquatorialstrom, in dessen Bereich wir jetzt schwimmen, wird durch die Anziehung des Landes wieder von seiner Richtung abgelenkt und mehrfach geteilt. Jeder oberen Strömung entspricht eine untere in entgegengesetzter Richtung. Die Schnelligkeit des Stromes ist auf den verschiedenen Seekarten verschieden angegeben. Der eine Seefahrer hat eine größere, der andere eine geringere Geschwindigkeit des Stromes zu notieren gehabt, und jeder hat recht; denn die Geschwindigkeit des Stromes ist wechselnd.

Interessant ist die Art und Weise, wie die Schnelligkeit des Stromes bestimmt wird. Fährt man nahe der Küste, so kennt man genau die Entfernung von einem Leuchtfeuer zum andern; ebenso weiß man, auf wieviele Knoten in der Stunde das Schiff eingestellt ist, sagen wir z. B. zehn; hat es dann aber nach der Berechnung zwölf Seemeilen gemacht, so sind zwei der Schnelligkeit des Stromes zuzuschreiben.

Ist man zu weit von der Küste entfernt, um irgend welche Anhaltspunkte zu haben, so legt man das Schiff vor Anker (meistens Segelschiffe), macht an irgend einer Stelle der Railings einen Kreidestrich, läßt dann eine gewisse Anzahl von Metern — nehmen wir an fünfzig — davon entfernt einen Gegenstand an einer Leine ins Wasser. Mit der Uhr in der Hand wird sein Treiben bis zu dem Kreidestrich beobachtet und dann aus der Anzahl der Minuten mit der

Digitized by Google

Anzahl der Meter die „Fahrt" des Stromes berechnet, d. h. die Zahl der Seemeilen, die derselbe in der Stunde durchläuft.

Wir nahmen großes Interesse an allen Vorkommnissen im Schiffsleben, und unsere diesbezüglichen Fragen fanden stets freundliche Beantwortung durch Herrn von Senden, den ersten Offizier der „München".

Die Südsee ist überreich an Korallenriffen. Die meisten derselben sind dem Seefahrer noch unbekannt; häufiges Loten ist daher eine unerläßliche Vorsichtsmaßregel. Bekannt geworden sind eigentlich nur diejenigen Riffe, auf welchen Schiffe gescheitert sind. Die Schiffahrt überhaupt, besonders aber diejenige in der Südsee, bringt mancherlei Gefahren mit sich und es bedarf der ganzen Aufmerksamkeit von seiten der leitenden Persönlichkeiten, um diesen Gefahren auszuweichen.

Gegen vier Uhr nachmittags passieren wir Laughlan Island, mehrere niedere Koralleninseln. In den Seebüchern steht von ihnen aufgezeichnet, daß dort einst die ganze Besatzung eines gestrandeten Schiffes von den Anthropophagen verspeist wurde. Nur den Obermaschinisten ließ man am Leben.

Sonnabend, den 4. August 1900.

Heute Abend sollen wir unser nächstes Ziel, Herbertshöhe auf Neu-Pommern, erreichen. Bis jetzt aber haben wir starken Gegenstrom und kommen deshalb langsamer vorwärts, als wir gehofft. Auf dem Meere treibt allerlei Holzwerk; auch ein zerbrochener Mast und ein Schiffsbalken. Doch ist dies kein Zeichen, daß hier in den letzten Tagen ein Schiff untergegangen; oft treiben solche Trümmer jahrelang auf den Meeresströmungen umher. Gegen Mittag heben sich vom Horizonte bedeutende Gebirgszüge ab. Sie gehören zu Gazelle, der nach Norden vorgeschobenen Halbinsel Neu-Pommerns im Bismarck-Archipel. Diesen Gebirgszügen wird unser Schiff bis Herbertshöhe folgen. Bei Gazelle kann man sehr nahe dem Lande fahren, da dort die Küste steil abfällt und das Meer in der Nähe derselben überall bedeutende Tiefen aufweist. Himmel und Meer sind

Digitized by Google

heute bleifarben, die Luft dunstig, schwer und schwül. Das Thermometer zeigt 31° im Schatten. Die Fahrt an Neu-Pommern entlang ist wirklich schön. Mit dichtem Urwald bedeckte Bergrücken, die sich vom niederen Küstengebirge zu immer stattlicheren Ketten erheben, ziehen in schön geschwungenen Linien an unseren Augen vorüber. Schwere Wolken lagern heute in den noch unergründeten Schluchten dieses Waldgebirges. An den Ufern brandet die leicht bewegte See. Hoch spritzt der weiße Gischt zuweilen an den vorspringenden Felsen auf; an den flachen, sandigen Stellen aber zeigt sich hie und da ein Schwarzer, der neugierig dem stattlichen Kahne nachsieht, der sich hier in diese weltferne Gegend verirrt hat. Ist doch die „München" der erste große Dampfer, der den Bismarck-Archipel besucht. Weiter nordwärts ist der Wald zuweilen durch eine grüne Wiese unterbrochen. Gegen fünf Uhr ist der St. Georgskanal erreicht. Rechts, im Osten, verschwimmen in Dunst und Wolken die Berge von Neu-Mecklenburg; links, im Westen, zeigen sich „Mutter" und „Tochter", zwei stattliche Berggipfel Neu-Pommerns, Vulkane, die jetzt zwar nur noch selten in Thätigkeit sind (der kleine Kegel zuletzt 1878), die aber durch ihre Hitze und ihre großen Schwefellager noch deutlich ihren Ursprung erkennen lassen. Der Bismarck-Archipel ist, wie auch Neu-Guinea, außerordentlich reich an Erdbeben, die meistens lokal sind; eigentümlich ist, daß ihre Häufigkeit regelmäßig von Westen nach Osten zunimmt. So wurden innerhalb von drei Jahren in Friedrich-Wilhelmshafen (Neu-Guinea) fünfzehn, östlich davon, auf dem Sattelberge, einunddreißig, in Simbang einundsechzig, in Herbertshöhe gar achtzig Erdbeben gezählt. Nur ein einzigesmal wurde ein Erdbeben gleichzeitig in Neu-Guinea und im Bismarck-Archipel beobachtet.

Durch den Fernstecher kann man einzelne Plantagen an der Küste unterscheiden: niedere, mit Wellblech bedeckte Häuser und Bäume in regelmäßigen, wie mit dem Lineal gezogenen Abständen. Nun schiebt sich rechts, zwischen Gazelle und Neu-Mecklenburg, eine kleinere, zu Neu-Lauenburg gehörende Insel-

Digitized by Google

gruppe ein, worauf die Häuser von Mioko, sogar die große „Store" sich deutlich abheben. Weiter zurück, etwas im Nebel verschwommen, wird die Missionsstation sichtbar.

Halb sechs Uhr kommt Herbertshöhe in Sicht. Schon läßt sich das Gouverneurshaus unterscheiden, ebenso die katholische Missionsstation mit ihrer zweitürmigen Kirche. Auch ein Schiff liegt bereits auf der Reede. Was für ein Fahrzeug mag es wohl sein? Liegt doch kein Kapitän gerne länger als nötig vor Herbertshöhe, wo die Korallenstöcke in gewaltigen Gruppen wuchern und das Ankern derart erschweren, daß die Gefahr des Getriebenwerdens nicht unerheblich ist. Die Ansiedelungen und Plantagen am Ufer mehren sich. Prachtvolle Palmwaldungen von verschiedenem Grün entzücken das Auge. Im Hintergrunde steigt der Varzin-Berg zu einer Höhe von ca. 600 Meter empor. Wunderbarer Wohlgeruch weht vom Lande her uns entgegen. Jetzt werfen wir Anker, ziemlich weit vom Ufer entfernt, in dessen Nähe das Wasser sehr seicht ist. Der Ankerplatz ist gut gewählt; hier beträgt die Tiefe des Meeres noch 360 Fuß, wenige Linien weiter nur noch 60. Das Schiff, das wir von weitem am Fuße der „Mutter" erblickt hatten, naht langsam und wirft uns gegenüber Anker. Es ist die „Möve", ein kleiner Kreuzer, zum Zwecke der Landvermessung von der heimischen Regierung nach den Südsee-Inseln gesandt. Sie erfüllt ihren Zweck vortrefflich. Die besten Karten, die vom Bismarck-Archipel und Kaiser-Wilhelmsland existieren, sind von Offizieren der „Möve" entworfen. Die früheren Karten sind so ungenau, daß der Seefahrer, wollte er ihnen folgen, zuweilen über Land fahren müßte.

Ein Kahn naht. Die deutsche Flagge flattert in der kühlen Abendbrise. Ein weißer Mann in weißer Kleidung, mit weißem Tropenhelm, sticht seltsam ab von den bronzefarbigen, beinahe nackten Melanesiern, die ihn rudern. Es ist die Post, die deutsche Reichspost in der Südsee, die hier an Bord des deutschen Dampfers kommt, Briefe bringt und solche entgegennimmt. Die herannahenden Boote mehren sich. Nachdem der

Digitized by Google

Arzt alles wohl befunden, steht den Besuchern der Weg auf das Schiff frei, und eine stattliche Anzahl macht von der Einladung, das Abendbrot mit uns zu teilen, Gebrauch, darunter auch einige Offiziere von der „Möve“. So viele Menschen hat die „München“ wohl selten an Bord gehabt. Es war ein Stimmengewirr, ein Lachen, ein Gläserklingen bis tief in die Nacht hinein.

„Mir ward von alledem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.“

Dazu schallte vom Lande her der eintönige Gesang der Wilden.

Sonntag, den 5. August 1900.

Ein gesegnetes Eiland zeigt sich im Lichte des grauenden Morgens unseren Blicken. So weit das Auge reicht, prachtvolle, saftig grüne Kokosbestände und dazwischen die weiß schimmernden Häuser der Ansiedler im Vordergrunde. Rechts aber öffnet sich eine herrliche Bucht, an deren Ende, ganz im Grün versteckt, die Häuser von Matupi sichtbar werden. Es ist die Blanche Bai, an deren Eingang Herbertshöhe liegt. Abgeschlossen wird das einzig schöne Gemälde durch die imposanten vulkanischen Kegel von „Mutter“ und „Tochter“. Die See schimmert himmelblau. Vom Ufer weht die frische Morgenluft, und fein gekräuselte, weiße Wellenkämme treiben auf den durchsichtigen Fluten, deren Farbe zuweilen an die der blauen Grotte bei Neapel erinnert. Was muß das für ein herrliches Land sein! Herbertshöhe ist durch Landvorsprünge gegen den Nordwest-Monsun wie gegen den Südost-Passat geschützt, die beiden Winden einen Teil ihrer Feuchtigkeit abnehmen; die Regenmenge in Herbertshöhe ist deshalb trotz häufiger Gewitter eine verminderte und ihre Verteilung eine gleichmäßigere auf alle Jahreszeiten. Daher der gartenähnliche Anblick von Herbertshöhe, daher das herrliche Wachstum seiner schlanken Palmen, daher das üppige Gedeihen seiner reichen Plantagen! Diese Pflanzungen sind zum Teil Eigentum der Firma Forsayth, zum Teil der Neu-Guinea-Kompagnie.

Digitized by Google

Durch die Freundlichkeit des Herrn L..... von der Neu-Guinea-Kompagnie, der uns im Wagen durch die Pflanzungen der Gesellschaft führte, wurde es uns ermöglicht, in kurzer Zeit einen interessanten Einblick in die Verhältnisse der Insel zu gewinnen. Schon die Melanesier, die uns nach dem Lande ruderten, weckten unser lebhaftes Interesse. Es waren schlanke, kraftvolle Gestalten von verschiedener Färbung, vom hellen Braun zur dunkeln Bronzefarbe, zuweilen beinahe in Schwarz übergehend. In der Gesichtsbildung, wie in der Art, sich zu schmücken, zeigten sie so große Unterschiede, daß man sofort ihre verschiedene Herkunft erkannte. Es giebt auf den Inseln des Bismarck-Archipels und der angrenzenden Gebiete unzählige Stämme, die, obschon nur wenige Stunden von einander entfernt lebend, doch in Sprache und Sitte so verschieden sind, daß keiner den andern versteht. Sie sind gesuchte Plantagen-Arbeiter und werden stets für eine Reihe von Jahren verpflichtet. Leider sind sie sehr im Rückgang begriffen und sterben rasch aus. Schon jetzt giebt es einige völlig unbewohnte Inseln, auf denen noch vor wenigen Jahrzehnten die Letzten ihres Stammes ihr Wesen trieben. Die Verkehrssprache des Europäers mit dem Südsee-Insulaner ist das sogenannte Pidgin- oder Business-English, eine für das Begriffsvermögen der dunkeln Rasse hergestutzte Sprache, in der die Wörter „fellow“ und „belong“ die Hauptrolle spielen.

Beinahe jeder Melanesier trägt am Oberarme ein Armband, durch das er, wenn er nicht gerade raucht, seine Pfeife steckt. Das Ohr ist oft gänzlich verunstaltet und das Ohrläppchen manchmal bis ca. 10 cm lang auseinander gerissen und auf die Schulter herabhängend. Zuweilen hängt auch eine kleine Kette von Muscheln darin. Durch die Nase werden allerlei Dinge gezogen, manchmal sogar zwei Stäbchen kreuzweise durch den Nasensteg gesteckt. Das Sonderbarste aber ist der Haarschmuck. Die Neu-Mecklenburger rasieren sich mittels Glasscherben seltsame Figuren auf den Hinterkopf; die Archipelbewohner inkrustieren ihr Haar häufig mit einer dicken Lage

Digitized by Google

von Kalk, den sie aus gebrannten Seemuscheln gewinnen und am Kopfe antrocknen lassen, so daß derselbe wie mit einer dicken, weißen Haube bedeckt aussieht. Diese Haube fällt nach einigen Tagen ab und es kommt ein rötlichblonder Kraushopf zum Vorschein, der einem Schwamm oder einem Korallengebilde ähnlich sieht. Nach einiger Zeit werden die Haare rot und schließlich wieder schwarz. Der Kalk ist ein guter Schutz gegen das Ungeziefer; außerdem gilt helles Haar bei den Melanesiern für schön.

Auffallend sind die konkaven Narben, die man häufig auf der Brust, den Schultern oder dem Oberarme der Männer erblickt. Zur Zeit der Pubertät wird an diesen Stellen die Haut mittels scharfer Muscheln aufgeritzt und die Wunden so lange offen gehalten, bis sie konkav vernarben. Ähnlich verfahren auch die Australneger.

Durch das Kauen von Betel sind Zähne und Lippen meist ziegelrot. Schaut man einen Melanesier scharf an, so lächelt er gutmütig, wendet aber den Blick scheu zur Seite. Halsketten aus Glasperlen, ja, sogar aus Hemdenknöpfen, bilden einen mit Stolz getragenen Schmuck. Hochwillkommen ist jeder alte Hut, eine Mütze, ein Taschentuch, besonders wenn es farbig ist. Ja, hie und da trifft man sogar einen Wilden in den Beinkleidern eines Europäers, in welchen er sich komisch genug unter seinen nackten, nur mit der Lawalawa, d. h. dem Lendentuche, bekleideten Brüdern ausnimmt. Der Unterschied zwischen Mein und Dein scheint im Gehirne dieser Naturkinder nicht sehr scharf ausgeprägt zu sein; aber was sie dem weißen Manne widerrechtlich nehmen, ist stets ein Ding zum Schmucke ihrer braunen Haut. Dieses fremde Gut aber tragen sie so stolz und offen zur Schau und erklären, befragt, in ihrem Pidgin-English so drollig und treuherzig: „First belong you, now belong me" (Erst hat es dir gehört; jetzt gehört es mir), daß der Europäer wohl nur in seltenen Fällen strafend eingreifen wird. Auch behält der Melanesier seinen Schmuck nicht lange. Nachdem er einige Tage darin umherstolziert ist, über-

Digitized by Google

giebt er ihn ſeinem Bruder; dieſer überläßt ihn ſpäter einem Freunde, und ſo wandert der Gegenſtand oft von einer Hand in die andere durch den ganzen Stamm. Schenkt man einem Melaneſier ein Paar Strümpfe, ſo erlaubt ihm ſeine Gutmütigkeit nicht, beide anzuziehen. Stolz ſchreitet er in dem einen, ſein Bruder oder Freund in dem andern Strumpfe einher.

Sehr häßlich ſind die melaneſiſchen Frauen. Im Grunde genommen ſind ſie die Laſttiere ihrer Männer. Hat ſich der Mann nicht für eine gewiſſe Zeit einer Plantage verpflichtet, ſo arbeitet er in der Regel nicht. Die Pflanzungen der Eingeborenen werden durch die Frauen beſtellt, auf welchen überhaupt alle Bürde liegt. Schwer bepackt, einige ſogar ihre Kinder in einem um die Bruſt geſchlungenen Tuche mit ſich tragend, zogen ſie in Gruppen von den Höhen herab zum Meere. Die Männer hingegen waren mit allerlei Tand geſchmückt. Die einen hatten einen Kopfputz von Hahnenfedern, die anderen trugen in der Hand ein ſeltſames Gebilde aus Holz, einem gewaltigen Vogelſchnabel vergleichbar, das beim Tanze bald auf dem Kopfe, bald im Geſicht getragen wird und ſo einen möglichſt ſonderbaren Anblick bietet.

Unter den Melaneſiern graſſiert eine paraſitäre und ſehr anſteckende Hautkrankheit, chroniſche Dermatitis oder Framboesia tropica. Das Kontaginm iſt im Sekrete und Blute der Papeln enthalten, und die Übertragung geſchieht durch Verletzung der Haut (Epidermis), auch durch Fliegen. Wir begegneten zahlreichen Eingeborenen, Männern, Frauen, Kindern, an denen uns ſofort dieſe Krankheit auffiel. Die Haut ſchuppt ſich ab, und die ſich entwickelnden Knötchen wachſen zu ſchwammigen Gebilden aus, die, bald größer, weißlich ſind, bald eine rötliche, einer Erd- oder Himbeere ähnliche Oberfläche beſitzen; daher der Name. Die Krankheit iſt namentlich für die Weißen gefährlich, unter denen ſie 12—16% Todesfälle gegenüber nur 6% bei den Schwarzen fordert. Die Dauer der Krankheit ſchwankt von einigen Monaten bis mehreren Jahren. Wenn die Geſchwüre dieſer pockenartigen Krankheit heilen, wird die Ab-

Digitized by Google

sonderung oder Sekretion spärlicher; es bilden sich schließlich schmutzig bräunliche Krusten, die abfallen und Narben hinterlassen. Der Erreger der Krankheit, deren Prodromalstadium zwischen ein bis zwei Monaten schwankt, ist noch unbekannt. Die Krankheit wird englisch „Ring-worm" genannt und kompliziert sich auch mit Malaria. Das Aussehen der Kranken wirkt auf den Laien geradezu abstoßend und führt den Fachmann leicht irre (Syphilis).

Nahe dem Ufer stehen eine Reihe freundlicher, weißer Häuser. Auf demjenigen des Herrn von Bennigsen, des General-Gouverneurs über die deutschen Besitzungen in der Südsee, weht die deutsche Flagge. Ein erst gestern eingeweihtes Hotel mit dem stolzen Namen „Fürst Bismarck" prangt noch im bunten Schmucke vieler Wimpel. Eine Feldbahn mit kleinen Rollwagen führt vom Schuppen der Neu-Guinea-Kompagnie bis zu den Lagerräumen der Gesellschaft, die ca. tausend Arbeiter beschäftigt.

Unzählig sind die hochragenden Kokosstämme, die hier als ganze Waldung weithin sich ausdehnen. Blüten, Fruchtansätze, die halbreife, Milch gebende Kokosnuß, wie die reife Kopra sind an den reichlich tragenden Bäumen oft nebeneinander bemerkbar. Eine Kokospalme trägt das ganze Jahr. Sie liefert jeden Monat zwanzig bis fünfundzwanzig ihrer begehrten Früchte. In den eigentlichen Kokospflanzungen jedoch, wie hier in Herbertshöhe, werden die Blütenbüschel etwas ausgebrochen, so daß eine Palme nicht mehr wie ca. achtzig Stück pro Jahr trägt, wodurch die Nüsse bedeutend an Qualität wie an Größe gewinnen.

Die Kokospalme, Cocos nucifera, ist wohl die schönste und wertvollste aller Palmen. Unten, nahe dem Boden, ist der Stamm dick, nach oben zu verjüngt er sich, und je höher der Baum wird, desto schlanker, desto anmutiger gebogen wird auch der Stamm der Palme, dessen mächtige bis 5 m lange Wedel leise im Winde rauschen. Zehn bis achtzig dieser kolossalen, gefiederten Blätter bilden an der Spitze des Baumes

Digitized by Google

eine prächtige Krone. Das Innere des Stammes ist eigentümlich schwammig; trotzdem liefert die Kokospalme ein geschätztes Bau- und Brennholz.

Die Kokospflanzung in Herbertshöhe besteht seit 1890, und erst jetzt hat ihre Rentabilität begonnen. Die Bäume sind zwischen dem zehnten und dem zwanzigsten Jahre am ertragsfähigsten. Kokosnüsse sind der wichtigste Ausfuhrartikel der Südsee-Inseln. Aus der völlig ausgereiften Nuß oder Kopra wird Öl gewonnen und die Reste zu Seife verarbeitet. Der Haupthafen für Kopra ist Singapore.

Für den Wilden ist die Kokospalme, die am besten in der Nähe des Meeres gedeiht, da sie Salzwasser zu ihrem Wachstum bedarf, geradezu unschätzbar; denn mit ihren breiten Blättern deckt er seine Hütte aus Bambusstäben oder flicht sich die Matten, auf denen er ruht; auch brauchbare Körbe für seine geringen Habseligkeiten verfertigt er daraus. Die unreife Frucht giebt ihm die kühlende, durstlöschende Kokosmilch; das Fleisch wird gegessen und die leere Nuß, halbiert, bildet zierliche Wassergefäße und Schöpfer. Die Nüsse sind in eine äußere, aus sehr starken Fasern gebildete Schale eingeschlossen. Aus diesen Fasern drehen die Eingeborenen Stricke und verfertigen allerlei, zuweilen recht kunstvolle Flechtarbeiten. Der Nutzen der Kokosfaser ist übrigens auch in Europa längst anerkannt, wo sie zu Schnüren, Seilen, Schiffstauen, Teppichen, Matten u. s. w. Verwendung findet. Keine andere Pflanzenfaser vermag den wechselnden Einflüssen von Nässe und Trockenheit so gut zu widerstehen, weshalb in Indien z. B. alle Fischernetze aus Kokosfasern verfertigt werden.

Ein guter Fahr- und Reitweg führt durch die Plantage. Derselbe ist zu beiden Seiten mit Pfählen eines Malvenbaumes eingesäumt, die in der tropischen Treibhausluft wieder ausgeschlagen haben und gelbe Blüten treiben. Zwischen den lichten, jüngeren Reihen der oberen Kokospflanzung wächst die Baumwollstaude und der Kapokbaum.

Die Baumwolle, Gossypium indicum oder herbaceum,

Digitized by Google

zur Ordnung der Malvaceen gehörend, ist in den warmen Gegenden von Asien einheimisch und die Stammpflanze der dort angebauten verschiedenen Sorten. Mit Erfolg kultiviert wird sie vom Äquator bis zum 36. Grad nördlicher und südlicher Breite. Die wechselständigen Blätter sind herzförmig und haben drei bis fünf teils spitze, teils abgerundete Lappen. Die gelbe, kurz gestielte Blüte ist auffallend schön und groß und wird von einem mehrblättrigen Außenkelche umschlossen. Der Stamm der Pflanze ist hartholzartig und gegen 2 m hoch. Die Frucht ist eine mehrfächerige Kapsel, die bei der Reife durch die Mitte jedes Faches birst und nun die länglichen, großen, birnkernartigen Samen bloßlegt, welche mit zarten, feinen, weißen, bis 5 cm langen Haaren, der Baumwolle, umgeben sind. Der Anblick solcher Baumwollstauden, an denen wir Blüten neben reifen Früchten erblicken konnten, ist sehr hübsch. Aus den Baumwollsamen wird durch Auspressen ein blaßgelbes, geruchloses, fettes Öl gewonnen, das in der Industrie jetzt vielfach verwendet wird. Früher wußte man mit den Samen, die beim Baumwollenbau in Menge erhalten wurden, nichts anzufangen; heutzutage werden sie gesammelt und in Tonnen nach Europa gesandt, wo sie in den Ölfabriken weiterer Bearbeitung unterliegen.

Einen merkwürdigen Anblick gewährt der Kapokbaum, Eriodendron anfractuosum (Bombax). Es ist ein riesiger, weichholziger Baum aus der Familie der Sterculiaceen mit grüner, glatter Rinde und Zweigen, die so symmetrisch wagrecht angeordnet sind, daß man glauben könnte, sie wären künstlich in den Stamm hineingesteckt. Der Stamm selbst ist bis zur Krone von fast gleichmäßiger Dicke. Die handförmigen Blätter gleichen denjenigen des Ahorns, die weißen Blüten sind den Orangeblüten ähnlich. Die Frucht ist eine mehrfächerige, etwa 15 cm lange Kapsel, die bei der Reife aufspringt und neben dem Samen eine feine, seidenglänzende und sehr geschätzte Wolle enthält. Der Ertrag der Kapokpflanzungen auf Neu-Pommern ist ein guter.

Digitized by Google

Fünfzehn Kilometer vom Ufer entfernt beginnt die erst sechsjährige, aber schon reichlich tragende Kaffeepflanzung. Die niederen, zuweilen fast strauchartigen Kaffee-Bäume, Coffea arabica, sind höchstens von der Größe eines kleinen Kirschbaumes, haben große, gegenständige, länglich-eirunde, etwas zugespitzte Blätter von schöner, hellgrüner Farbe und glänzender Oberfläche. Die Zweige sind etwas herabhängend und geben dem Strauch oder Baum eine hübsche, pyramidenförmige Gestalt. Weiße, stark duftende, jasminähnliche Blüten finden sich neben roten, kirschenartigen Früchten an demselben Zweige. Die Frucht enthält zwei klebrige Kerne. Dieselben werden mehrere Tage in Wasser gelegt, dann getrocknet und von ihrer Schale befreit. Nun erst sind die Kaffeebohnen zum Versand bereit.

Beim Eingang in die Kaffeeplantage lagen eine große Anzahl von Kokosnüssen, der freien Einwirkung des Sonnenlichtes ausgesetzt. Sie waren zu neuen Anpflanzungen bestimmt und hatten bereits die zarten, hellgrünen Kotyledonen getrieben.

Unterhalb der Kaffeepflanzung sahen wir neben dem Hause des Managers die Wohnstätte der schwarzen Arbeiter. Das alte, mit Bambus und Kokosbast gedeckte Gebäude ist außer Gebrauch gesetzt und demselben gegenüber ein hübscher, sehr langer Holzbau aufgeführt worden.

Inzwischen waren Stunden vergangen und trotz der Morgenfrühe und eingesetzten Windes machte sich die Wärme der Tropensonne recht fühlbar. Die Milch einer Kokosnuß, eine klare, fast farblose, eigentümlich, aber nicht unangenehm schmeckende Flüssigkeit, erquickte uns und wirkte durststillend. Es war in der Frucht eine solche Menge des erfrischenden Nasses enthalten — ungefähr $1^1/_2$ Liter —, daß wir dasselbe beim besten Willen nicht allein vertilgen konnten und schließlich den Rest ausgießen mußten.

Auffallend kleine, flinke Vögel mit schwarzblau glänzendem Gefieder und langem Schnabel, den Kolibris ähnlich, huschten in die großen, gelben Baumwollblüten, und prachtvolle, tiefschwarze Falter, von ungefähr 10 cm Flügelspannweite, flatterten

Digitized by Google

über den Weg, als wir rückwärts, wieder dem Meeresufer zu fuhren. Während dieser Fahrt erkundigten wir uns nach der christlichen Mission und ihrem Wirken im Bismarck-Archipel. Wir erfuhren, daß Katholiken und Protestanten in beständigem Hader leben und sich die Seelen ihrer schwarzen Jünger gegenseitig abzujagen suchen. Die Eingeborenen wissen nicht, was sie glauben sollen; denn was der eine als das allein Wahre und unfehlbar Seligmachende erklärt, bezeichnet der andere als unheilvolle Irrlehre. In Herbertshöhe selbst ist die katholische Mission stationiert, die aus ca. vierzig Mitgliedern besteht, viel Gutes aber bis jetzt noch nicht gestiftet hat. Die dunkelfarbigen Christen sind träge, unbrauchbare Gesellen geworden. Der beste Beweis hierfür ist, daß die Mission selbst ihre Arbeiten an Heiden vergeben muß, weil ihr eigener Anhang arbeitsscheu ist und nur den Feiertag zu schätzen weiß. Den aber wissen auch die Heiden zu würdigen, und die härteste Strafe für einen ungehorsamen oder trägen Arbeiter ist einige Stunden „Sonntagsarbeit".

Dasselbe Boot mit seinen originellen Ruderern, das uns ans Land gebracht, führte uns auch wieder auf unser Schiff zurück. Kurz darauf wurde demselben der Besuch des Gouverneurs zu teil, der in einer stattlichen Barke, von uniformierten Einheimischen gerudert, angefahren kam. Komisch nahmen sich die schwarzen Söhne der Wildnis in ihren Uniformen aus. Eine Art deutscher Infanteriemütze saß auf dem krausen Kopfe; der Körper steckte in einer gelben Drillichkleidung — einer durch einen Gürtel gehaltenen Matrosenjuppe und kurzen, bis ans Knie reichenden Hosen —, Schuhe und Strümpfe aber gab es nicht. Sie fühlten sich ordentlich stolz in ihrem Aufzug, und dieses stolze Bewußtsein trat besonders gegenüber ihren nicht bekleideten Brüdern hervor.

Von der „Möve" herüber klangen die Weisen einer Musikkapelle, und es war ein eigentümliches Gefühl, so fern von der Heimat, in der Südsee, deutsche Choräle und Lieder zu vernehmen.

Digitized by Google

Kurz nach zwölf Uhr lichtete die „München" die Anker, um nach dem nur wenige Seemeilen entfernten, am entgegengesetzten Ende der Blanche Bai liegenden Matupi zu fahren. Die Überfahrt dauerte nur eine Stunde und war für uns durch den Anblick des nahen, in tropischer Vegetationspracht und Üppigkeit prangenden Ufers, sowie durch die stärker einsetzende, die heiße Luft angenehm abkühlende Brise, doppelt genußreich. In der Nähe der „Tochter" konnten wir die vulkanische Natur des Landes näher beobachten. Dort ist ein stattlicher, augenblicklich nicht mehr aktiver Krater, der teilweise eingestürzt ist und an dessen Wänden große Schwefelmassen abgelagert sind. Am Fuße desselben existieren sogenannte Solfataren und weiter hinaus, schon im Meere liegend, starke, heiße Schwefelquellen.

Kaum waren wir in Matupi angelangt und hatten die Anker herabgelassen, als in einem Boote eine Anzahl Eingeborener herangerudert kamen. Sie kletterten gewandt wie die Katzen auf unsern Steamer und staunten dessen Einrichtung — so weit sie ihnen eben zugänglich war — an. Im Scherze befragt, was sie eigentlich an Bord wollten, erklärte einer derselben in seinem originellen Englisch, er wolle „big fellow canoe" sehen.

Matupi.

(5. und 6. August 1900.)

Es war zwischen drei und vier Uhr nachmittags, als wir unser Schiff verließen, um das uns gegenüber liegende Eiland von Matupi, von dem unser Dampfer ungefähr 500 m entfernt lag, zu besuchen. Die Insel, dicht bedeckt mit Palmenwald, aus dem stattliche, hochrotblühende Korallenbäume, Kasuarinen, die in ihrer Gestalt an unsere heimischen Kiefern erinnern, zarte, lichtgrüne Bananen und großblättrige, tiefdunkelgrüne Brotfruchtbäume, alte Bekannte aus Ceylon, hervorschauten, gewährte ein prachtvolles Bild tropischer Vegetation. Wirkungsvoll unterstützt wurde dasselbe durch eine Anzahl am Strande gelegener Hütten der Eingeborenen, die in ihrer primitiven

Digitized by Google

Bauart aus Pfählen, Kokosfasern und Palmblättern durch ihr braunes Aussehen sich von dem satten Grün der Umgebung stimmungsvoll abhoben.

Ein von Eingeborenen, nackten, kraftvollen Gestalten, geruderter Kahn brachte uns in wenigen Minuten über die lebhaft bewegte See ans Ufer. Man hatte uns vorher gesagt, daß diese Leute den Wert des Geldes nicht kennen — eine Behauptung, die sich später nicht als völlig richtig erwies — und daß wir für ihre Dienstleistungen nichts zu bezahlen hätten; die Arbeit geschehe lediglich gegen Abgabe von Kleidungsstücken, Tabak und dergleichen. Ein halbes Dutzend ausgedienter Hemdkragen, für jeden Ruderer ein Stück, wurde bei der Ankunft am Ufer dem Steuermann übergeben, der aber die ganze Gabe gierig und mit freundlichem Grinsen für sich behielt und rasch in einer Truhe unter seinem Sitze verschwinden ließ.

„Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Schwarzen sich erstreckt."

Das erste, was uns an der Landungsstelle, außer einer Reihe mit Wellblech bedeckter Schuppen, in die Augen fiel, war eine Tafel, auf der der deutsche Reichsadler prangte, unter welchem die Worte „Kaiserlich deutsche Postagentur" zu lesen waren. Einige Herren, Landsleute, begrüßten uns freundlich und luden uns zum Eintritt ein. Und wirklich, diese Art von Postagentur war sehenswert; denn dieselbe war ein Stapelplatz für alle möglichen Bedarfsartikel und Nahrungsmittel für die hier, das heißt auf den Inseln in weitem Umkreise, zerstreut lebenden Europäer und zugleich auch ein kleines Museum, das Gerätschaften, Schmuck und Waffen der Eingeborenen, durch Austausch gewonnen, enthielt. Da waren z. B. aus Holz angefertigte, bemalte menschliche und tierische Gestalten, Armbänder und andere Schmuckgegenstände, die von großer Kunstfertigkeit, aber noch viel größerem Fleiß in Bezug auf ihre Herstellung zeugten. Waffen, wie Speere, Dolche, die kunstvoll aus Stein (Obsidian) und Thon verfertigt waren, dann Keulen, Pfeile, deren Schaft mit hübschen Kerbschnitzereien ver-

Digitized by Google

Matupi, Faktorei der Herren Hernsheim & Co., Bismarck-Archipel.

Digitized by Google

ziert war, Trinkgefäße, mächtige, bemalte Thonschüsseln, die auf den ersten Blick wie aus Holz verfertigt aussahen und dergleichen Dinge mehr, von denen keines ohne irgend eine, wenn auch noch so primitive Ausschmückung oder Verzierung war. Beim Betrachten dieser Gegenstände trat uns überall das Bestreben ihrer doch auf der niedrigsten Stufe menschlicher Entwicklung stehenden Verfertiger entgegen, etwas dem Auge Wohlgefälliges zu schaffen. Damit aber hatten diese Menschen bereits unbewußt den Weg zur Kunst beschritten. Das Merkwürdigste dabei ist, daß die schönsten Arbeiten von solchen Wilden stammen, die heute noch nicht unterworfen sind: von den Kannibalen der Admiralitätsinseln.

Hier auf Matupi ist der Hauptsitz der Hamburger Firma Hernsheim und Cie., die den gesamten deutschen Südseehandel in ihren Händen hält.

Wir wurden eingeladen, in das von den Herren gemeinschaftlich benutzte Eßzimmer einzutreten. Dieses lag in einem auf Pfählen aufgerichteten, einstöckigen Hause mit Veranda, das der Hauptsache nach aus einem einzigen großen Zimmer bestand, dem Luft und Licht von allen Seiten reichlich zuströmten und von dem aus man, weil etwas höher gelegen, einen wunderschönen Ausblick auf die Bucht und die tiefgrüne Umgebung genoß. Rechts und links von dem Hause, auf einem freien, von drei Seiten mit mächtigen Kokospalmen eingesäumten Platze, standen noch zwei weitere Häuser, die Wohnungen der uns so gastfreundlich bewirtenden Herren. Da saßen wir in dem großen, luftigen Zimmer bei deutschem Bier und deutscher Musik eines Orchestrions, plaudernd von der fernen Heimat, während draußen die Tropensonne ihre sengenden Strahlen herniedersandte und die Palmen ihre mächtigen Wedel im Winde rauschen ließen; ein Bild, ein Eindruck, ein Augenblick des Lebens, den wir in vollen Zügen genossen und der durch seinen eigenartigen Reiz sich nie mehr aus unserer Erinnerung verlieren wird. Dunkelfarbige Knaben bedienten uns, jeden Wink ihrer Herren pünktlich und lautlos ausführend.

Digitized by Google

In liebenswürdiger Weise erbot sich einer der jungen Deutschen, uns als Führer durch die Insel zu dienen, und gern brachen wir auf, um, unter Palmen wandelnd, den Zauber der Tropenwelt weiter auf uns wirken zu lassen.

Überall, im Palmenwald zerstreut, oft mit Bambuszäunen umgeben, lagen die Hütten der Eingeborenen. Glücklich und zufrieden schienen diese einfachen Kinder der Natur in ihrer Anspruchslosigkeit zu sein. Ein uns begegnender Schwarzer trug eine schöne Nautilus-Muschel in der Hand, die uns außerordentlich gefiel. Einer unserer Begleiter fragte mich, ob ich dieselbe haben wollte, und als ich bejahte, nahm er sie dem Eingeborenen einfach aus der Hand und reichte sie mir. Der arme Wilde aber machte ein so betrübtes Gesicht, wie ein Kind, dem man sein Spielzeug weggenommen, und schlich uns bescheiden nach. Er dauerte mich, und ich wollte ihm das so widerrechtlich weggenommene Gut zurückerstatten; unser Begleiter aber stellte ihn zufrieden mit den Worten: „Come store tomorrow, tobacco!“ Ein bißchen Tabak in Aussicht gestellt — und die Wegnahme der Muschel war ausgeglichen. Ein merkwürdiges Verfahren, das mir bis dato unbekannt gewesen, das aber von diesem Augenblicke an noch öfters praktiziert wurde, sehr zu unserem Vorteil; denn

„Der Geruch des Gewinnes ist gut, woher dieser auch stamme“,

sagte schon Juvenal.

Wir wanderten dem Ufer entlang, an dem Muscheln und Korallen in Menge zu finden waren, und bewunderten die ganz unglaubliche Geschicklichkeit und den Scharfsinn der Eingeborenen in der Herstellung von Netzen und Bastkörben zum Fischfang. Auch in einige Hütten traten wir ein. Als Bett lag da eine einfache Bastmatte, als Kopfkissen ein Holzblock, als Herd diente der nackte Boden — das war alles. In einzelnen Hütten war jedoch schon eine gewisse Trennung in verschiedene Abteilungen mittelst Bambusstäben in einfachster Weise durchgeführt; ja, in einer derselben war sogar eine Art Bettstelle aus einer Kiste hergestellt, die uns ihren deutschen Ursprung sofort verriet: sie

Digitized by Google

trug nämlich die Bezeichnung „Offiziersmesse Möve". Die Hütten der Melanesier sind alle offen; denn gestohlen wird nichts und könnte auch nichts werden. Nur bei einer Hütte konnten wir einen gewissen Kulturfortschritt konstatieren, indem der Eingang in dieselbe durch einen Kistendeckel, natürlich auch deutscher Herkunft — Firma Henckell, Mainz —, und ein Vorlegeschloß verschlossen war. Welche geheimen Schätze wohl der schwarze Besitzer hinter diesem eigentümlichen Verschluß verborgen halten mag? Wir lachten herzlich darüber und wandten nun unser Interesse den merkwürdig geformten, schmalen Canoes zu, die, weiß gestrichen und bunt bemalt, sorgfältig mit Palmblättern zugedeckt, auf den Sand gezogen waren. Ganze Haufen von hübsch gefalteten, flachen, tellerförmigen Korallen lagen am Strande. Das sind die Kalkbrennereien der Wilden, aus welchen sie die weiße Farbe zum Bestreichen ihrer originellen Boote gewinnen. Dieselben sind auf der einen Seite mit einem leiterartigen, ebenfalls bemalten Gitterwerk versehen, das beim Rudern auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, oft mit Laubwerk und Federn geschmückt wird und den Auslegebalken mit dem Canoe verbindet.

Zutraulich und vergnügt lächelnd, folgten uns eine Menge dunkelfarbiger Jungen auf unserem Gange durch die Abenddämmerung. Gewandt, wie die Katzen, kletterten sie hinauf auf die schlanken Stämme ihrer Palmen, ohne dieselben mit den Beinen zu umschlingen. Ein kleiner, zwei- bis dreijähriger Junge, der mit seinen Füßchen eher den Baum hinauf lief, wie kletterte, war im Dämmerscheine kaum von einem Äffchen zu unterscheiden. Schon brach des Mondes goldnes Licht durch die hochragenden Kokospalmen; die von den Wilden entfachten Feuer glühten gespenstisch durch den düstern Wald; fliegende Hunde von der Größe unserer Falken schwirrten durch die Zweige, während die dunkeln Gestalten der Eingeborenen oft lautlos an uns vorüberglitten — ein eigentümlich schönes, seltsam wirkendes Nachtbild!

Auf unserer Wanderung waren wir auch an den Missions-

ſtationen von Matupi vorbeigekommen. Die kleine Inſel hat deren zwei, eine katholiſche und eine proteſtantiſche. Nach dem herben Urteil, das wir in Herbertshöhe über die Miſſionsthätigkeit gehört, intereſſierte es uns natürlich doppelt zu erfahren, wie die Miſſionare in Matupi beurteilt würden, und wir ſtellten einige diesbezügliche Fragen.

„Hier, wie überall in der Südſee," ſo erzählte uns einer der uns begleitenden Herren, „befinden ſich die Bekenner der beiden chriſtlichen Richtungen, die Prediger der Nächſtenliebe, in fortwährendem Streit und ſtiften dadurch viel Unheil. Gegenſeitig ſuchen ſie ſich die Seelen ihrer dunkelfarbigen Brüder in Chriſto abzujagen. Was der eine als allein richtig erklärt, bezeichnet der andere als verderbenbringend. Die Miſſionare erſt haben dieſen urwüchſigen Kindern der Natur die Begriffe der Habgier und der Unzufriedenheit beigebracht. Sie haben die Sucht nach Geld, nach Beſitz überhaupt, die früher auf dieſem glücklichen Eilande ganz unbekannt war, in den Schwarzen geweckt. Wahrlich, die Prieſter der chriſtlichen Liebe hätten ſelbſt bei den unverdorbenen Wilden in die Schule gehen können; denn vor ihrem Erſcheinen kam auf Matupi beinahe niemals ein Streitfall vor den Richter, und die jetzigen Streitigkeiten ſind faſt ſämtlich religiöſen Urſprungs. Haß und Zwietracht ſäen die Miſſionare, wohin ſie kommen; denn keine andere Richtung dulden ſie neben ſich."

So weit unſer Gewährsmann. Ähnlich lauten auch eine ganze Reihe anderer Berichte aus der Südſee.

„So ſprach ich, als die Heuchler zu mir kamen:
Wer mit ſich ſelber eins, iſt eins mit Gott —
Wer aber haßt und flucht in Gottes Namen,
Treibt mit dem Heiligen verweg'nen Spott!"

Dieſe Worte Bodenſtedts möchte man den ſo unchriſtlichen Verkündigern der chriſtlichen Liebe zurufen, die, weit draußen im fernen Weltmeere, ſich um die Seelen ihrer ſchwarzen Brüder balgen, wie auch ſolchen, die daheim im lieben Vaterlande mit frommem Hadern den Himmel zu verdienen glauben.

Digitized by Google

Ausnahmen mag es ja dort, wie überall, geben; aber es ist doch eine seltsame Erscheinung, wie namentlich von katholischer Seite immer nach Toleranz gerufen, solche aber niemals selbst geübt wird.

Nach solchen Gesprächen auf unser Schiff zurückgekehrt, genossen wir noch in der Stille die wunderbare südliche Mondnacht. Auf den dunkeln und doch klaren Fluten, weithin zerstreut, tanzten die zitternden Strahlen des goldnen Mondes, tausendfach gebrochen. Es war, als wären die mit Leuchtkraft begabten Wesen der Tiefe emporgestiegen und spielten nun auf den leicht bewegten Wassern. Und doch waren es keine Quallen und keine Infusorien; es war nur das magische Licht des „stillen Gefährten der Nacht", das solch' zauberische Reflexe hervorrief.

Die Abfahrt unseres Schiffes von Matupi wurde auf Montag, den 6. August, nachmittags drei Uhr festgesetzt. Es blieb uns somit Zeit genug, der schönen Insel einen zweiten Besuch abzustatten; galt es doch für uns, den geheimnisvollen Tuckducktanz kennen zu lernen, welcher zu Ehren eines Abschied nehmenden Europäers, der mit der „München" nach Hause reisen wollte, aufgeführt wurde. Diesmal brachten uns Matrosen unseres Schiffes in beflaggtem Boote ans Ufer. Glühend heiß brannte die Sonne hernieder, und wir waren froh, Schutz gegen dieselbe unter den hochstämmigen Palmen zu finden, unter denen wir nun wieder spazieren wandelten, begleitet von groß und klein der neugierigen, nach Tabak so lüsternen Schwarzen, bei denen alles qualmt, Männer, Weiber und Kinder, sobald sie überhaupt etwas zu qualmen haben. Die Leute waren im allgemeinen zutraulich, und einzelne der kleinen Kinder geradezu hübsch. Auffallend bei den Kindern war mir speziell die starke Aufgetriebenheit des Bauches, die jedenfalls auf Rechnung ihrer an Stärkemehl sehr reichen Nahrung zu setzen ist. Inwieweit dabei auch die Malaria durch Milzvergrößerung beteiligt ist, möchte ich ununtersucht lassen, um so mehr, als neuere Forschungen ergeben haben, daß Matupi von dieser Krankheit relativ frei sein soll.

Digitized by Google

Die Eingeborenen der kleinen Insel, ungefähr achthundert an Zahl, wissen längst, daß Matupi sehr gesund, viel gesünder ist als das nahe Herbertshöhe. Sie legen deshalb wohl ihre Pflanzungen auf dem Festlande, das heißt auf der Gazelle-Halbinsel an, wohnen aber auf Matupi. Ihre Plantagen pflegen die Eingeborenen so sorgfältig wie die Weißen und jäten sie fleißig. Natürlich thun Frauen und Kinder dabei die Hauptarbeit. Früh morgens schon rudern sie in den von den Männern gebauten, schmalen Canoes hinüber nach Gazelle und kehren abends schwer beladen heim. Eine solche Eingeborenen-Pflanzung unterscheidet sich wenig, eigentlich nur durch die Art der Früchte, von denjenigen der Europäer. Der Neu-Pommer pflanzt hauptsächlich Yams und Taro (siehe Neu-Guinea), seine wichtigsten Nahrungsmittel. Während die Frauen auf den Feldern arbeiten, geht der Mann auf den Fischfang. Es sind gutmütige Leute, kindlich, zutraulich und freundlich in ihrem Wesen. Das war allerdings nicht immer so. Als sich die weißen Ansiedler auf Matupi niederließen, da waren ihnen die Wilden so wenig freundlich gesinnt, daß sie jede Nacht bewaffnete Wachen ausstellen mußten. Jetzt aber trägt dort kein Weißer mehr eine Waffe bei sich; die Eingeborenen sind „erzogen" worden, wie sich einer der Herren auf Matupi ausdrückte, und anerkennen die Überlegenheit und Herrschaft des weißen Mannes unbedingt; aber nur Gerechtigkeit in der Behandlung konnte die Leute soweit bringen.

Wir besuchten nun zunächst eine chinesische Ansiedelung, die aus fünfzehn bezopften Söhnen des himmlischen Reiches bestand und von dem Unternehmungsgeist und der Prosperität ihres Leiters ein gutes Zeugnis ablegte. Derselbe ist ein geschickter Bootbauer, wovon wir uns selbst überzeugen konnten, Zwischenhändler mit den Schwarzen und Wirt. Dabei besteht die Kolonie aus einer Reihe von Häusern, die äußerlich und innerlich einen sauberen Eindruck machen und unter welchen sich sogar, wenn auch nur in einfacher Weise, ein chinesischer Hausaltar mit angebautem, sorgfältig abgeschlossenem Allerheiligsten befindet. Die

Digitized by Google

Zu Seite 214 f.

Die Alten von Matupi mit ihren Trommeln für den Duck-Duck-Tanz.

Digitized by Google

ewige Lampe und Heiligenbilder nebst frommen Sprüchen in chinesischer Sprache in einer eigens dazu ausgebauten Nische erinnerten uns in ihrer ganzen Ausstattung an den Ritus der katholischen Kirche. Ja, sogar Stäbchen aus rotem Sandelholz, die in eine biegsame Weihrauchmasse eingebettet waren und für den Ahnenkultus dienten, der bei den Chinesen eine so große Rolle spielt, waren vorhanden und vervollständigten das eigenartige religiöse Bild. Aber weder die Häuser, noch der Grund und Boden, auf dem sie stehen, sind des Chinesen Eigentum, der nur bei den Herren Hernsheim und Cie. in Miete ist. Glücklicherweise wird bis jetzt in den deutschen Besitzungen keinem Chinesen Land verkauft; denn wo sich die Söhne des Reiches der Mitte einmal festgesetzt haben, sind sie nicht wieder wegzubringen und schädigen die weißen Kolonisten in jeder Beziehung. Hoffentlich bleibt es bei diesen klugen, weitsichtigen Bestimmungen zum Wohle des Ganzen!

Wir brachen nun nach dem entgegengesetzten Ende der Insel, zur Wohnung des Herrn T.... auf, die ein ganzes Areal für sich einnimmt und aus verschiedenen Häusern, Garten und Oekonomiegebäuden besteht. Das Wohnhaus selbst ist hoch gelegen, sehr luftig, reich und geschmackvoll ausgestattet. Die schattige Veranda mit ihren verschiedenartigen Ruheplätzen bietet einen entzückenden Ausblick auf die Bucht und weiterhin auf das offene Meer, eben ein Heim,

„Wo in behaglicher Ruhe dem Menschen das Leben dahinfließt."

Der Duckducktanz sollte nun auf einer eingezäunten Lichtung des Waldes stattfinden, was uns durch den Ortsvorsteher von Matupi mitgeteilt wurde. Eine sonderbare Figur, dieser Ortsvorstand der kleinen Südsee-Insel! Auf dem kurzen Wollhaar saß die deutsche Postmütze, das bärtige Gesicht des alten, Betel kauenden Melanesiers überschattend, der seine moderne Häuptlingskopfbedeckung mit komischer Würde trug. Die Häuptlinge über die Eingeborenenstämme in den deutschen Besitzungen werden von der Regierung bestimmt, und da auch bei den Wilden, wie in Europa und überall in der Welt, der Besitz

Digitized by Google

Macht verleiht, so werden nur diejenigen zu dieser Stellung gewählt, die durch entsprechenden Reichtum großes Ansehen unter ihren Genossen haben. Unser Häuptling trug seinen Reichtum auch äußerlich durch seine Kleidung zur Schau. Unter seinem einmal weiß gewesenen Hemde — er war gewiß der einzige Schwarze auf Matupi, der ein solches besaß — schauten farbige Tücher hervor, und umgürtet war er mit der weißen Lavalava.

Duckducktänzer den eingezäunten Tanzplatz betretend.

Auf dem für den Tanz bestimmten Platze angelangt, begrüßte uns der Häuptling, indem er jedem von uns kräftig die Hand schüttelte und uns auf deutsch einen Guten Morgen bot, wahrscheinlich die einzigen Worte, die er in deutscher Sprache stammeln konnte; denn für den übrigen Verkehr diente das drollige Pidgin-English. Seine Würde hinderte ihn nicht, mit seinen Genossen zusammen auf dem Boden, auf Palmblatt-

Digitized by Google

Zu Seite 246/247

Duck-Ducktänzer, auf dem Wege zum Tanzplatze.

Digitized by Google

matten sitzend, mit den Fingern die längliche Trommel zu schlagen und dazu einen eintönigen Gesang erschallen zu lassen, nach welchem die mittlerweile eingetroffenen Duckducktänzer ihren eigenartigen Reigen ausführten. Diese Tänzer stehen bei ihren Volksgenossen in hohem Ansehen, gelten als Zauberer und haben ihre eignen Erkennungszeichen (wie die Freimaurer in Europa), die kein Uneingeweihter, besonders kein Weib, wissen darf. Weiber dürfen auch dem Tanze niemals zusehen — weiße Weiber ausgenommen. Überall auf der Welt dieselben Erscheinungen, bei wilden, wie bei den auf ihre Bildung so stolzen weißen Menschen; überall dasselbe Thema, nur in anderen Variationen!

Der Tanz bestand aus allerlei rhythmischen Schritten und Verbeugungen, ähnlich einem Turnerreigen, und bot nur durch die Art der Maske, womit sich diese Leute umhüllt hatten, wirklich Interessantes, das durch die Umgebung, den im Winde rauschenden Palmwald, wirksam unterstützt wurde. (Siehe Bild.) Die Kopfbedeckung reichte bis zum Halse, ließ also das Gesicht nicht hervortreten. Es war eine hohe, spitze Mütze, aus einem äußerst feinen, schwarz gefärbten Geflecht aus Kokosfasern und mit allerlei Figuren bemalt, von denen einzelne unwillkürlich an Schießscheiben erinnerten. Auf der Spitze der Mütze flatterte ein Büschel weißer und schwarzer Hahnenfedern. Der Oberkörper war so vollständig mit einem dichten, rauschenden Gewande aus Palmblättern bedeckt, daß sich die braunen, nackten Beine, die unter demselben sichtbar waren, ausnahmen, als ob sie eine Tonne trügen.

Andächtig sahen die schwarzen Gläubigen dem Tanze zu und lauschten dem eintönigen Gesange und rhythmischen Schlage der Trommel; denn der Duckduck, der da tanzt, ist der Geist eines Verstorbenen, der zuweilen auf der Insel, das heißt in ganz Neu-Pommern (nicht aber auf den übrigen Südsee-Inseln) erscheint und jeden bestraft, der sich einfallen läßt, über einen Duckduckplatz zu gehen, ohne zur Kaste der Duckduckleute zu gehören. Besonders werden die Weiber, die, von der Neu-

Digitized by Google

gierde getrieben, das Thun der Männer belauschen, vom Duckduck verfolgt. Die Strafe besteht in einer bestimmten Abgabe von Kauri, Muschelgeld oder Diwarra. Was sonst noch hinter dem Duckduck steckt, ob überhaupt etwas dahinter steckt, ist schwer zu ergründen; denn die Duckducklente wahren ihr Geheimnis streng. Nur so viel ist bis jetzt bekannt:

Wenn jemand ihrem Geheimbund beitreten will, so wird er schon als junger Knabe bei Gelegenheit eines Duckducktanzes eingeführt; das heißt, er bezahlt seine Diwarra im ungefähren Werte von anderthalb Mark und hat nun das Recht, den Tanzplatz zu betreten und den Tanz mit anzusehen. Das ist nun für lange Jahre alles. Erst viel später kann er sich durch eine große Abgabe, die dem Werte von 100—150 Mark entspricht, Einweihung in die wirklichen Geheimnisse des Bundes erkaufen und gelegentlich selbst einmal als Duckducktänzer, als Geist eines Verstorbenen, auftreten. Aus dem Gläubigen ist ein Eingeweihter, ein Wissender, geworden.

Das Gewand muß nach Beendigung des Tanzes sorgfältig verborgen werden; denn mit dem Geiste muß auch sein Kleid für den Nicht-Eingeweihten verschwinden. Es ist daher sehr schwer, sich ein solches Gewand zu verschaffen, und es kann höchstens durch Bestechung bei dunkler Nacht erworben werden.

Der Geheimbund der Duckducklente, auf der Dummheit und Leichtgläubigkeit des schwarzen Volkes fußend, übt eine bedeutende Macht auf der Insel aus, nicht unähnlich derjenigen mancher religiösen Sekte im alten Europa, die auch die Denkfaulheit und Leichtgläubigkeit der sonst so klugen Weißen für ihren Beutel geschickt auszunützen weiß.

Über die Geschichte der Duckducktänzer und ihre Geheimnisse sind weitere Forschungen im Gange.

Nach Beendigung des Tanzes nahmen wir gerne die Einladung des Herrn T... an, der uns mit einem kühlen Trunke bewirtete und mit Pfeilen der Eingeborenen beschenkte. Immer wieder zwang uns der Anblick der Waffen und Gerätschaften dieser Wilden zur Bewunderung ihrer Geschicklichkeit, ihres

Digitized by Google

Fleißes, ja, ſogar eines gewiſſen Kunſtſinnes. Wie zierlich ſind Speere und Pfeile mit ſchmückenden Kerbſchnitten verſehen! Wie hübſch abgerundet iſt der Kalkbehälter, in dem die in Stücke geſchnittenen Betel-Nüſſe, die Früchte der Betel-Palme (Areca Catechu), mit Kalk und Pfefferblättern zuſammen geſtoßen und ſo zum Kauen vorbereitet werden! Wie geſchickt ſind die Trinkgefäße hergeſtellt! Ja, ſogar Muſikinſtrumente ſind im Bismarck-Archipel nichts Seltenes. Auf Neu-Pommern kommt häufig ein hölzernes, in drei Zacken auslaufendes Inſtrument vor, das mit einem Baſtfaden als Saite beſpannt iſt und mit einem Holzſtäbchen geſtrichen wird, wie mit einem Fidelbogen.

Die Neu-Mecklenburger dagegen nehmen einen ziemlich langen Bambusſtab mit je einer Öffnung oben und unten. Der Muſikant ſtellt ſich in Poſitur, graziös ein Bein über das andere ſchlagend, ſteckt die obere Öffnung ſeines Stabes in den Mund und bläſt hinein, während er mit der weitausgeſtreckten Hand die untere bald verſchließt, bald halb, bald ganz offen läßt und auf dieſe Weiſe die verſchiedenartigſten Töne hervorbringt. Sein Inſtrument trägt der Neu-Mecklenburger bei ſich, wenn er nach Herbertshöhe oder Neu-Guinea in die Plantagen der Weißen auf Arbeit zieht. Zu Hauſe aber beſitzt er ein wertvolles Inſtrument, das nur in der Heimat ſeinen Zauber ausübt. Es iſt ein unfehlbares Mittel gegen — „unglückliche Liebe“. Es beſteht aus drei ungleich langen Stückchen Bambusrohr, die durch Baſt mit einander verbunden ſind. Darauf flötet der abgewieſene Freier ſo zart, daß es wie Äolsharfen klingt. Dieſen Tönen kann die Geliebte nicht lange widerſtehen; ſie kommt herbei, durch den „Zauber“ nun auch ihrerſeits zur Liebe gezwungen.

Auch ein zauberkräftiges Signalinſtrument, aus einem zierlich geſchweiften und mit drei tiefen Einſchnitten verſehenen Stück Holz beſtehend, iſt auf Neu-Mecklenburg zu finden. Hat ein armer Schlucker nichts mehr zu nagen und zu beißen, ſo verbirgt er ſich hinter einem Baume des Waldes, nahe ſeinem Dorfe, und ſtreicht ſein Zauber-Inſtrument mit den Fingern.

Digitized by Google

Dadurch werden seltsame Töne hervorgebracht, die ihre Wirkung auf die Dorfbewohner nicht verfehlen. Jeder kommt und bringt an „Kaikai", das heißt an Nahrungsmitteln, was er entbehren kann. Da werden Bananen, Kokosnüsse, Fleischstücke bis zu einem halben Schwein, herbeigeschleppt. Alles wird vor dem Baume niedergelegt, ohne daß sich jemand darum kümmert, wer das Instrument spielt. Glaubt der Verborgene, genug Nahrungsmittel zu haben, um eine Zeit lang davon leben zu können, so verstummt seine Musik und die Dorfbewohner ziehen ab. — Natürlich ist es weniger die Armut, die auf solche Weise die Hilfe gutherziger Mitmenschen in Anspruch nimmt, sondern meistens die abgefeimte Schlauheit arbeitsscheuer Tagediebe, die, die Leichtgläubigkeit ihrer Volksgenossen benutzend, auf Kosten anderer ein bequemes Leben führen.

Bei unserem heutigen Besuche der Insel hatten wir auch Gelegenheit, wirkliche „Menschenfresser", die erst diesen Morgen von den Admiralitätsinseln als Arbeiter hierher gebracht worden waren, zu sehen und zu beobachten. In ihrem ganzen äußeren Habitus schon unterschieden sie sich scharf von den Neu-Pommern, von den Archipel-Bewohnern überhaupt, trotzdem die räumliche Entfernung beider Inselgruppen kaum drei Längengrade ausmacht. Nicht nur war die Hautfarbe der Kannibalen bedeutend dunkler, sondern auch ihr Haar, das sie nicht mit Kalk umgeformt hatten, war krauser und schwärzer, der Gesichtsausdruck der eigentümlich schen blickenden Menschen entschieden roher; es fehlte ihnen jenes gutmütige Etwas, jenes breite Lächeln, das dem häßlichen Gesicht des Neu-Pommern so wohl ansteht und ihm etwas Drolliges, Kindliches verleiht. Aber die gelbe Lawalawa, die kunstvollen Armspangen und Ohrgehänge, sowie der hoch aufgebaute Haarschmuck einzelner Kannibalen lieferten ein ungemein malerisches Bild dieser durchaus stattlich gebauten, kräftigen Leute.

Gegen Abend erst dampfte unsere „München" nach Herbertshöhe zurück. Die deutsche Flagge wurde zum Abschiedsgruße auf- und abgezogen, und die zahlreich am Ufer stehenden

Digitized by Google

Schwarzen riefen uns ihr Hurrah! zu. Damit endigte unser Ausflug nach Matupi, einer reizenden Perle in deutschem Kolonialbesitz.

Es war schon dunkel geworden, als wir in Herbertshöhe eintrafen, wo der Gouverneur einem Teil der Herren einen Bierabend in seiner Behausung gab. Nach Tische fuhren wir ans Ufer, um dem dortigen Regierungsarzte, dessen Haus von unserer Landungsstelle ungefähr eine Viertelstunde entfernt, etwas in der Höhe lag, einen Besuch abzustatten. Eine Wanderung durch den rauschenden Palmenwald bei goldnem Mondenscheine hatte einen eigentümlichen Reiz für uns. Aber die weiche, warme Luft der südlichen Nacht wirkte ermüdend, und der Weg war trotz des hellen Mondlichts, das die Schatten der Bäume gespenstisch über den Weg warf, etwas beschwerlich, weil allerlei durch vorherige heftige Regengüsse entstandene Bodenvertiefungen vorsichtiges Gehen notwendig machten. Grillen zirpten in der stillen Nacht so laut und durchdringend, daß es klang, als drehe man eine Schnarre, und daß Frösche wie Hunde bellen, kann auf Neu-Pommern ebenfalls beobachtet werden.

Unser nächtlicher Spaziergang war umsonst; denn der Arzt war nicht zu Hause. Trotzdem aber gestaltete sich die Wanderung durch die laue Tropennacht zu einem wahren Genusse für uns, und seltsame Gefühle beschlichen uns, als wir aus dem Gouverneurshause weithin durch den Wald die Klänge deutscher Musik vernahmen.

Wir statteten noch dem neu eingeweihten Hotel — natürlich dem einzigen in der deutschen Südsee —, das noch in buntem Flaggenschmucke prangte und den Namen „Fürst Bismarck" führt, einen kurzen Besuch ab; dann wollten wir, müde, wie wir waren, uns auf unser Schiff und zur Ruhe begeben. Doch lag am Ufer nur ein einziges, etwas gebrechliches Boot ohne Steuer; da aber nichts anderes zu haben war, vertrauten wir uns den beiden schwarzen Ruderern an; sehr mit Unrecht,

Digitized by Google

wie wir bald genug bemerkten; denn beide konnten kein Ruder führen, und das Boot trieb immer wieder nach dem Lande zurück. Mit Mühe und Not und eigenem Zugreifen gelangten wir endlich bis zur „Möve", von wo uns die Dampfpinasse derselben glücklich auf unsern Steamer zurückbrachte.

Aber auch jetzt war für uns an keine Ruhe zu denken; denn kaum hatten wir unser Lager in der stillen Kabine aufgesucht und die müden Augen geschlossen, als Stimmengewirr, fröhliches Lachen und Gläserklingen uns aufschreckte und den Schlaf für manche Stunde verscheuchte. Die Champagnerpfropfen knallten, und der alte Pindar, der einst erklärte:

„Das Beste ist das Wasser",

hätte bei den trinkbaren Deutschen in der Südsee wohl wenig Anklang gefunden. Im Gegenteil! Sie schienen dem Grundsatze zu huldigen:

„Zu viel kann man wohl trinken,
Doch trinkt man nie genug."

Stundenlang wurde Abschied genommen, dazwischen ein Hoch nach dem andern ausgebracht und zahlreiche Reden geschwungen. Am andern Morgen erfuhren wir, daß das alles Herrn Geheimrat Professor Dr. Koch aus Berlin gegolten hatte, dessen Malaria-Forschungen auf den Südsee-Inseln beendet waren und der nun nebst seinem Assistenten, Herrn Stabsarzt Ollwig, mit uns nach China fahren wollte, um von dort aus seine Heimreise nach Deutschland anzutreten.

Für die Schiffsoffiziere war es keine Kleinigkeit, die ganze Nacht auf ihrem Posten sein zu müssen, und sie waren jedenfalls, gleich uns, froh, als die Feier ihr Ende erreicht hatte; denn

„Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Das ertrage, wem's gefällt!"

Um halb vier Uhr endlich waren die letzten Gäste in die ihrer harrenden Boote befördert, während die Musikkapelle der „Möve" schauderhaft schön

„Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus"

Digitized by Google

blies. Da lichteten wir die Anker, oder vielmehr: versuchten sie zu lichten. Einer derselben hatte sich nämlich derart in die den Ankergrund bildenden Korallenmassen eingehakt, daß er nur durch die Gewalt des mit vollem Dampfe arbeitenden und fahrenden Schiffes heraufgerissen werden konnte — aber trotz seiner gewaltigen Größe als zerbrochenes Instrument.

Der grauende Morgen traf uns außerhalb der Blanche Bai, auf offener See, auf dem Wege nach Neu-Guinea.

Das Pidgin-English.

Es ist schon oft gesagt worden, daß der Charakter eines Volkes, ganz besonders eines Naturvolkes, sich aus dessen religiösen Vorstellungen erkennen lasse. Gewiß ein berechtigter Ausspruch! Aber auch in der Sprache eines Volkes, in der Art und Weise, wie es seinen Vorstellungen und Gefühlen Ausdruck verleiht, liegt manches charakteristische Merkmal. Wie der Vorstellungskreis eines Kindes sich auf sinnliche Wahrnehmungen beschränkt und Abstraktionen nicht kennt, so wissen auch die auf niederer Entwicklungsstufe stehenden Stämme der Wilden nur das zu benennen, was für sie sinnlich wahrnehmbar ist. Daher hat ihre Ausdrucksweise jenen kindlichen Charakter, der auf uns Kulturmenschen so eigentümlich anziehend wirkt. In der Südsee allerdings, da werden so viele verschiedene Sprachen gesprochen, als es Inselgruppen giebt; ja, es sprechen sogar oft die Bewohner derselben Insel verschiedene Sprachen, und selbst die am nächsten verwandten Stämme vermögen sich gegenseitig nicht oder doch nur unvollkommen zu verstehen; denn ein reger Verkehr findet nur zwischen den Genossen eines und desselben Stammes, einer und derselben Inselgruppe statt. So verstehen die Papuas auf Neu-Guinea die nahe verwandten Melanesier des Bismarck-Archipels nicht, und weder die einen noch die anderen vermögen sich mit den Bewohnern der Admiralitätsinseln zu verständigen, die

Digitized by Google

doch das bindende Glied zwiſchen Kaiſer-Wilhelmsland und dem Archipel bilden.

Wie jenſeits der Meere Engliſch die Verkehrsſprache der gebildeten Völker unter einander iſt, ſo verſuchte der weiße Mann, als er ſich auf den palmbeſchatteten Eilanden der Südſee feſtſetzte, auch den vielſprachigen ſchwarzen Eingeborenen die engliſche als eine gemeinſame Sprache zu bringen, in der ſie ſich mit dem Weißen wie unter einander verſtändigen könnten. Aber für abſtrakte Sprachbegriffe war der kindliche Sohn der Wildnis noch nicht reif. Er formte die Sprache nach ſeiner Weiſe um, untermiſchte ſie mit eigenen Ausdrücken, und es entſtand das originelle Pidgin-Engliſh. Der Name lautet eigentlich Business oder Geſchäfts-Engliſch. Ein Malaye, der das Wort Business nicht verſtand oder nicht ausſprechen konnte, bildete es in „Pidgin“ um, und der neue Ausdruck blieb beſtehen.

Im Pidgin-Engliſh ſpielen die Wörter „fellow“ und „belong“ die Hauptrolle. Erſteres wird überhaupt jedem Dinge vorgeſetzt; es iſt gleichſam die Bezeichnung eines Wortes als Subſtantiv. So ſpricht der Südſee-Inſulaner von ſeinem Herrn entweder als dem „big fellow master“ (großen Herrn) oder „white fellow master“ (weißen Herrn). Er kam auf unſer Schiff, um „big fellow canoe“, den großen Kahn, zu ſehen und nennt eine hübſche, weiße Dame „good fellow lady too much“. Das Wort „belong“ dagegen zeigt nicht nur den Beſitz an, ſondern erſetzt auch den der Sprache fehlenden Genitiv. House belong kai-kai bedeutet ein „Haus der Nahrung“, ein Wirtshaus, horse belong me = mein Pferd. Grass = Gras iſt dem Wilden alles, was auf der Oberfläche von etwas anderem gedeiht, alſo Gras, Schimmel, Haare, Federn u. ſ. w. Grass belong pigeon ſind nicht nur die Federn der Taube, ſondern überhaupt jedes Vogels; denn auch ein Paradiesvogel, ein Kakadu oder ſonſtiges gefiedertes Getier wird als „pigeon“ bezeichnet. Der Kopf des Menſchen heißt „coconut“, und ſind ihm zufällig die Haare ausgegangen,

Digitized by Google

so fragt ihn wohl der kindliche Melanesier, warum kein Gras auf seiner Kokosnuß wachse, und erzählt seinen Genossen „white fellow master belong coconut no grass stop“. Auf Matupi wird der Kopf manchmal auch „savibox“, die Wissensschachtel, genannt, eine Bezeichnung, die jedenfalls ursprünglich von einem humorvollen Weißen stammt. „Savibox belong him no proper,“ meinte einmal ein Eingeborener, als er einen andern für verrückt erklären wollte. Das Gouvernementshaus, in dem so viel geschrieben wird, daß der arme Melanesier sich kopfschüttelnd fragt, wozu das alles dienen soll, wird sehr bezeichnend „housepaper“, das Papierhaus, genannt. Nimmt der Weiße ein Bad, so ist das „big fellow master wash-wash“, und geht er spazieren, so spricht der Wilde von „limlim go“. Wenig schmeichelhaft für den Europäer ist ein Spiel, das die Eingeborenen erfunden haben. Dabei taumeln sie wie Betrunkene hin und her und nennen das „longlong play“.

Ein während einiger Zeit im Bismarck-Archipel lebender Europäer hatte seinen „schwarzen Jungen“ den Auftrag gegeben, ihn heimzutragen, wenn er bei festlichen Anlässen einmal zu tief ins Glas geguckt habe. Darauf macht er einen Besuch, trinkt lustig, bleibt aber, wie er behauptet, ganz nüchtern. Kaum aber verläßt er das Haus, als ihn seine „schwarzen Jungen“ packen, um ihn heimzutragen. Er sträubt sich; er versichert, ganz nüchtern zu sein und allein gehen zu können. Alles umsonst! „Master longlong too much,“ sagen die „schwarzen Jungen“, und mit Gewalt wird der Gebieter nach Hause getragen.

Überhaupt fehlt dem Schwarzen nicht ein gewisser Sinn für Humor. Köstlich ist auch seine Bezeichnung für das erste Klavier, das nach der deutschen Südsee gebracht wurde. Es war ein Papua, der entsetzt erzählte von „big fellow box, white fellow master fight him plenty too much, he cry“ (von der großen Schachtel, die der weiße Herr so sehr schlage, daß sie schreie). Seit jener Zeit heißt das Klavier im Pidgin-English „box belong cry“, das ist: Schreischachtel oder Schrei-

Digitized by Google

kiste. Die Schwarzen werden zuweilen von ihren weißen Herren photographiert, und diesen Vorgang, der besonders den Papuas gut zu gefallen scheint, denn sie stellen sich dem Weißen gegenüber sofort in Positur, nennen die Südsee-Insulaner „make paper belong“. Auch die Säge lernte der Wilde erst durch den Europäer kennen; der Papua hat eine sinnreiche Bezeichnung für dieselbe erfunden, indem er sie den „Bruder der Axt“, „brother belong tomiau“ (tomiau = Axt) benennt. Auch der Ausdruck „what name“ wird von den Eingeborenen oft gehört und heißt „warum“, „was“, bedeutet auch irgend eine Anrede, eine Frage, überhaupt alles Mögliche, was der Schwarze nicht zu benennen weiß.

Ein Herr erzählte uns, daß er einst den Besuch seiner Schwester erwartet habe, als ihm durch seinen schwarzen Diener gemeldet wurde, eine Dame nahe dem Hause. „Good fellow lady too much?“ fragte der Herr in Pidgin-English, was auf Deutsch ungefähr heißen will, ob die kommende Dame hübsch sei. Schmunzelnd erwiderte der Bursche: „No, one fellow old fellow lady too much!“ Auf Deutsch etwa: „Nein, für den Herrn ist die Dame viel zu alt.“ Und richtig, nicht die erwartete junge Schwester des Gebieters trat herein, sondern eine barmherzige Schwester in Ordenstracht.

Es ist nur eine kleine Sammlung von Ausdrücken in Pidgin-English, die wir hier zum Besten geben. Wir haben sie mit wirklichem Vergnügen angelegt und von diesen originellen Ausdrucksformen so viel zusammengelesen, als es eben bei einem sehr kurzen Aufenthalte, der unsere Aufmerksamkeit auch sonst noch nach mancher Richtung hin in Anspruch genommen, möglich war. Immerhin aber mögen diese angeführten Beispiele zeigen, welch kindlich naive Umformung die englische Weltsprache im Munde der Südsee-Insulaner erfahren hat; ein Ankämpfen gegen diese neue, belustigende und bereits tief eingebürgerte Verkehrssprache dürfte trotz allem entgegengesetzten Wettern rein unmöglich sein.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Auf Neu-Guinea.

Die Natur ist das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Inhalt bietet. (Goethe.)

Nach unserer Abfahrt von Herbertshöhe entwickelte sich an Bord der „München" ein buntes Völkerleben. Schwarze aller Schattierungen, die von Neu-Pommern nach Neu-Guinea und den Karolinen befördert wurden, trieben sich neben Söhnen und Töchtern des himmlischen Reiches auf Deck herum und lieferten mit den exotischen Tieren, die einige der Passagiere mitgebracht hatten, ein richtiges Südseebild.

Gegen Mittag passieren wir einen gewaltigen, noch thätigen Vulkan, der, Stromboli ähnlich, direkt aus dem Meere aufsteigt: Willaumez-Berg. Am Abend kommen wir auf die Höhe der Deslacs-Inseln, die in französischem Besitze sind. Nun wird die See immer bewegter, und die hochaufspritzenden Wogen senden fortwährend einen feinen Sprühregen über Bord. Ein seltsam schönes Bild gewährt des Nachts der Himmel durch seine merkwürdige Bewölkung: kurze Strichwolken, wie mit dem Lineal gezogen, heben sich, übereinander gelagert, scharf von den Schichtwolken am mondbeglänzten Firmamente ab, so hell und schön, wie ich sie noch nirgends gesehen hatte. Welch' wunderbare Bilder bietet die Natur in stetem Wechsel — wenn man sie nur sehen will!

Auch am nächsten Tage, den 8. August, dünt die See noch ziemlich stark; aber der Wind hat wenigstens etwelche Abkühlung von Luft und Wasser gebracht; morgens sieben Uhr

weisen beide eine Temperatur von 28° auf. Der Himmel ist bewölkt, die Atmosphäre dunstig und feucht. Im allgemeinen ist doch der Himmel der gemäßigten Zone, infolge des geringeren Feuchtigkeitsgehaltes, viel schöner als derjenige der Tropenregion, die aber dafür die prachtvollen, hellen Mondnächte hat. Diese muß man selbst gesehen haben, um sich einen Begriff von dem intensiven, golden glänzenden Lichte des nächtlichen Gestirnes machen zu können, in dem sich die dunkeln Gegenstände doppelt scharf abheben.

Gegen elf Uhr vormittags nähern wir uns der Küste von Neu-Guinea, dem Eingang in die große Astrolabe-Bai. Stolz und stattlich heben sich die hohen Zackenrücken des Finisterre-Gebirges, das bis zu einer Höhe von 8000 Fuß emporsteigt und aus fünf, hintereinander aufgetürmten Parallelketten besteht, vom Horizonte ab. Das höchste Gebirge im deutschen Teil von Neu-Guinea, in Kaiser-Wilhelmsland, ist das Bismarck-Gebirge, das über 15000 Fuß hoch und zeit- und stellenweise mit Schnee bedeckt ist. Vom Meere aus ist es der hohen Küstenberge wegen nicht sichtbar.

Neu-Guinea ist mit seinen 785362 qkm nahezu anderthalbmal so groß wie das Deutsche Reich. Der westliche und größte Teil der Insel ist schon seit 1858 eine niederländische Kolonie; die Südküste ist seit 1884 in englischem Besitz; im selben Jahre wurde die Kolonisation der Nordküste durch die Deutsche Neu-Guinea-Kompagnie begonnen und 1889 die Verwaltung vom Reich übernommen. Der deutsche Teil der Insel ist der kleinste; er umfaßt 181650 qkm, ist also etwas mehr wie halb so groß als Preußen.

Kaiser-Wilhelmsland besitzt zwei große Stromgebiete: im Westen den Kaiserin-Augustafluß, der wahrscheinlich in der Nähe des Victor-Emannel-Gebirges entspringt, und im Osten den Ottilien- oder Ramusfluß. Beide Flußläufe sind noch zum größten Teile unerforscht; doch bilden sie die einzige Entwässerung der ganzen gewaltigen centralen Gebirgskette nach Norden zu, daher ihre und ihrer Mündungsstellen große Be-

Digitized by Google

deutung für die Zukunft. Dem Centralgebirge aus Schiefer und Quarz ist das Küstengebirge aus vulkanischem Gestein vorgelagert. Außerdem ziehen sich der ganzen Küste entlang niedere Hügel aus Korallenkalk. Wo dieselben nicht direkt bis an die See reichen, sind alluviale, humusreiche, äußerst fruchtbare Ebenen, für Pflanzungen wie geschaffen. Die Küste an der Astrolabe-Bai ist auf eine weite Strecke hin Terrassenland, das in vier bis fünf mächtigen, 1—3 km breiten Absätzen aus Korallenkalk aufsteigt und dem russischen Forscher Nicolaus von Miclucho-Maclay zu Ehren, der in den siebenziger Jahren hier als erster Europäer das Land betreten, Maclay-Küste genannt wird. In die Astrolabe-Bai münden eine Reihe von Küstenflüssen, die in den trockenen Monaten nur sehr wenig Wasser haben, oft beinahe ausgetrocknet sind, in der Regenzeit jedoch wilden Bergbächen gleichen. Nur ein einziger dieser Flüsse ist schiffbar: der Gogolfluß bei Friedrich-Wilhelmshafen. Überschwemmungen gehören während der Regenzeit zu den häufigen Erscheinungen.

Kurz nach zwölf Uhr wirft unser Schiff in der Astrolabe-Bucht, in Erima-Hafen, Anker; Stephansort selbst können wir der starken Brandung wegen nicht anlaufen.

In schwankem Kahne, bei der sengenden Sonne des Tropennachmittags, werden wir, nebst einem Teile unserer Schiffsgesellschaft, ans Ufer befördert. Erima-Hafen besteht aus wenigen Häusern, von denen nur ein einziges von einem Europäer bewohnt wird. Ein merkwürdiges Beförderungsmittel harrte unserer dort: ein Karren, in dem ein paar roh gezimmerte Bänke angebracht waren, wurde von zwei Zebus auf schmalen Schienen gezogen. Und in diesem sonderbaren Vehikel ging die Fahrt über Stock und Stein hinein in den undurchdringlichen, tropischen Urwald nach dem nahezu zwei Stunden entfernten Stephansort. Ist auch dieser Wald von Stephansort kein Urwald im vollsten Sinne des Wortes, weil hier die Papuas mit Feuer und Steinaxt versucht haben, Lichtungen zur Anlage ihrer Plantagen zu gewinnen, so haben

Digitized by Google

ihnen doch genug altehrwürdige, hartholzige Baumriesen widerstanden. Die Hauptmasse des Waldes besteht allerdings einige Kilometer weit ins Land hinein aus Jungholz, aus Bäumen, deren Verzweigung schon ziemlich dicht über dem Boden beginnt, wodurch das Waldesdickicht nur um so undurchdringlicher wird. Da offenbart sich das rasche, üppige Wachstum der Tropenpflanzen am meisten. Überall drängen sich Blätter und Halme in überreicher Fülle empor zum lebenspendenden Sonnenlichte, und was auf dem Boden keinen Platz mehr findet, das klettert an den Bäumen hinauf, umhüllt die Rinde mit einem luftigen, grünen Gewande, schmarotzt auf allen Ästen und Zweigen und senkt sich in Tausenden von Fäden wieder hernieder, an welchen das eigenartige, wunderhübsche Farnkraut, Asplenium nidus avis, wie ein mächtiger Kronleuchter, aufgehängt ist.

Alles strebt dem Licht entgegen! So undurchdringlich ist dieses Dickicht, daß keines Europäers Fuß darin zu schreiten oder den Ausweg daraus wieder zu finden vermöchte. Nur der Papua kennt die geheimen Pfade, die durch die dichte Wildnis führen; aber auch er kommt meistens mit zerschundener Haut und oft mit schmerzenden Gliedern von solchen Exkursionen zurück. Die von den Bäumen herabhängenden Fäden und Stricke sind Luftwurzeln der Epiphyten, deren es alle möglichen Formen und Arten im Küsten-Urwalde von Kaiser Wilhelmsland giebt, wie Oleander-, Rhododendron-, Ficus- und Arongewächse neben Filicinen, die durch ihre Luftwurzeln die nährende Feuchtigkeit aus dem Boden ziehen. Ficus-Bäume in verschiedenen Arten und Größen, besonders durch die Form des dunkelgrünen, lederartigen Blattes unterschieden, dann Moraceen, zur Gattung der Urtikalen gehörende, gleichfalls Milchsaft führende Bäume und Sträucher, sind hier vertreten. In großer Menge kommen Lianen vor. Wie Epheu ranken sie sich am Stamm der Bäume, ihn umwindend, empor, befestigen sich, dem Hopfen ähnlich, durch Ranken, verknüpfen und verschlingen sich gegenseitig. Während der untere Teil blattlos ist, stecken Blüten und Blätter in den Laubkronen,

Digitized by Google

die sie oft guirlandenartig von Baum zu Baum verbinden. Eine gefürchtete, sehr große Brennesselart, die durch die Kleider brennt, ist in diesem Küsten-Urwald bei Stephansort häufig.

In zahlreichen Exemplaren kommen da auch die malerisch gewundenen Pandaneen vor, unter denen der Schraubenbaum, Pandanus odoratissimus, den wir schon auf Ceylon bewundert hatten, am interessantesten ist. Neu-Guinea ist eines der palmenreichsten Länder der Erde; aber die Palmen sind in den Wäldern weit zerstreut und kommen so weniger zur Geltung. Dem Eingeborenen gelten die Arecapalme, die ihm Holz für Bogen und Speere liefert, und die hier ebenfalls wild vorkommende Sagopalme (Sagus laevis und Saguerus Rumphii) am meisten. Diese letzteren sind Bäume von mäßiger Größe, mit hartem, dem Bambusrohr ähnlichen Stamme. Das Innere desselben ist hohl und mit einer Art von Mark ausgefüllt, welches der Hauptmasse nach aus Stärkemehl oder Sago besteht und der ausreifenden Frucht zur Nahrung dient. Hat die Palme abgeblüht und die Fruchtbildung begonnen, so verschwindet das Mark samt dem Stärkemehl und der Stamm bleibt als hohle Schale zurück. Der Name Sago kommt von dem Papuawort „Sagu" und bedeutet so viel wie Brot. Um den Sago zu gewinnen, schlägt man den Baum um, bevor er Blüten treibt, kratzt das Mark heraus und wäscht es, wobei der Sago sich abscheidet und im Wasser zu Boden sinkt.

An wilden Bananen mit gewaltigen Fruchtständen und den prächtigen, mehrere Meter langen, hellgrünen Blättern ist im Küsten-Urwalde kein Mangel, und auch Bambusen in mannigfaltiger Gestalt treffen wir da an. Da ist z. B. Bambusa arundinacea, eine Grasart, die in ihrer Höhe von 3 bis 20 m und in ihrer Dicke von einigen Millimetern bis zu 30 cm variiert. Ihr Laub ist vom zarten Grün bis gelbgrün in der Farbe wechselnd. In den Dschungeln überwuchern die Bambusen jede andere Vegetation. Auch für den Menschen spielen sie eine bedeutende Rolle, da sie zu allem Möglichen nützliche Verwendung finden; für die Tropen gebührt ihnen

Digitized by Google

neben der Kokospalme die erste Stelle. Da werden Pfeile, Fischereigeräte, Lanzen, Masten, Flöße, Blasrohre, Einzäunungen und dergleichen mehr aus Bambus gefertigt, ja, sogar Häuser damit gebaut. In China z. B. wird das beste Papier aus Bambus fabriziert, wie dort auch die jungen Schößlinge als feines Gemüse gelten. Die Bambusen wachsen am besten, wo starker Wasserzufluß ist; sie überdauern aber auch trockene Jahreszeiten und finden sich daher, wenn auch weniger mächtig entwickelt, selbst an wasserärmeren Orten.

Der australische Eukalyptus, der auf Neu-Pommern ganze Wälder bildet, fehlt in Kaiser Wilhelmsland vollständig.

Durch diesen Urwald nun, oft über gefährliche, schwache, nur aus wenigen Brettern roh gefügte Brücken, über Schluchten, durch Flüsse, deren bedeutendster den Namen Yori führt, zuletzt auch an Pflanzungen vorüber, sauste unser Ochsenkarren, Stephansort zu. Einmal begegnete uns ein dem unseren ähnliches Vehikel. Das Ausweichen wurde dadurch bewerkstelligt, daß wir einige Schritte rückwärts fuhren, dort am Wege liegende Schienen anlegten und so eine Weiche konstruierten. Wenn eine Brücke kam — und es gab deren eine ganze Reihe —, wurden die Ochsen ausgespannt und durchs Wasser geführt; der Wagen aber wurde von Malayen über die schmalen, schwanken Bretter gestoßen. Ging es abwärts, so sauste er wohl auch allein darüber. So verdankten wir unsere Vorwärtsbewegung der Verbindung dreier Kräfte: der Kraft der Ochsen, der Kraft der stoßenden Malayen und der eigenen Schwerkraft unseres Gefährtes.

Die Pflanzungen von Stephansort, die wir auf der letzten Wegstrecke durchfuhren und die der Neu-Guinea-Kompagnie gehören, machten uns nicht den großartigen, wohlgepflegten Eindruck wie diejenigen von Herbertshöhe. Kokospalmen, Kapokbäume und Kaffee, näher dem Dorfe auch Baumwolle, schienen uns etwas zu dicht ineinander gepflanzt, so daß sie sich gegenseitig in ihrer Entwicklung hemmten. Natürlich kann unser Urteil, als dasjenige von Laien, hier nicht maßgebend

Digitized by Google

Clubhaus in Stephansort, auf Neu-Guinea. Bauart der Häuser der Europäer auf Neu-Guinea.

Digitized by Google

sein; immerhin aber war es auffallend, daß sich einer unserer Begleiter, als Sachverständiger, ähnlich äußerte. Auch das Unkraut wuchert üppig in den Plantagen; doch soll dort der Boden so gut sein, daß ein Reinhalten überhaupt nicht möglich ist, indem das eben ausgejätete Schlinggewächs schon nach zwei bis drei Tagen wieder in die Höhe schießt. Auch der Mangel an Arbeitskräften macht sich auf Neu-Guinea oft fühlbar. Der Papua arbeitet nicht für den Weißen, und in der übrigen Südsee war Neu-Guinea lange Zeit so verschrieen, daß sich nur verhältnismäßig wenige Melanesier bereit finden ließen, dort zu arbeiten. „No kai-kai, no sunday, plenty fight, plenty die“ (keine Nahrung, keinen Sonntag, viele Schläge, vieles Sterben) sagte man in Bezug auf die größte der Südsee-Inseln; aber auch hier ist es mit den Jahren bedeutend besser geworden, nicht nur was die Behandlung der schwarzen Arbeiter anbelangt, sondern auch in Bezug auf die Sterblichkeitsziffer; fordert doch jede Kolonisation in den Tropen anfangs ihre Zahl an Opfern, unter den Weißen wie unter den Schwarzen! Man denke nur an Java, Borneo, Hongkong u. s. w., an das, was sie gewesen, und an das, was sie geworden sind!

Kurz vor unserem Besuche von Stephansort hatte, durch die Unvorsichtigkeit eines alten, rauchenden Papua-Weibes verursacht, ein Brand stattgefunden, der ca. fünfhundert Kokospalmen schwer beschädigte. Die kräftigen, stattlichen Bäume boten nun mit ihren teilweise verkohlten Stämmen und abgesengten Blättern ein trauriges Bild der Verwüstung dar.

Reizend gelegen, mit einem großen, saftig grünen Rasenplatz vor dem Hause, ist das auf hohen Pfählen ruhende Hospital, das erste Haus von Stephansort, dessen wir ansichtig wurden. Auf dem Rasen steht ein Granitsockel mit einem Denkmale Kurt von Hagens, der sein Leben dem Dienste der Kolonie geopfert. Er war ein ehemaliger preußischer Artillerie-Offizier, der sich auf Sumatra bedeutende Kenntnisse im Tabaksbau angeeignet und seine Erfahrungen in dieser Richtung in Stephansort sehr zum Gedeihen der Kolonie verwertet hatte.

Digitized by Google

Am 14. August 1897 ist er auf einem Streifzug nach den entsprungenen Mördern des Forschungsreisenden Ehlers meuchlings erschossen worden. Es folgen einige wenige weitere Häuser von Europäern, auch eine evangelische Missionsstation und dann das „House belong kai-kai", wie der Wilde sagt, das Klubhaus der wenigen, hier ansässigen Europäer. Dann betreten wir das Dorf der Eingeborenen, Bogadjim.

Ein schmuckes Bild, dieses erste Dorf der eigentlichen Papuas, das wir zu Gesicht bekommen! Die Häuser ruhen sämtlich auf Pfählen, einige Fuß über dem Boden; die Wände bestehen aus dürren Palmzweigen, und die Dächer sind aus Kokosfasern hergestellt. Vor den Häusern sind die Feuerherde mit eigentümlich geformten Thongefäßen. Kochtöpfe und Schüsseln werden stets mit Pisangblättern (Musa paradisiaca) ausgelegt. Der ärmere Mann, der keine Schüssel besitzt, gießt die Speise direkt auf die Blätter. Nicht nur das Kochen, sondern auch das Essen spielt sich vor dem Hause ab. Zugedeckt werden die thönernen Kochtöpfe mit einer halbierten Kokosnuß; aber inwendig sitzt fingerdicker Schleim an den Wänden; denn die Gefäße werden niemals gereinigt. Trotzdem ist der Papua schon so weit in der Kultur vorgeschritten, daß er nur im Notfalle die Finger zum Essen gebraucht. Er hat schon eine Art Löffel und sogar eine Gabel, das heißt einen Stab, den er nach beendeter Mahlzeit als Zierat in seinen Kopfputz steckt.

Die Papuas von Neu-Guinea sind sehnige, gut gewachsene Gestalten. Die Durchschnittsgröße der Männer mag ungefähr 1,60 m betragen; die Frauen sind etwas kleiner.

Der Name Papua ist den Eingeborenen von Neu-Guinea, die auch Melanesier sind, wahrscheinlich durch malayische Händler beigelegt worden, die die Leute „papuwah", das heißt „kraushaarig", nannten. Sie selbst führen verschiedene Namen. Die Papuas vom Huon-Golf, die die schönsten und kräftigsten des Stammes sein sollen, heißen Namala, die Anwohner der Astrolabe-Bucht nennen sich „Tamo", das heißt „Männer".

Die meisten Papuas sind langköpfig, Dolichocephalen,

Digitized by Google

Papuas in Bogadjim, auf Neu-Guinea.

Zu Seite 264 265.

Digitized by Google

haben einen sehr großen Mund, eine schmale, lange Augenspalte, der die sogenannte Mongolenfalte, das heißt die senkrechte, die Thränendrüse verdeckende Hautfalte am Auge der Mongolen, fehlt, und starkes, krauses Haar. Die Männer von der Astrolabe-Bucht zeichnen sich außerdem durch gebogene, zuweilen einem Vogelschnabel ähnlich vorspringende Nasen aus. Dieselben gelten als Zeichen der Schönheit und werden daher auch bei den Gesichtsmasken, in vergrößertem Maße, nachgebildet.

Die Männer tragen einen schmalen Lendengürtel aus Kokosfasern, die Weiber den ebenfalls aus Kokosbast hergestellten Faserrock. Oft haben sie sich mit mehreren solcher Röcke umgürtet. Daß der Papua sehr eitel ist, sieht man auf den ersten Blick. Alle paar Tage salbt er sich Körper und Kopf mit zerquetschten Kokosnußkernen und Ocker, wodurch seine schwarze Haut wie rot bemalt aussieht. Natürlich muß er sich, um seinen Farbenschmuck zu wahren, bei Regen in seine Hütte flüchten, und auch den Genuß des Bades kann er sich nur selten gestatten. Übrigens badet der Papua nur im Flusse; im Meere tummeln sich höchstens die Kinder. Durch das Einsalben verhindert der Papua die Ausdünstung seiner Haut; jener spezifische Geruch, der sonst den Melanesiern eigen ist, wird deshalb auf Neu-Guinea nicht gefunden.

Auf den Haarschmuck verwendet der Papua die größte Aufmerksamkeit. Die Haare der Männer werden teilweise mit einer als Rasiermesser dienenden Glasscherbe abgeschoren und die stehengebliebenen Haarbüschel alle Tage sorgfältig hoch aufgekämmt und mit Federn und Pflanzenschmuck besteckt, was dem Schwarzen gar nicht übel steht. Ja, der alte Papua, der die Haare verliert, macht sich sogar oft eine Perrücke aus Cuscusfell. (Cuscus oder Kusu, auch Fuchskusu, Phalangista vulpina, ist ein ungefähr 60 cm langes Beuteltier, das den Eingeborenen Fleisch und Pelzwerk liefert.) Bei einigen bemerkten wir auch eine als Schmuck um die Stirn gewundene Binde aus Muscheln oder Hundezähnen, das Gesicht war mit

Digitized by Google

Ocker bemalt, ein Pfeil durch die Naſenſcheidewand geſteckt und Ohrringe aus Schildpatt oder Muſcheln in die oft auf die Schulter herabhängenden Ohrläppchen gebohrt. Auf der Bruſt trugen ſie, hübſch zurecht gelegt, einen Schmuck aus Hunde- oder Eberzähnen, und in ihren Armbändern ſteckte nicht, wie bei den Melaneſiern auf Neu-Pommern, die unentbehrliche Tabakspfeife, ſondern Blumen oder grüne, zierliche Blattgebilde.

Grauenhaft häßlich und ſehr mager waren teilweiſe die Weiber. Auch unter ihnen trugen die wohlhabenderen Ketten aus Hundezähnen; das Tragen des Eberzahnes dagegen iſt den Weibern unterſagt; ein ſolcher darf nur die Bruſt des Mannes zieren. Eine der Frauen bot ſogar ihr jüngſtes Kind zum Kaufe aus; für etwas Tabak wäre es ihr wohl feil geweſen.

Der Papua iſt von Natur träge. Seine eigenen Pflanzungen erfordern wenig Mühe; für den Weißen arbeitet er nicht. So geht er meiſtens in ſeinem Dorfe ſpazieren oder beſchäftigt ſich etwa mit Jagd und Fiſchfang; oft auch lungert er geradezu herum. Bei unſerer Wanderung durch Bogadjim ſahen wir einen einzigen arbeitenden Papua einen Baum behauen; das war vielleicht ein Heiratskandidat, der ein Haus für das ſchwarze Liebchen baute. Die übrigen trugen, mit Pfeil, Bogen und Speer ſtolz auf und ab wandelnd, ihren Schmuck zur Schau. Ein ſonderbarer Pfeil mit mehreren auseinandergehenden Spitzen fiel uns ſofort auf. Man erklärte uns, daß derſelbe zum Fiſchfang diene, da auf Neu-Guinea die Fiſche mit Bogen und Pfeil gejagt werden. Der Kriegspfeil iſt kürzer, hübſch verziert und hat nur eine Spitze. Sehr ſchön iſt der große, bis ſechs Fuß hohe Bogen aus einem Stück Niebungholz (einer Art Areca-Palme), das in der Mitte am breiteſten iſt und nach beiden Enden zu ſpitz ausläuft. Die Sehne beſteht entweder aus einem 2 bis 3 cm breiten Stück Rotang (Calamus, eine Schlingpalmenart) oder aus Bambus. Gar zu gerne hätten wir einen ſolchen Neu-Guinea-Bogen eingehandelt;

Digitized by Google

Zu Seite 266/267.

Papua-Weiber in Bogadjim, auf Neu-Guinea.

Digitized by Google

aber keiner der im Waffenschmuck einherstolzierenden Papuas war zu bewegen, uns den seinigen zu verkaufen. Nur zwei Gegenstände giebt es, für die man augenblicklich in Stephansort alles haben kann, was man sieht: Taschenmesser und Hunde! Die Wörter „knife“ und „dog“ spielen gegenwärtig bei den Schwarzen von Bogadjim eine große Rolle; doch sollen auch ihre Liebhabereien sehr der Mode unterworfen sein. Da wir aber weder mit einem ausgedienten Messer noch mit einem jungen Hunde an Land gekommen waren, mußten wir vorderhand auf unsern Wunsch verzichten. In Friedrich Wilhelmshafen sollte es uns dann gelingen, einen Papua-Bogen zu erwerben. Auch ein origineller Dolch aus Kasuarknochen kommt auf Neu-Guinea vor, ist aber sehr selten. Eine hübsche, aus Kokosfasern kunstvoll geknüpfte Tragtasche, „Gung“ genannt, hängt der Papua häufig über die Schulter. Sie ist manchmal mit blauen und roten Streifen durchwirkt und mit Coixperlen, das heißt mit den halbierten Fruchtkernen von Coix lacryma, einer Gräserart, zierlich bestickt. Im „Gung“ bewahrt der Papua alles das auf, was er außer seinen Waffen, seinem Schmuck, seiner Schlafmatte, seinen irdenen Töpfen und der hölzernen Speiseschüssel besitzt, das heißt einige Amulette, Betel und ein bißchen Tabak. Doch nur ein wohlhabender Mann besitzt dies alles zusammen. Auch die Frauen haben eine oder mehrere solcher Tragtaschen in größerem Formate. Sie nehmen darin die kleinen Kinder mit aufs Feld und tragen die Ernte, manchmal auch Holz, nach Hause. Bei den Frauen hängt die Tasche auf dem Rücken. Von den wenigen Habseligkeiten des Eingeborenen von Neu-Guinea bleibt noch der Kalkbehälter zu erwähnen, in dem die halbierten oder in Stücke geschnittenen Betelnüsse mit Pfefferblättern zum Kauen gestoßen werden. Dieser Kalkbehälter ist meist aus einem hübsch verzierten Kürbis verfertigt; zum Stoßen dient ein Kasuarknochen, der zugleich den Verschluß bildet.

Bogadjim besitzt auch ein „Hotel“ für die Schwarzen, das heißt eine von den Tamos gemeinschaftlich errichtete, offene

Digitized by Google

Hütte, in der jeder mit seinem Canoe von den Inseln herüberkommende Wilde Obdach für die Nacht findet. Es hatte auch ein Schwarzer mit seinem Söhnchen von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht. Ein gewaltiger Baumstamm mit kleiner Höhlung, der beim Berühren mit einem Stocke dumpf und hohl klang, lag vor der Hütte: es war die Ortstrommel. Jede größere Familie besitzt eine solche, und Männer wie Frauen verstehen sie zu handhaben. Die Papuas haben eine vollständig ausgebildete Trommelsprache, mit der sogar Signale in die benachbarten Dörfer gesandt werden können. Am meisten aber dient sie dazu, die im entfernten Felde weilenden Schwarzen ins Dorf zu rufen, wenn das Essen bereit ist. Da wird die Trommel mit einem armesdicken Pfahle erst langsam, dann immer rascher gestoßen, nicht geschlagen. Bei einer Todesnachricht ertönt die Trommel in langsamen, feierlichen, beim Ruf zum Streit in kurzen, hastigen Stößen. Der Eingeborene von Neu-Guinea hat auch eine Handtrommel, ein wahres Kunstwerk aus Hartholz, wenn man die unvollkommenen Stein- und Muschelwerkzeuge in Betracht zieht, mittelst deren sie ausgehöhlt wird. Die eine Öffnung ist mit einem Stück Haut der großen Varanus-Eidechse überspannt, die andere bleibt offen.

Weiter wanderten wir durch Bogadjim. Da lag der Ortsgewaltige, schön geschmückt, in einer offenen Hütte, auf dem Leibe, hatte das Gesicht in beide Hände gestützt und gähnte gelangweilt. Speere, Bogen und Pfeile lehnten neben ihm. Er ließ sich selbst und seine Waffen betrachten, ohne viel Notiz von uns zu nehmen; ein Tamo dünkt sich über alles sehr erhaben.

Auf ihre Plantagen verwenden die Eingeborenen, wie man uns sagte, große Sorgfalt; doch verursachen Taro-, Yams- und Bananenpflanzungen nach europäischen Begriffen geringe Mühe. Taro ist die stärkemehlreiche Knollenfrucht von Colocasia antiquorum, zu den Araceen gehörend, und wird entweder wie Kartoffeln verspeist oder es wird daraus Mehl zum Brotbacken und Kochen gewonnen. Auch die Yamswurzel, Dioscorea, die

Digitized by Google

in verschiedenen Spezies angebaut wird und zu den Liliaceen gehört, hat sehr nahrhafte, stärkemehlreiche, wohlschmeckende Knollen. Die Dioscoreen sind perennierende Stauden oder Halbsträucher mit windenden, meist nach links drehenden Stengeln und fleischigen Wurzelknollen, deren man beim Essen niemals überdrüssig wird und die eine Länge von 60—90 cm und ein Gewicht von 15—20 kg erreichen können; sie sind von außen bald weiß, bald rötlich, purpurn, bräunlich oder sogar schwarz, innen aber immer weiß.

Wie der Malaye nach Reisernten, so rechnet der Papua nach Taro-Ernten; so wichtig ist ihm dieses Nahrungsmittel. Vom Anpflanzen dieser Knollenfrucht bis zur Ernte und der Vorbereitung zu neuen Anpflanzungen vergeht ungefähr ein Jahr. Diesen Zeitraum nennt der Tamo ein „wau" und rechnet nach „waus", soweit er überhaupt zu rechnen imstande ist; denn Wörter für Zahlbegriffe fehlen, wie man uns mitteilte, seiner Sprache. Doch macht er z. B. nach jeder Taro-Ernte einen Kerbschnitt in einen bestimmten Baum und weiß so genau, wie viele „waus" seit dieser oder jener Begebenheit verflossen sind, ohne daß er die Zahl zu nennen imstande ist; er zeigt einfach die Anzahl der Einschnitte. Ebenso kann er auch die Monate durch Baum-Einschnitte nach jedem Vollmond zählen.

Beim Anpflanzen des Feldes verrichtet der Mann die erste, schwere Arbeit; alles weitere ist Sache der Frau. Darum gehen auch nur in der ersten Zeit die Ehegatten zusammen aufs Feld, der Mann mit seinen Waffen, die er niemals zurücklässt, die Frau schwer bepackt. Später zieht die Frau allein in die Pflanzung hinaus, jätet und schleppt in ihrem weiten „Gung" die reifen Früchte heim.

Manchmal hat ein Mann auch mehrere Frauen; dann hat er aber auch die Pflicht, mehrere Häuser zu bauen; denn jede Frau bekommt ihre eigene Hütte, die ihr beim Tode des Mannes zur Nutznießung verbleibt. Eine Papua-Hütte ist allerdings auch in wenigen Tagen errichtet. Die einzelnen

Digitized by Google

Teile werden in Ermangelung von Nägeln durch Stricke aus Baſtfaſern verbunden, die Thüröffnung, die einzige Öffnung überhaupt, zuweilen durch eine Matte oder durch ein Geflecht von Palmblättern verſchloſſen; das Innere bildet nur einen einzigen Raum, ohne jegliche Ausſtattung.

So träge der Papua bei der Arbeit iſt, ſo lebhaft iſt er in ſeiner Sprache, die er durch wirkſames Gebärdenſpiel unterſtützt. Verlangt er z. B. vom weißen Manne „brother belong tomiau“ und dieſer verſteht ihn nicht, ſo macht der Schwarze trefflich die Bewegung des Sägens nach und ſagt: „he come, he go, he come, he go“. Ein raſches Blinzeln mit den Augen heißt „ja“, ein Herabziehen der Mundwinkel „nein“. In der Verlegenheit ſteckt der Papua ſogar, wie unſere Kinder, den Finger in den Mund. Überhaupt iſt er impulſiv und demonſtrativ in Sprache und Handlungen. Schreien und Lachen, Gehenl und ungeſtüme Sprünge drücken ſeine Erregungen, ſeine Leidenſchaften aus.

Wallace, der den Papua mit dem Malayen vergleicht, faßt ſeine Beobachtungen dahin zuſammen:

„Der Malaye iſt blöde, kalt, in ſich geſchloſſen, ruhig; der Papua kühn, ungeſtüm, reizbar und geräuſchvoll. Der erſtere iſt ernſt und lacht ſelten, der letztere iſt vergnügt und liebt das Lachen; der eine verbirgt ſeine Bewegungen, der andere trägt ſie zur Schau.“

Daß der Papua in der Kultur tiefer ſteht, als der Melaneſier des Bismarck-Archipels, iſt beſonders aus dem Handelsverkehr mit dem Europäer erſichtlich, der bei den Melaneſiern ſchon eine gewiſſe Höhe erreicht hat, auf Neu-Guinea aber nur ſehr langſame Fortſchritte macht. Die Traders, das heißt die Zwiſchenhändler mit den Schwarzen, klagen beſonders über die große Bedürfnisloſigkeit der Papuas. Von einem Geldverkehr iſt natürlich auf Neu-Guinea noch keine Rede; ſogar die Diwarra oder das Muſchelgeld geht nur an einzelnen Orten; in Bogadjim z. B. ſoll es noch ganz unbekannt ſein. Sehr wertvolle Gegenſtände bezahlt man mit Schweinen oder Hunden,

Digitized by Google

mittlere mit Äxten, Messern, Hobeleisen, Sägen, kleinere mit Streichhölzern, Glasperlen, Fingerringen, blauer und roter Farbe zum Bemalen des Körpers, Tabak und dergl. mehr. Die Tamos von Bogadjim haben einen gewissen Tauschhandel mit dem Hinterlande. Die Scheidemünze dazu bilden über dem offenen Feuer geräucherte und zwischen Holzstäbchen eingeschnürte Fische.

Wie der Melanesier, so geht auch der Papua schon früh, bei Tagesgrauen, an den Strand und läßt sich von der lieben Sonne bescheinen. Erst wenn es anfängt warm zu werden, etwa um acht Uhr, kehrt er mit Weib und Kindern zu den Hütten zurück, und nun kocht die Frau das Frühstück: Taro- oder Yamsknollen mit Fischen, Muscheln, Schnecken oder auch mit Tags zuvor gesammelten fetten Maden und Raupen. Erst zwischen zehn und elf Uhr geht man aufs Feld oder an die Arbeit überhaupt. Etwa um vier Uhr nachmittags wird der Heimweg angetreten. Die Abendmahlzeit, ungefähr um sechs Uhr, kochen die Männer und verzehren sie ohne Frauen und Kinder, in Gesellschaft ihrer Brüder oder Freunde, vor dem Hause. Ein Spaziergang bei Mondenschein unter Beteiligung des ganzen Dorfes, unter Singen, Lachen und Scherzen, schließt den Tag.

Daß der Papua auch einen gewissen Sinn für die Natur hat, zeigt seine Kenntnis einzelner Sterne und Sternbilder, wie der Venus, des südlichen Kreuzes und des großen Bären, die er natürlich auf seine Weise benennt.

Sogar einen geordneten Rechtsstaat kennt der Papua, über welchen Hagen in seinem Buche „Unter den Papuas auf Neu-Guinea" interessante Aufschlüsse giebt. Ihm sind die folgenden wenigen Daten über die Rechtsverhältnisse unter den Papuas an der Astrolabe-Bucht auszugsweise entnommen.

Es giebt im Lande der Papuas kein Stückchen zum Anbau geeignete Erde, keinen Fruchtbaum im Urwald, kein Jagdrevier, das nicht seinen Herrn hätte. Wenn auch Grund und Boden der Gemeinde gehört, so ist doch das, was darauf

Digitized by Google

wächst, Eigentum des Einzelnen, das kein anderer anzutasten wagt. Die höchste Gewalt liegt bei der Volksversammlung; es wird jedes Vorkommnis durch Massenberatung und Massenabstimmung der männlichen Bevölkerung im weitesten Umfange erledigt. Sogar wenn zwei Brüder sich prügeln, entscheidet nicht das Familienoberhaupt den Streit, sondern die Volksversammlung. Darum ist es leicht begreiflich, daß die Redekunst in hoher Blüte steht und sehr geschätzt ist. Wenn auch in manchen Gegenden ein Ältester eine gewisse Autorität über sein Dorf ausübt, so werden ihm doch weder Abgaben entrichtet, noch zeichnet er sich äußerlich vor seinen Genossen aus. Seine Redekunst aber hat ihm ein gewisses Übergewicht über die anderen Dorfbewohner gesichert.

Will ein Mann heiraten, so hat er vorher ein Haus für die Erwählte zu errichten, das ihr (wie bereits erwähnt) nach dem Tode des Mannes verbleibt. Wenn auch die Frau gekauft wird, so ist sie doch nicht das rechtlose Eigentum des Mannes; ist sie auch nicht gleichberechtigt, so steht sie doch auch nicht auf der Stufe der Sklavin. Die Männer wohnen nicht bei ihren Frauen, sondern im sogenannten Männerhaus, das nicht Eigentum des Einzelnen, sondern der ganzen Familie ist und in dem alle männlichen Glieder einer Familie, die verheirateten, wie die unverheirateten, schlafen. Dorthin werden auch alle Waffen mitgenommen.

Der ganzen Gemeinde gehört das „Asahaus", das nur von den Männern betreten werden darf und das religiösen Zwecken, einer Art von Ahnenkultus, dann auch zur Aufbewahrung der Gesichtsmasken und des schauerlich tönenden „Asahornes" dient.

Gütergemeinschaft zwischen Mann und Frau herrscht nicht. Stirbt die Frau, so fällt ihre Habe an ihre Töchter oder, falls keine weibliche Nachkommenschaft vorhanden ist, an ihre Verwandten zurück. Stirbt der Mann, so sind die Verwandten mütterlicherseits seine Haupterben. Erst in zweiter Reihe kommen die Kinder, dann die Brüder des Mannes und zuletzt die Witwe, die aber doch immerhin das von ihr bewohnte

Digitized by Google

Haus behält. Der Papua hat auch eine Art von Paten, der ebenfalls ein Stück des Nachlasses erhält. Den Kindern des Verstorbenen aber müssen unter allen Umständen je ein Topf, eine Schüssel, ein Lendengurt, ein Speer, ein Bogen und einige Pfeile, sowie die sämtlichen Arbeits- und Fischfanggerätschaften verbleiben, ebenso je ein Stück von den größeren Schmucksachen, die sonst sämtlich an die Verwandten mütterlicherseits fallen. Die Fruchtbäume werden zwischen den Verwandten, den Kindern und den Brüdern des Verstorbenen geteilt.

An der Leichenbahre werden geschlachtete Hunde, Feldfrüchte u. s. w. aufgehängt. Alles das gehört dem „Asa". Die trauernden Männer aber essen davon, oft mehrere Wochen lang, „um den Gram zu dämpfen", wie sie sagen, bis der größte Teil des Erntevorrats aufgezehrt ist. Was übrig bleibt, gehört den Kindern und der Witwe des Toten, das Vieh den Verwandten mütterlicherseits. Wenn die Vorräte für den Trauerschmaus und zur Befriedigung der Verwandten nicht ausreichen, müssen die Kinder, wenn sie herangewachsen sind, nachliefern. Sie übernehmen also gleichsam die Schulden des Vaters und tilgen sie gewissenhaft. —

Was aber ist der „Asa", der im Leben des Tamo von der Astrolabe-Bai eine so große Rolle spielt? Alle Erkundigungen, die wir einzogen, gaben nur oberflächlichen Aufschluß. Es ist ein merkwürdiger Geheimkult, dem Bund der Duckduckleute im Bismarck-Archipel ähnlich, eine große Maskerade, über deren tiefere Bedeutung der Papua strengstes Geheimnis bewahrt. Ob ihr überhaupt eine tiefere Bedeutung zu Grunde liegt? Es wird vielfach angenommen, daß der Asakult nur ein Schreckmittel für Weiber und alle Uneingeweihten und ein Vorwand zur Abhaltung großer Schmäuse sei. Für Weiber und Kinder, die vollständig von dem Asakult ausgeschlossen sind, ist das Wort „Asa" der Inbegriff des Unbegreiflichen, Übernatürlichen, Schrecklichen. Wenn der Ruf erschallt: der Asa kommt! oder wenn von ferne der Ton der Asahörner erklingt, verbergen sich alle in ihren Hütten und wagen nicht,

Digitized by Google

den Schrecklichen zu schauen. Etwas vom Dorf entfernt, draußen im Walde, steht das Asahaus. Es unterscheidet sich in seinem Baue nicht von den übrigen Häusern, höchstens ist es noch primitiver wie die Hütten des Dorfes; es ist verschlossen, weil dort die Masken und Instrumente, die bei den Asafesten gebraucht werden, aufbewahrt liegen. Zutritt zum Asahaus haben selbstverständlich nur die Eingeweihten.

Auch in den anderen Teilen von Deutsch-Neu-Guinea existieren ähnliche Geheimbünde unter anderen Namen, wie der Tamboranbund, der Balumbund (am Huon-Golf) u. s. w. Dort enthalten die für den Kult errichteten, abseits von den Dörfern stehenden Häuser Waffen, Totenschädel, Knochen und dergleichen mehr.

Müde von allen den neuen Eindrücken, wanderten wir zurück zum „House belong kai-kai“. Dort, im Klubhause, harrten unserer kühlende Getränke und ein deutscher Imbiß, von schwarzer Bedienung lautlos und aufmerksam dargeboten. Die übrigen Glieder unserer Schiffsgesellschaft waren unterdessen per Boot auf dem kürzeren Wege auch hierher gelangt, und wohl noch nie hat Stephansort in seinem Klubhause so viele weiße Gäste beherbergt. Unser Plan ging dahin, in der lauen Tropennacht im Kahne nach unserem Steamer zurück zurudern; doch wurde uns der zunehmenden Brandung und der damit verbundenen Gefahr wegen dringend davon abgeraten. So blieb uns nichts anderes übrig, als die Ochsenkarre abermals zu besteigen. Aber der „Personenwagen“ war bereits nach Erimahafen zurückgefahren, und nur ein „Gepäckwagen“ stand noch zur Verfügung. Einen zusammenhängenden Boden hatte derselbe nicht, sondern nur weit auseinanderstehende Latten; auch von einer Sitzgelegenheit war keine Rede. Für die Damen wurden in aller Eile einige Stühle herbeigeschafft; die Herren mußten auf dem inzwischen mit Palmblättern bestreuten Lattenboden Platz nehmen; zwei derselben zogen vor, sich auf das Dach des Wagens zu setzen. Und nun ging die Fahrt in der Nacht, bei Mondenschein, wieder hinein in den tropischen Ur-

Digitized by Google

wald. Bei jeder Brücke mußte diesmal ausgestiegen werden. Dann sauste die Karre allein über die schwanken Bretter; hinterdrein trabten die Menschen, und unten, im plätschernden Bache, wateten die Zebus. Dann wurde wieder eingespannt und eingestiegen und die etwas gefährliche Fahrt fortgesetzt bis zur nächsten Brücke, wo sich dasselbe Manöver wiederholte. Spät erst gelangten wir nach Erimahafen, wo wir umsonst nach Booten zur Überfahrt ausschauten. Vor uns lag unser Dampfer, einige hundert Meter vom Lande entfernt. Wir versuchten, uns bemerklich zu machen; doch blieben unsere Feuerzeichen, Rufe und Schüsse unbeantwortet. Endlich — es ging schon gegen zehn Uhr — nahte ein von Schwarzen gerudertes Boot mit dem einzigen, in Erimahafen lebenden Europäer. Dieser Herr unternahm in freundlicher Weise unsere Beförderung nach dem Schiffe; die Gesellschaft war jedoch so zahlreich, daß dreimal gefahren werden mußte.

Beinahe wäre uns die Fahrt schlecht bekommen. Wir hatten starke Dünung, und unser Kahn tanzte bald oben auf den Wogenkämmen, bald glitt er hinab in ein Wellenthal. Bei unserem Steamer angelangt, erwies sich das Fallreep als zu hoch aufgezogen, so daß es unmöglich vom Boote aus erreicht werden konnte. Durch die Ungeschicklichkeit unserer schwarzen Ruderer trieben wir zu nahe ans Schiff heran, und eine Welle hob uns empor gerade in dem Momente, als das Fallreep tiefer herabgelassen wurde. Dasselbe traf Köpfe und Rücken, verursachte Beulen und Quetschungen, warf das Boot zur Seite, füllte es mit Wasser — und wir konnten froh sein, daß es nicht umkippte. Mit den Schmerzen, dem Schrecken und den nassen Kleidern gelangten wir endlich glücklich wieder an Bord.

Am nächsten Morgen, Donnerstag, den 9. August, früh sechs Uhr, dampfte die „München" gegen Friedrich Wilhelmshafen zu. Als wir aber bald darauf der von Singapore kommenden „Stettin" ansichtig wurden, wurde nochmals Kehrt gemacht, um die Post in Empfang zu nehmen. Dann ging es

Digitized by Google

dem nordwestlichen Ende der Astrolabe-Bucht zu. Die Fahrt von Erima- bis Friedrich Wilhelmshafen dauert ungefähr eine Stunde. Von weitem wurden wir der Mündung des Gogolflusses, des einzigen größeren, in die Astrolabe-Bucht mündenden Flußlaufes, ansichtig. Demselben vorgelagert ist das Inselchen Bili-bili, dessen kühne Eingeborene, die Töpfer unter den Papuas, in ihren langen, schmalen Canoes ganz Neu-Guinea umfahren, überall Tauschhandel mit ihren Töpferwaren treibend.

Bili-Bili-Leute auf dem Topfhandel. Neu-Guinea.

(Siehe Bild.) Oft sind an ihren Booten dauerhafte Segel aus Kokosfasern befestigt. Die Bili-Bili-Leute scheinen zu den vorgeschrittensten und intelligentesten unter den Papuas zu gehören.

Vor der Einfahrt in den Friedrich Wilhelmshafen, der zu den besten Häfen von Neu-Guinea gehört, liegen reizende, grüne Inselchen in Menge. Auf einem derselben kann man, ganz unter Kokospalmen versteckt, das Eingeborenen-Dorf Siar bemerken. Breite Fluten wälzt ein sonst wasserarmer Küstenfluß in die immer enger werdende Bucht, die den natürlichen

Digitized by Google

Hafen bildet. Die Schiffe finden dort guten Ankergrund. Man hat dort auch schon eine Art Pier gebaut, an der kleinere Schiffe, sogar solche von zwei- bis dreitausend Tonnen, anlegen können. Auch unser großer Dampfer konnte ziemlich nahe ans Ufer heranfahren, trotz seines bedeutenden Tiefganges. Die Küste war weithin mit Kokospalmen bestanden, unter denen die weißen Häuser der Europäer malerisch hervorschauten. Alles machte schon von Bord des Schiffes aus einen wohlgepflegten Eindruck und derselbe blieb auch später, bei näherer Besichtigung der Ansiedelung, bestehen. Leider ist Friedrich Wilhelmshafen sehr von der Malaria heimgesucht und soll von den größeren Orten in Deutsch-Neu-Guinea einer der ungesundesten sein.

Unter den sengenden Strahlen einer glühenden Tropensonne traten wir unsere Wanderung durch die Pflanzungen von Friedrich Wilhelmshafen an. Die Hitze belästigte mehr wie in Stephansort; trotzdem im ganzen Küstengebiet von Deutsch-Neu-Guinea die Durchschnittstemperatur dieselbe ist und ungefähr 26° C beträgt, bei 9° Unterschied zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Thermometerstand. Kein Tag vergeht ohne die kühlende Seebrise; doch setzt dieselbe, je nach der Jahreszeit, zu verschiedenen Stunden ein. Während der drei Mittagsstunden ist die Hitze am drückendsten; die Nächte sind kühl. Die Regenmenge und deren Verteilung ist sehr günstig für die Pflanzungen, da gänzliche Trockenheit nur sehr selten, und dann nur für wenige Wochen, eintritt. Zum Anbau eignen sich hauptsächlich Tabak, Gummi, Kautschuk, Guttapercha, an vielen Stellen auch Kaffee und Kakao. Die Neu-Guinea-Kompagnie treibt hier Tabakbau in großem Maßstabe und hat sich dabei des guten Hafens wegen hauptsächlich auf Friedrich Wilhelmshafen konzentriert. Die Tabakplantage beginnt vier Meilen vom Ufer landeinwärts. Eine bequeme Fahrstraße führt dorthin, zu deren beiden Seiten Pflanzungen verschiedenster Art das Auge erfreuen. Uns fiel namentlich eine zur Ordnung der Amaryllidaceen gehörende Agaven-Art (Agave americana) auf, die in ziemlich dichten Beständen an-

Digitized by Google

gepflanzt war. Die aus den großen Blättern gewonnenen, bis 1 m langen Fasern kommen unter dem Namen Pita oder Pite in den Handel. Sie unterscheiden sich von dem sogenannten Manila-Hanf, der den Blättern einer Musa-Art entstammt, dadurch, daß erstere, die Pitafaser, nach der Mitte hin etwas anschwillt, während letztere, die bedeutend länger ist, überall gleichmäßige Dicke zeigt. Die Agavefaser wurde schon in alter Zeit in Amerika zu Bindfaden und Seilen verwendet, die ihrer Leichtigkeit wegen im Wasser schwimmen, aber von geringerer Dauerhaftigkeit sind, wie die aus Manila-Hanf gefertigten. Auch bei uns in Europa werden Schiffstaue aus der Pita hergestellt; ebenso findet sie neben Roßhaar Verwendung zu Polsterarbeiten, Bürsten, Netzen u. s. w. und dient neuerdings sogar zur Papierfabrikation.

Am Rande dieser Agavenpflanzung und auch weiter hin zu beiden Seiten des Weges bemerkten wir zahlreiche Melonenbäume, Carica papaya. Der kleine, nur etwa 6 m hohe Baum ist vollständig unverzweigt. Der Stamm, der aus leichtem, schwammigem Holze besteht und innen meist hohl ist, verjüngt sich nach oben. Die stark ausgeschnittenen Blätter sind siebenlappig und haben etwa 60 cm lange, beinahe horizontal vom Stamm abstehende Blattstiele. Die gurkenähnliche, sehr geschätzte Frucht ist orangerot, etwa 25 cm lang, hat eine dicke, fleischige, kürbisähnliche Rinde und enthält zahlreiche kleine, schwarze, runzelige Samen. Fleisch und Saft dieser Frucht enthalten einen pepsinartigen Stoff, der selbst zähes Fleisch zart und leicht verdaulich macht. Es wird daraus das in der Medizin öfters angewandte Papayin gewonnen. Die reife Frucht wird selten roh gegessen, obschon sie, mit Pfeffer oder Zucker genossen, angenehm schmecken soll. Gewöhnlich wird eine Sauce daraus bereitet oder das Fruchtfleisch in Zucker konserviert. Die unreife Frucht wird entweder eingemacht oder als Gemüse nach der Art der Rüben zerschnitten und gekocht. Die Carica-Bäume, deren es ungefähr zehn Arten giebt, stammen aus dem tropischen Süd-Amerika

Digitized by Google

Zu Seite 278 279

Friedrich Wilhelmshafen vom Schiffe aus, Astrolabebucht (Neu-Guinea).

Digitized by Google

und sind von dort aus nach allen anderen Tropenländern verpflanzt worden.

Daß die Vogelwelt von Neu-Guinea eine hervorragend schöne ist, zeigt ein Gang vom Ufer landeinwärts ebenfalls. Bekommt man auch leider keinen der sich scheu in die dichten Urwälder flüchtenden Paradiesvögel zu Gesicht, die den Glanzpunkt der Ornis jener großen Insel bilden, deren Inneres noch immer der Erforschung harrt, so sind doch die zahlreichen verschiedenen Papageien, vom großen, schwarzen Araratakadu (Microglossus aterrimus) bis zum kleinen, steifschwänzigen Zwergkakadu (Nasiterna pygmaea), die prächtig gefärbten Loris, die vielen eigentümlichen Taubenarten, darunter die prachtvolle Krontaube (Goura coronata) wirklich bewundernswert, und es ist schon öfters behauptet worden, daß kein Land der Erde, vielleicht einige Gegenden Süd-Amerikas ausgenommen, an Schönheit und Eigentümlichkeit der Vogelwelt Neu-Guinea gleich komme. An einheimischen Säugetieren jedoch ist die große Südsee-Insel arm. Die nahe Verwandtschaft ihrer Fauna mit derjenigen Australiens zeigt sich am besten durch das Überwiegen der Beuteltiere, unter denen das Baumkänguruh, Dendrolagus ursinus, und ein merkwürdiges, fliegendes Opossum (Petaurus) besondere Erwähnung verdienen. Auch einige Arten von Fledermäusen und das Papuaschwein (Sus papuensis) sind auf Neu-Guinea einheimisch. Da, wo der Europäer festen Fuß gefaßt hat, hat er natürlich auch unsere Haustiere eingeführt; den Reichtum der Papuadörfer bilden jedoch lediglich Schweine und Hunde, und Strafen, die der Europäer über die Eingeborenen verhängt, werden nur in Schweinen bezahlt.

Eigentümlich ist es, daß Neu-Guinea relativ wenig Schlangen aufweist, trotzdem es zwischen Sumatra und Australien, die zu den schlangenreichsten Ländern der Erde gehören, eingekeilt ist. Käfer und Schmetterlinge aber sind durch Fülle, wie durch Schönheit und Eigenartigkeit in der Bildung gleich ausgezeichnet; sie fliegen fast nur in der Regenzeit, nur einige wenige Arten das ganze Jahr hindurch.

Digitized by Google

Auch in Friedrich Wilhelmshafen kamen wir mit den schwarzen Eingeborenen in direkte Berührung. Sie unterschieden sich höchstens in der Art des Schmuckes ein wenig von denjenigen von Stephansort. Mehr Federn in den Haaren, mehr Pflanzenschmuck im Armband, mehr Hunde- oder Eberzähne auf der Brust und eine auffallendere Bemalung — das scheint äußerlich der ganze Unterschied zu sein. Nur die Sprache ist, trotz der geringen Entfernung, von der in Bogadjim gesprochenen verschieden. Überhaupt ist die Sprachenzersplitterung unter den Papuas eine sehr große. An der Astrolabe-Bai, in einem Umkreise von wenigen Stunden, werden vier Sprachen gesprochen, die von einander so verschieden sind, daß sich die Leute gegenseitig nicht verstehen können. Doch versichern Kenner des Volkes, daß sich der Papua durch ein gewisses Sprachtalent auszeichne, welches ihm ermögliche, rasch und leicht die fremde Mundart zu erlernen.

Einen der Eingeborenen beobachteten wir, als er eben damit beschäftigt war, einen Strick zu lösen, womit er sein Boot an einen Pfahl gebunden hatte. Bei dieser Arbeit benutzte er Hände und Füße, hielt den Strick mit den Zehen fest, die er überhaupt wie Finger gebrauchte, und lieferte dadurch von neuem den Beweis, daß im Grunde genommen zwischen den oberen und den unteren Extremitäten nur morphologisch, physiologisch aber kein Unterschied besteht.

An Bord unseres Schiffes hatten wir noch eine Anzahl Tamuls mit Weib und Kindern aufzunehmen, Papuas, deren Rasse sich mit malayischem Blute vermischt hat. Kleiner und gedrungener von Gestalt, waren sie doch durchgängig kräftige Leute und nicht unsympathisch in ihrem Äußeren, wie denn im allgemeinen diese dunkelfarbigen Kinder der äquatorialen Südsee, wenn richtig behandelt, gar nicht so schlimm sind, als man vielfach glaubt. Was hat denn der sogenannte civilisierte Mensch vor dem uncivilisierten voraus? Im Grunde genommen doch recht wenig; viel allerdings in der Einbildung!

Die Sonne neigte sich über den Bergen der grünen,

Digitized by Google

Zu Seite 280/281.

Natürliche Brücke bei Friedrich Wilhelmshafen.

Digitized by Google

größtenteils noch unbekannten Märcheninsel zum Untergange, als unser Schiff langsam aus der Bucht von Friedrich Wilhelmshafen zwischen den Inseln hindurch hinaus ins offene Meer dampfte — den Karolinen zu.

Diese kurze Skizze von Neu-Guinea — etwas anderes kann ja begreiflicherweise die Schilderung unserer Reiseeindrücke nicht sein — möchten wir mit den Worten Darwins schließen, die der große, englische Naturforscher bei seinem Besuche des tropischen Brasilien geschrieben und die fast Zug für Zug auch für Neu-Guinea passen:

„Das Land ist ein großes, wildes, unordentliches, üppiges Treibhaus, das die Natur sich schuf, von dem aber der Mensch Besitz genommen und es mit artigen Häusern und regelrechten Gärten gefüllt hat. Wie sehr würde nicht jeder Bewunderer der Natur wünschen, das Landschaftsbild eines anderen Planeten zu sehen, wenn solches möglich wäre! und doch kann man in Wahrheit jedermann in Europa versichern, daß ihm nur wenige Grade von seinem heimatlichen Boden entfernt die Wunder einer andern Welt offen stehen. Während meines letzten Besuches konnte ich nicht aufhören, auf diese Schönheiten zu blicken und ich bestrebte mich, den Eindruck in meinem Geiste für immer aufzunehmen, der doch, wie ich recht gut wußte, früher oder später erblassen mußte. Die Gestalten des Orangenbaumes, der Kokospalme, des Mango, der Baumfarne, der Bananen werden klar und gesondert bleiben; aber die tausend Schönheiten, die alle diese zu einer vollständigen Landschaft vereinigen, müssen verschwinden. Und doch werden sie wie ein in der Kindheit gehörtes Märchen ein Gemälde voll von unbestimmten, aber reizenden Gestalten zurücklassen."

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel.

Karolinen und Marianen.

> . . . . . Die Karte der Welt hört auf, ein weißes Blatt zu sein; sie wird ein Gemälde, voll der mannigfaltigsten und belebtesten Figuren. Jeder Teil erhält seine natürliche Größe. Kontinente werden nicht mehr im Lichte von Inseln betrachtet, oder Inseln, die in der That größer als manche Königreiche in Europa sind, als bloße Flecke . . . . . (Darwin)

Die Fahrt von Kaiser Wilhelmsland bis Ponape, der wichtigsten und größten, wenn auch keineswegs der bevölkertsten Insel der Karolinengruppe, beanspruchte ungefähr drei und einen halben Tag und ist außerordentlich eintönig. Zwar fahren wir so dicht an den beiden zu den Admiralitäts-Inseln zählenden Eilanden Jesus-Maria und La Vendola vorbei, daß wir die unter Kokospalmen versteckten Hütten der schwarzen Eingeborenen (Papuas) deutlich unterscheiden können. Dann aber wird es wieder einsam um uns, und so weit das Auge reicht, erblickt es nichts anderes als Himmel und Wasser.

Am 11. August, morgens sechs Uhr, schneiden wir den Äquator genau unter dem 150° östlicher Länge. Die Hitze wird immer unerträglicher. Kein Windhauch bewegt die schwüle Luft, und kerzengerade steigt der Rauch aus dem Kamine unserer „München" in die Höhe. Alles lechzt nach einem kühlenden Windhauch!

Am Vormittag des 12. August passieren wir Nukuor, eine aus sieben kleinen, niederen Koralleninseln bestehende Atollgruppe (auf dem 4° 3′ nördlicher Breite und dem 155° 3′ östlicher Länge), die schon zu den Karolinen gerechnet wird. Zwei derselben sind durch ein deutlich sichtbares Riff mit-

Digitized by Google

einander verbunden. Es leben dort neben einer kleineren Anzahl von Eingeborenen (Tagalen) zwei Spanier als einzige Europäer.

Die Matrosen unserer „München" verbrachten ihren Schiffssonntag stets recht vergnügt. Mit Ziehharmonika, Pfeife, Trommel und Triangel spielten sie, sicher im Takt, in der Abenddämmerung ihre patriotischen Lieder. „Deutschland, Deutschland über alles", „Heil dir im Siegerkranz", „Die Wacht am Rhein", „Die Fahne schwarz-weiß-rot", so erklang das deutsche Lied auf den warmen Wassern der fernen Südsee, in dem inselreichen Meere, dessen Tropenpracht nun auch ein Glied des teuren deutschen Vaterlandes geworden und Zeugnis ablegt von seiner wachsenden Größe und stets zunehmenden Bedeutung, auch zur See.

Einen eigentümlichen Kontrast zu unseren patriotischen Matrosen bilden die Malayen an Bord, die, teils sitzend, teils liegend, die schmutzigen Kartenblätter in den braunen Fingern drehend, dem Spiele frönen.

Ein in der Nacht einsetzender leichter Wind und Regen brachte nur geringe Abkühlung in die herrschende Schwüle. Der Tag brach trübe an. Gegen acht Uhr morgens (13. August) kamen wir auf die Höhe von Ponape, einer der vielen, zum Teil weit aus einander liegenden Inseln des Karolinen-Archipels. Dieselben sind auf einer Fläche, etwa so groß wie das Mittelmeer, zerstreut, sind kleine Atolle rein korallinischer Bildung, zwischen welchen sich fünf vulkanische Bildungen erheben: Kusaie mit 110 qkm, Ponape mit 340 qkm, Ruk mit 132 qkm, Jap mit 207 qkm, Baobeltaob mit 300 qkm — nach oberflächlichen Berechnungen. Kusaie zählt 450 Einwohner, Ponape 3165, Ruk (die ganze Gruppe) etwa 5000, Jap annähernd 8000, Baobeltaob, d. h. die ganzen Palau-Inseln, etwa 3000. Ponape und Kusaie haben zusammen 83 weiße Einwohner. Von den übrigen Inseln stehen die Ergebnisse noch aus.

Von weitem präsentiert sich Ponape als eine langgestreckte, von Südost nach Nordwest langsam ansteigende Insel, deren

Digitized by Google

Höhenzüge schließlich in eine eigentümlich gezackte Form übergehen. Die Insel selbst hat mehrere seichte Häfen. Wir wenden uns dem nördlichen, Langarhafen, zu, der der bessere sein soll und an dem auch die Regierungsgebäude liegen.

Der Regen, der, wie man uns sagte, der Insel Ponape in sehr reichem Maße zu teil wird, läßt nach; aber Wolken umhüllen die Bergzüge der Insel noch bis zum Nachmittag. Während wir anderthalbe Stunde am Eingange des Hafens, auf den Lotsen wartend, liegen, haben wir Muße genug, die sonderbar gebildeten Felsen und Bergkegel zu betrachten, die schon durch ihre Form ihren vulkanischen Ursprung verraten. Am Lande hat man uns bemerkt; denn die deutsche Flagge wird auf einem der Gebäude gehißt. Und als endlich der Lotse, der zugleich Hafenkapitän ist, eintrifft, erfahren wir, daß wir unerwartet gekommen, daß niemand etwas Bestimmtes über die neue Linie des Norddeutschen Lloyd gewußt habe. Auch von dem, was in der Welt draußen vorging, von den Wirren in China, war keine Kunde in diese weltabgeschiedene Gegend gedrungen. Die letzte Post für die Karolinen war im Januar 1900 abgeliefert worden! Die Europäer in Ponape sind deshalb überrascht und zugleich hoch erfreut, daß sie nun achtmal im Jahre direkte Postverbindung mit Europa haben sollen, abwechselnd einmal via Hongkong und einmal via Sydney.

Die Einfahrt in den äußerst seichten, durch ein gewaltiges, kreisrundes Korallenriff vom Meere abgeschlossenen Hafen beginnt. Nur an einer einzigen Stelle ist eine schmale Einfahrt geblieben. Innerhalb dieses großen Barrier-Riffes sind eine Reihe von Atollen der Hauptinsel vorgelagert, und die Atollbildung hat auch bereits auf dem großen Riffe selbst begonnen.

Unter den Korallen sind die Madreporarien die fleißigsten und wirksamsten Bildner von Inseln. Es sind gallertartige Zellen, die eine kalkige Masse ausscheiden und sich mit derselben so dicht umkleiden, daß das Ganze einen hohen Grad von Widerstandsfähigkeit erreicht. Diese einzelnen Gebilde wachsen aus einem lebendigen Stock hervor und pflanzen sich durch

Digitized by Google

Knospung wie durch Eier fort. Die abgebrochenen Teile fallen zwischen die lebenden. Das Meer wirft Tange, Muscheln und dergleichen Dinge dazwischen, die mit verkalkt werden, so daß ein fester Wall, ein Korallenriff, entsteht. Ist dasselbe bis an die Oberfläche des Wassers gewachsen, so sterben die Korallen ab und das Riff erstarrt zu einem festen, kalkigen Walle, der durch die Auswurfstoffe des Meeres erhöht wird, bis er eine trocken liegende Insel bildet. Ein solcher Korallenbau muß eine feste, felsige Unterlage haben, die nicht mehr wie 40 m unter der Oberfläche sein darf. Derselbe schließt sich entweder unmittelbar an die sichtbare Küstenlinie an, und es entsteht ein Strand- oder Küstenriff, oder er umsäumt die Küste in einer oder mehreren ihr gleichlaufenden Linien, welche aber durch Meereszwischenräume von einander getrennt sind; dann entsteht ein Wall- oder Barrier-Riff, wie das Große Barrier-Riff an der Nordost Küste von Australien; oder aber der Landkern ist den Augen vollständig durch das Meer entzogen; nur ein Korallenkranz ist sichtbar, der statt des Landes eine ruhige Meeresfläche, eine Lagune, umsäumt. Diese Bildung nennt man ein Atoll. Das Korallengerüst verläuft dann entweder in unregelmäßigen Linien oder es bildet eine Ellipse, selten einen Kreis. Die Lagune besitzt meistens einen, manchmal auch mehrere Eingänge. Weiter außen, dem Auge unsichtbar, aber dem Seefahrer gefährlich, sind mehrere untermeerische Wallriffe um das Atoll gezogen, auf dem, ohne jedes menschliche Zuthun, bald ein Kokospalmenwald emporsproßt.

Die eigentümliche, dreieckige Gestalt der Kokosnuß trägt nämlich besonders viel zu ihrer Verbreitung und Fortpflanzung bei. Die Kokospalme wächst, wie bekannt, zumeist am Gestade des Meeres oder an den Ufern der Flüsse. Wenn nun die reifen Nüsse ins Wasser fallen, so ist es ihre Gestalt, die sie ganz besonders zum Schwimmen geeignet macht. Die eine Kante sinkt ins Wasser und bildet gleichsam den Kiel, während der Wind auf die obere, flache Seite wirkt und die Nuß forttreibt. Sie strandet an irgend einer Küste oder einem

Digitized by Google

Korallenriff, keimt und wächst zu einer prächtigen Palme empor. Während die Nuß auf dem Wasser schwimmt, befördern Feuchtigkeit und Sonnenwärme das Keimen; das Meerwasser würde jedoch den jungen Sämling verderben; darum nehmen Wurzel und Keimlingstrieb, sobald sie die Nußschale durchbrochen, durch die Masse der Fasern hindurch eine andere Richtung ein, gegen die eine Seite der Nuß zu, die durch dieses vermehrte Gewicht ins Wasser sinkt. So wird der Keimling kühl gehalten und sein Wachstum pausiert; sobald er aber auf einem ihm entsprechenden Boden gelandet ist, treibt er starke Wurzeln und macht ein ödes Eiland in kurzer Zeit grün und fruchtbar.

Atollbildung und Kokospalmenwald gehören der heißen Zone an. Korallenriffe können sich nur da bilden, wo die Temperatur des Meerwassers niemals unter 18° C sinkt. Daher sind sie im Atlantischen Ocean verhältnismäßig selten, reicher im Indischen Ocean, am reichsten aber in der Südsee, dem eigentlichen Korallenmeere, vorhanden.

Im Hafen von Ponape, in dem wir in Zickzacklinien, äußerst vorsichtig und langsam vordringen, liegen eine Menge kleiner und kleinster Korallen-inseln und -inselchen, dicht mit Mangrovegebüsch bestanden. Die Mangroven (Rhizophora, verschiedene Spezies) umsäumen in den Tropenländern das Meeresgestade und die sumpfigen Flußufer mit undurchdringlichen Sumpfwäldern, indem sich ihre Zweige bis zum Boden herabsenken, im Schlamm wieder Wurzel schlagen und dann als selbständige Gewächse weiter treiben. Um üppig wachsen zu können, bedürfen die Mangroven viel Salz. Sie geben wertvolles Nutzholz und ihre Rinde hat gerbende und färbende Eigenschaften. Bei Ponape wachsen die Mangroven an manchen Stellen direkt aus dem nicht einmal mehr einen Fuß tiefen Wasser, das dort stagniert und einen übeln Geruch verbreitet. Die Fahrt mit unserem großen Schiffe von 26½ Fuß Tiefgang ist deshalb hier sehr gefährlich. Endlich werfen wir bei einer kleinen Insel, noch ungefähr 3 km vom Orte Langar

Digitized by Google

Digitized by Google

Ponape, Karolinen, Haus des Hafenkapitäns.

Zu Seite 296 297.

Ponape, Karolinen, Mangrovenwälder bei der Reede.

Digitized by Google

hafen entfernt, Anker. Aber wie keine Fahrzeichen den Hafeneingang bezeichnen, so ist auch keine Boje zum Festmachen des Schiffes vorhanden. Auch Boote fehlen, um die Ladung zu löschen; man sieht, daß die Schiffahrt in Ponape erst inauguriert werden muß. Ob aber bei solch einem seichten Hafen der Ort jemals in Aufschwung kommen wird? Es heißt, die deutsche Regierung beabsichtige, Ponape zur Kohlenstation zu machen, ein Plan, der uns in Anbetracht der schlechten Zufahrtslinien und der geschilderten Hafenverhältnisse unverständlich erscheint.

Im Kielwasser unseres Schiffes tummeln sich Haie und ein mächtiger Hornfisch, lüstern nach Beute. Beim Schnappen nach den ins Wasser geworfenen Küchenabfällen wenden sie sich blitzschnell auf den Rücken, um ihr an der Unterseite des Kopfes liegendes Maul nach oben zu bringen.

Auf der kleinen Insel, bei der wir liegen, steht das Haus des Hafenkapitäns, der Schuppen und einige Eingeborenen-Häuser. Nach dem Schuppen hin wird mit Booten unseres Schiffes unsere Ladung für Ponape — ca. 70 tons, bestehend aus Feldbahnschienen, Loren, Brettern u. s. w. — befördert und von dort 40 Tonnen Steinnüsse entgegengenommen. Diese Steinnüsse, die auch unter dem Namen „vegetabilisches Elfenbein" in den Handel kommen, sind das knochenharte, homogene Sameneiweiß einer in Süd-Amerika heimischen Pandanee, Phytelephas macrocarpa, und werden vielfach zu Drechslerarbeiten benutzt. Die Frucht ist eigentlich eine große, einfrüchtige Beere, die in einem süßen, genießbaren Fleische sechs bis sieben solcher nußartigen Kerne enthält. Das Eiweiß des Samenkerns ist anfangs flüssig, später mandelartig weich und wird schließlich zu einer beinharten, weißlichen, zuweilen auch blaßgrünlichen oder hellbräunlichen Masse, auf welche der Name „Steinnuß" vortrefflich paßt. Das vegetabilische Elfenbein läßt sich nicht nur leicht drechseln und ausschneiden, sondern auch färben und wird deshalb zu kleinen Galanteriewaren aller Art, zu Knöpfen und zur Nachahmung von Korallen und Türkisen verwendet und ist sehr gesucht.

Digitized by Google

Die Fahrt im Kahn von unserem Steamer bis Langarhafen, das zur Zeit der Spanier St. Jago hieß, war sehr lang und das Wasser stellenweise so seicht, daß sogar mit dem Boote im Zickzack gefahren werden mußte. Die Sonne brütete förmlich auf dem Wasser und wir waren froh, als das Land erreicht war. Daß hier bis vor kurzem der Spanier gehaust hatte, sah man auf Schritt und Tritt; denn wohin dieser schlechteste aller Kolonisateure seinen Fuß setzt, da bringt er, anstatt kulturellen Fortschritt und Gedeihen, nur Verwahrlosung, Vergewaltigung der Völker und ihrer Institutionen, Zertrümmerung, Vernichtung alter Kulturen, Rückgang in jeder Beziehung. Ein paar verrostete, alte Kanonen, Vorderlader, ohne Lafetten, lagen am Strande. Eine alte Befestigungsmauer mit Schießscharten, Thoren und Zugbrücken über den nun wasserleeren Festungsgraben umgiebt den kleinen Ort vollständig. Die Citadelle ist, nachdem Deutschland die Karolinen übernommen (1899 für 25 Millionen spanischer Pesetas = 16 750 000 Mark), geschleift worden. Deutschland lebt mit den Eingeborenen in Frieden; die Spanier aber waren durch die brutale Behandlung, die sie den Bewohnern der Karolinen, speziell den Ponapesen, angedeihen ließen, aufs äußerste verhaßt und lebten in permanentem Kriegszustande mit ihren Unterthanen. So oft sich einer der spanischen Soldaten außerhalb der Festungsmauer sehen ließ, wurde er unfehlbar totgeschlagen. Das ist nun alles anders geworden, und die Karolinier sind glücklich über den Wechsel der Herrschaft.

Als der spanische Gouverneur die Inseln, die 1527 von Diego da Rocha entdeckt und zu Ehren von Karolina, der Gemahlin König Karls I. von Spanien, benannt wurden, an das Deutsche Reich übergab, da sagte er in seiner kurzen, bündigen Abschiedsrede vor seinen in Reih und Glied aufgestellten Soldaten ungefähr:

„Keine fremde Kriegsmacht hat uns besiegt und zum Abtreten dieses Besitztums gezwungen; da wir aber die Philippinen verloren haben, wäre es mit zu vielen Umständen und Kosten

Digitized by Google

Zu Seite 288 289.

Ponape, Karolinen, Alte spanische Festungsmauer, die Bäume rechts Melonenbäume (Carica Papaya).

Digitized by Google

verknüpft, wollten wir die Karolinen länger halten. Aus Freundschaft treten wir sie an Deutschland ab, das uns anderweitig dafür entschädigt hat. Es lebe der Freund Spaniens, der deutsche Kaiser!"

Damit wurde die kleine spanische Besatzung von Ponape — es waren schließlich von 800 nur noch etwa 150 Mann übrig geblieben — eingeschifft, und die Karolinengruppe war, zum Glück und zum Frieden für ihre Bewohner, deutsch geworden. Aber eine gewaltige, Jahrzehnte in Anspruch nehmende Kulturarbeit harrt dort deutschen Fleißes und deutscher Ausdauer; dann erst wird die Verwahrlosung, die der Spanier zurückgelassen, wirklich geordneten Zuständen Platz machen und eine Rentabilität der Kolonie erzielt werden. Wahrlich keine kleine Aufgabe, die die Pioniere deutscher Kultur auf dem Karolinen-Archipel auf sich genommen! Es ist viel leichter, eine schwere, selbst begonnene Arbeit zu einem guten Ende zu führen, als das zu verbessern, was andere verdorben haben!

Das Regierungsgebäude von Ponape, das aus der Zeit der Spanier stammt, liegt etwas erhöht. In der Mitte befindet sich ein hübscher, kleiner Garten, um welchen der stattliche, aber etwas defekt gewordene Holzbau im Viereck aufgeführt ist. Hohe, luftige Zimmer machen diese Behausung des Gouverneurs zu einer relativ angenehmen Wohnung. Hinter dem Hause dehnt sich ein größerer, mit allen möglichen Gewächsen der Tropen bestandener und mit hübschen Ruheplätzen versehener Garten aus. Eine zwar noch junge Anpflanzung, aber vielleicht der einzige wohlgepflegte Ort auf der ganzen Insel. Der Garten ist durch kein Gitter abgeschlossen, sondern gewährt jedermann freien Eintritt. Nach rückwärts geht er in einen großen Rasenplatz über, auf dem sich eine Art von Kaserne erhebt. Dunkelfarbige Menschen in gelben Drilchanzügen und der deutschen Infanteriemütze standen unter den Thüren oder schlenderten umher. Sie schienen den glühenden Tropensommertag weniger unangenehm zu empfinden als wir.

Ebenfalls innerhalb der Umwallung steht eine einfache

Digitized by Google

Kirche mit kindlich primitivem Bilderschmuck. Drei Väter und sieben Brüder, Kapuziner der Provinz Aragonien, hausen hinter den dünnen Bretterwänden ihres kleinen Klosters. Ein freundlicher, junger Bruder, aus dessen Zügen Entsagung und Entbehrung sprachen, führte uns umher und zeigte uns mit Stolz den einfachen Schmuck von Kirche und Kloster, der seinem kindlichen Gemüte wohl schön und reich erscheinen mochte. Dann stieg er trotz seiner Kutte über die niedere Mauer des kleinen Klostergartens, um uns mit Blumen zu beschenken. Er sprach weder deutsch, noch englisch, noch französisch, sondern nur seine klangvolle, spanische Muttersprache, deren wir wiederum nicht kundig waren. Doch konnten wir uns mit Hilfe des Italienischen leicht verständlich machen.

Nach dem Besuch des Klosters schritten wir durch das enge Thor der Umwallung und über die schmale Zugbrücke hinaus in die eigentliche Landschaft. Der Weg war mit Gras bewachsen, die Pflanzung vollständig verwildert. Zwischen Bananen, Ananas und dem Melonenbaum wucherte üppig das Gras und schlangen sich Lianen von Pflanze zu Pflanze. Weiterhin war dichtes, niederes Gestrüpp, und daran schließt sich der Urwald, der die ganze Insel bedeckt.

Von deutscher Seite sind noch keine Versuche mit Pflanzungen gemacht worden, trotzdem die Vorberge und Ebenen, so weit die Eingeborenen das Land nicht bedürfen, für Plantagen sehr geeignet erscheinen. Der Boden ist stellenweise außerordentlich fruchtbar. Dem Klima, dem Boden und dem Aufbau des Landes scheinen, wie uns von kompetenter Seite mitgeteilt wurde, Kakao und Manila-Hanf am meisten zu entsprechen. Natürlich müßte mit solchen Versuchen in vorsichtiger Weise begonnen werden, um schwere Kapitalsverluste zu verhüten. Vielleicht könnte man auch unter allmählicher Rodung des Urwaldes die Bestände unbrauchbaren Holzes durch Edelhölzer ersetzen. Ferner ist Ponape zur Viehzucht geeignet. Klauenvieh aller Art gedeiht gut.

Das Gesagte gilt, wie man uns versicherte, auch für Ruk,

Digitized by Google

Digitized by Google

Ponape, Karolinen, auf dem Bilde links: ein Teil der Kaserne, im Hintergrunde die Befestigungsmauer, rechts: ein Teil des Klostergartens mit wilden Ananas auf der Mauer.

Jap und Baobeltaob. Auf Kusaie und Ponape sind die Höhen vollständig abgewaschen und auch nicht für die bescheidenste Kultur verwertbar; auf den drei anderen größeren Inseln sollen diese Abwaschungen nicht so stark sein. In Jap ist die vorhandene Bevölkerung so zahlreich, daß für Pflanzungen in größerem Maßstabe kein Raum mehr ist. Für die Koralleninseln, die von dem auf 9000 qkm geschätzten Areal der Karolinen ca. 7660 qkm einnehmen, bleibt nichts anderes übrig, als möglichst bald für eine ausgiebige Bestockung mit Kokospalmen zu sorgen; eine andere Art der Bepflanzung ist nicht möglich.

Für Ponape selbst scheint die Kokospalme weniger geeignet zu sein. Der Stamm, der bei dieser Palmenart unten dick ist und sich nach oben zu verjüngt, ist hier vollständig gleichmäßig schlank und dünn und die Frucht bedeutend kleiner. Versuche, Kokospalmen von anderen Südsee-Inseln einzuführen und dadurch größere Früchte zu erzielen, scheiterten, indem die eingeführten Bäume schon im zweiten Jahre ebenso kleine Früchte trugen, wie die auf Ponape einheimischen. Auch Kalkzusatz zum Boden half nicht viel. Trotzdem ist Kopra der wichtigste Ausfuhrartikel des Karolinen-Archipels, und nächst derselben Steinnüsse.

Uns fiel auch die außerordentlich große Zahl von verwilderten Ananaspflanzen auf, die bei der Festungsmauer, im Grase, in dichtem Gebüsch, kurz, überall in schönen Exemplaren wucherten. Diese ursprünglich aus Brasilien stammende Sammelfrucht, Ananassa sativa, gehört wohl zum besten Tropenobst. Die Pflanze hat langgedehnte, dornige, gewimperte Blätter; der einfache, kurze Stamm endet oben in eine Blätterkrone; unter dieser sitzen viele kleine, blaue Blüten, deren jede eine gelbe Beere bildet; diese Beeren verwachsen miteinander zu einer großen, dicken, gemeinschaftlichen Frucht, deren zartes Fleisch einen angenehmen Geschmack und Geruch hat. Man vermehrt die Ananas entweder durch Wurzelsprossen oder durch den Blätterschopf, den man den reifen Früchten abbricht. Durch die Europäer wurde die Pflanze über alle Tropenländer

Digitized by Google

verbreitet und wird nun überall in großen Mengen kultiviert, besonders in Westindien und auf den Bahama-Inseln, von wo die Ananas in ganzen Schiffsladungen nach Europa versandt wird. Früchte, die vor der vollkommenen Reife gepflückt werden, ertragen einen weiten Transport ohne Schaden. Viele Millionen solcher Früchte kommen alljährlich aus Westindien und Afrika nach dem nördlichen Europa. Außerdem liefern die Blätter eine feine, ungefähr 1 m lange Pflanzenfaser: Ananasfaser oder Bromelienflachs. Dieselbe läßt sich so fein darstellen, daß in Brasilien und Westindien prächtige Mousselinestoffe daraus gewebt werden können. Die gröberen Sorten werden zu Bindfaden, Schnüren und Seilen verarbeitet. Sollten sich Ananaspflanzungen, die in Westindien mit so großem Erfolg betrieben werden, nicht auch in Ponape rentieren?

Die Eingeborenen pflanzen hauptsächlich Taro. Dieser bildet neben der Brotfrucht ihr Hauptnahrungsmittel.

Die fünf vulkanischen Inseln der Karolinengruppe bestehen aus verwittertem Basalt. Dieses Gestein findet sich in Ponape und Kusaie auch kristallinisch in Säulen. Einst haben dieselben als Werksteine bei den Bauten auf Bele und Nan Tauaj gedient. Im Westen von Ponape, an dem Wasser Pillap en Palang, an der Feldscheide zwischen Palang und Peleker, ragt ein spitzer Kegel empor, Tol on Paiej genannt, der sich aus lauter Basaltsäulen emportürmt. Daß hier einst ein großer Steinbruch gewesen, läßt sich noch jetzt erkennen. Aber die großartigen Bauten der Ponapesen gehören der Vergangenheit an. Ponape besitzt Riesenbauten aus früheren Jahrhunderten, die in der ganzen Südsee nicht ihresgleichen an Größe haben. Da sind unbehauene Basaltblöcke von drei bis vier Kubikmeter Inhalt zu einer ungeheuern Mauer im Viereck aufeinander geschichtet. Innerhalb der ersten Mauer erhebt sich eine zweite und innerhalb der zweiten eine dritte, so daß der ganze Bau einen festungsartigen Eindruck macht und wohl auch einst Verteidigungszwecken gedient hat. Innerhalb der letzten Mauer liegen die Gräber alter Könige. Niemand weiß, wer die

Digitized by Google

Riesenmauern gebaut hat; auch unter den Eingeborenen existiert keinerlei Überlieferung darüber. Doch muß es, nach aufgefundenen Skeletten zu schließen, dieselbe Rasse gewesen sein, die heute noch die Karolinen bevölkert. Diese Riesenmauern liegen auf kleinen, zu Ponape gehörenden Inseln und bilden eine von Kanälen durchzogene Totenstadt. Nach dem Ausspruch einiger Eingeborener sollen noch mehr solcher Bauten im Innern der Insel vorkommen; doch ist bis jetzt noch kein Europäer in den unerforschten Urwald von Ponape eingedrungen. Übrigens winken aber von den höchsten Berggipfeln der Insel (ungefähr 900 m hoch) Kokospalmen herab, ein Zeichen, daß dort einst Menschen gewohnt haben; denn die Kokospalme kommt, fern vom Meeresstrande, nur als Kulturbaum vor.

Auch auf anderen Südsee-Inseln sind große Steinbauten aus vergangenen Zeiten aufgefunden worden; doch reichen sie bei weitem nicht an diejenigen von Ponape heran. Die Leistung der Ponapesen bei diesen Riesenbauten ist um so bewundernswerter, als sie keinerlei Instrumente zur Erleichterung ihrer Arbeit besaßen, ja, die Steine nicht einmal an Ort und Stelle vorkamen, sondern von weit her geschafft werden mußten. Den Hebel müssen sie wohl gekannt haben; doch ist derselbe jetzt bei den Eingeborenen nicht mehr im Gebrauch. Ein Zeichen ihres Rückganges!

Der verwitterte Basalt weist auch als weitere Produkte Rot- und Gelberde auf; es ist nicht ausgeschlossen, daß brauchbare Thonerde aufgefunden wird. Schwache Spuren von Eisen finden sich überall; ob abbauwürdige Mengen vorhanden sind, muß erst untersucht werden. Ebenso müssen die Kohlenlager in Baobeltaob erst einer genauen Prüfung an Ort und Stelle unterworfen werden; die eingesandten Proben und frühere Gutachten ergaben völlig minderwertige Kohlen.

Außerhalb der Umwallung von Langarhafen stehen nur noch wenige Europäerhäuser und die Hütten der Eingeborenen. Die Ponapesen sind, wie die Bewohner der übrigen Inseln des Karolinen-Archipels, der Marianen- und Marshall-Inseln,

Digitized by Google

Mikroneſier. Sie gehören ſomit zu jener Übergangsraſſe, die ſich weder von der malayiſchen, noch von der melaneſiſchen oder polyneſiſchen genau abgrenzen läßt. Den Melaneſiern ſind ſie in jeder Beziehung überlegen. Es ſind kräftige, gut gebaute Geſtalten, die Weiber etwas kleiner wie die Männer. Ihre Hautfarbe iſt ſehr verſchieden; vom hellen Gelbbraun zeigt ſie alle Nuancen bis zum tiefen Dunkelbraun. Die ſchwarzen Haare ſind meiſt ſchlicht; doch konnten wir auch manches faſt lockig zu nennende Haupt beobachten. Die prächtigen, blendend weißen Zähne verliehen manchem Geſicht etwas beinahe Hübſches. Die Kleidung iſt ſehr verſchieden, oft ſchon ganz europäiſch. Die noch nicht von der Kultur beleckten Männer tragen gelbe Faſerröcke aus geſpaltenen Kokosblättern oder aus Hibiscusfaſern, die Frauen nur noch ſelten die Lawalawa, meiſt ſind ſie vollſtändig bekleidet mit kurzem Rock und einer Art Juppe. Das Tätowieren, das früher allgemein üblich geweſen ſein ſoll, findet ſich noch immer ziemlich häufig und in hübſchen Muſtern auf den Waden der Frauen, ſeltener bei Männern. Auch die kunſtvollen Webereien der Eingeborenen gehören der Vergangenheit an. Die breiten Schärpen, die ſie früher mit Stolz trugen, ſieht man nur noch ſelten, aber Gürtel und Kopfbinde ſind noch immer ein täglicher Schmuck. Die Mädchen, und oft auch die jungen Männer, tragen duftende, niedliche Blumenkränze im Haar, als ob immer Feſttag wäre. Sie haben ein freundliches, gewinnendes Weſen und einen graziöſen Gruß. Da aber der Boden ihre Nahrung beinahe von ſelbſt, faſt ohne ihr Zuthun, produziert, ſind die Ponapeſen träge und arbeitsſcheu geworden. Wozu ſich anſtrengen, wenn ihnen doch alles, was ſie brauchen, mühelos und von ſelbſt zu teil wird? Das Meer bietet Fiſche in Fülle; aber ungeheißen geht niemand auf den Fiſchfang; Taro und Brotfrucht, Kürbis, Melonen und Ananas ſind ja bequemer zu erlangen. Fleiſchſpeiſen werden ſelten genoſſen. Der Hund, der für kulinariſche Zwecke extra gemäſtet wird, gilt als ganz beſonderer Leckerbiſſen. Als Haustiere trifft man

Digitized by Google

Zu Seite 291 ff.

Ponape, Karolinen, Blick auf den Meeresarm vom oberen Teil des Ortes aus.

Digitized by Google

außer Hund und Katze noch Schweine und Ziegen, auch etwas Rindvieh.

Bei längerem Aufenthalt auf der Insel soll, wie man uns sagte, der günstige Eindruck, den das stille, freundliche Wesen der Eingeborenen macht, verschwinden; da sollen ihre schlechten Eigenschaften, wie Geiz und Habgier, Hinterlist und Gewissenlosigkeit, sowie ihre berechnende Schlauheit immer mehr in den Vordergrund treten. Auch für die „christliche Moral", die ihnen von verschiedenen Seiten gepredigt wird, haben weder die Ponapesen noch die übrigen Karolinier irgend welches Verständnis. Auf Ponape missionieren, wie bereits gesagt, die Kapuziner der Provinz Aragonien. Sie kamen unter der spanischen Herrschaft auf die Inseln als Gegenmissionare gegen eine amerikanisch-protestantische Mission, die schon 1852 auf den Karolinen Fuß gefaßt hatte. Also auch hier, wie überall in der Südsee, der widerliche Religionsstreit, die Seelenfängerei! Die protestantische Mission, the American Board of Commissioners for foreign Mission in Boston (Kongregationalisten) ist auf Ponape durch einen Herrn und drei Damen vertreten; ihr Hauptsitz befindet sich auf Kusaie; von dort aus erstreckt sich ihre Mission über die Gilbert-, Marshall- und östlichen Karolinen-Inseln. Sie arbeiten hauptsächlich mit farbigen Hilfslehrern, die unter der Kontrolle der weißen Missionare stehen. Auch in Ruk haben die Bostoner Sendboten eine Niederlassung. Die westlichen Karolinen stehen ganz unter dem Einfluß der Kapuziner, die ihren Hauptsitz in Jap haben.

In Ponape machen sich, wie bereits gesagt, die beiden christlichen Glaubensrichtungen Konkurrenz. Von den sieben auf der Insel lebenden Volksstämmen sind die Stämme von Jakoij, Not und Anak katholisch, die von U, Metalanim und Kiti protestantisch. Einzig der kleine Stamm von Peleker hat sich der Väter Glauben erhalten, beharrt trotzig bei den Anschauungen seiner Ahnen, und dieser kleine Stamm ist — der einzig arbeitsame! Übrigens sind die Ponapesen trotz ihres äußerlichen Christentums völlig im Aberglauben befangen.

Digitized by Google

Auf Ponape wie auf Kusaie ist die alte Kultur dahingeschwunden, gewiß nicht zum Vorteil der Bevölkerung, die unrettbar dem Aussterben verfallen zu sein scheint. Es sind nicht Krankheiten, die die Hauptschuld am Rückgange dieser Volksstämme trifft, wenngleich mehreremale Epidemieen, wie die Pocken, gewaltig unter ihnen aufgeräumt haben; denn das Klima ist auf allen Inseln des Karolinen-Archipels sehr gesund. Schwere Tropenkrankheiten, wie perniziöse Malaria, Beriberi, Dysenterie u. s. w. sind nicht bekannt. Auf Ponape findet sich vereinzelt Elefantiasis und Lepra mutilans.

Die Hauptschuld am Rückgang der Ponapesen dürfte wohl die herrschende Sittenlosigkeit, der Mangel jeglichen Moralbegriffes tragen. Es ist bedauerlich, wie ein Volk, das auf der einen Seite einen hohen Grad von Entwicklung erreicht hat, auf der andern niedere Eigenschaften zeigt, die unfehlbar, weil sie unausrottbar sind, zu seinem Untergange führen müssen. Es ist dies um so bedauerlicher, wenn man die Intelligenz und Kunstfertigkeit dieser Leute in Betracht zieht. Aber nicht nur auf Ponape ist dieser Niedergang überall sichtbar, auf den meisten östlichen Atollen findet sich von ursprünglicher Kultur, selbst von ursprünglicher Bevölkerung kaum mehr eine Spur. Erst mit der Gruppe der Ruk- und Mortlok-Inseln beginnt, wie uns von kompetenter Seite mitgeteilt wurde, noch ursprüngliches Volkstum; freilich auch hier durch die eingeführten fremden Erzeugnisse in den Bedingungen seines Daseins bis auf die Wurzeln erschüttert. Mit der Einfuhr der Schießwaffe, des Eisens, der Baumwollstoffe und Hanfwaren kamen die alte soziale Ordnung, die ererbten Begriffe über Macht und Besitz ins Wanken. Der Gewerbfleiß liegt darnieder; der Müßiggang ist an der Tagesordnung; da muß es mit dem Volke abwärts gehen.

Wie sehr die Mikronesier den Melanesiern überlegen sind, auf die sie übrigens mit souveräner Verachtung herabschauen, zeigt auch ein Blick auf die Wohnungen der Ponapesen. Die geringeren Hütten sind zwar auch aus Bambusstäben aufgebaut

Digitized by Google

und mit Palmblättern gedeckt, zeigen aber in ihrem Inneren schon verschiedene Räumlichkeiten, die mit allerlei nützlichen Gerätschaften versehen sind. Die Küche ist in einem Nebengebäude untergebracht. Ein festes, europäisches Vorlegeschloß verhindert unbefugtes Eindringen in ein drittes, zu demselben Besitztum gehörendes Gebäude; vielleicht hat dort der Besitzer seine wertvollsten Waffen, seinen Schmuck und andere Schätze verwahrt. Die Behausungen der Wohlhabenderen zeigen dieselbe Einteilung, sind aber schon vollständig aus Brettern gezimmert; ja, sogar Steinhäuser im Besitze von Eingeborenen sind auf Ponape keine Seltenheit.

Die Karolinier bieten, wie die übrigen Südsee-Insulaner, ein Bild der Sprachenzersplitterung. Es werden auf den Inseln eine Reihe von Sprachen und Dialekten gesprochen, und die Archipelbewohner verstehen sich gegenseitig meist selbst nicht. Auch ihre sozialen Einrichtungen sind sehr verwickelt und bedürfen noch eines besonderen Studiums, ehe sie völlig zu unserer Kenntnis gelangen; jedenfalls legen auch sie Zeugnis davon ab, auf welch' hoher Kulturstufe die Karolinier einst gestanden.

Auf Ponape herrschten fünf, im Range einander nicht völlig gleichstehende Könige über sieben Volksstämme. Niemand durfte dem König anders nahen, als in gebückter Stellung, auf Händen und Füßen sich vorwärts bewegend. Mit dem König durfte nur leise gesprochen werden. So wollte es eine alte, strenge Etiquette, die niemand zu durchbrechen wagte. Derselbe demütige Gruß wurde anfangs auch auf die Europäer übertragen, ist jetzt aber der deutschen Sitte des Grüßens gewichen. Heute noch regieren die Könige nominell. Sie allein treiben Polygamie. Der Kastengeist ist auf Ponape stark ausgeprägt, und nie verbindet sich der Höhergestellte mit dem Niederen.

Der Tauschhandel stand früher in hoher Blüte, und ist auch heute noch nennenswert. Zu den wichtigsten Tauschartikeln gehören selbstgewebte Zeuge, Mattensegel, Stricke, Fischleinen,

Digitized by Google

Hibiscusfasern, Holzgefäße, Schildpatt und allerlei daraus verfertigte Gegenstände und besonders auch Gelbwurzpulver (Curcuma). Auf Ponape wird dieses aus dem Wurzelstock der Curcuma longa gewonnene Pulver, dessen Bedeutung als Farbstoff schon in der grauen Vorzeit bekannt war (kommt doch der Name von dem persischen „kurbum" = Safran!), frisch verbraucht; auf den übrigen Inseln des Karolinen-Archipels bildet es getrocknet einen wichtigen Handelsartikel.

Auf Jap existiert auch eine Art Steingeld in der Form von Mühlsteinen von 1—7 Fuß Durchmesser und bis zu mehreren tausend Pfund schwer, aus einem feinkörnigen Kalkstein, Aragonit, gewonnen. Diese „Geldstücke" stellt der glückliche Besitzer vor seinem Hause auf. Auf Ponape ist schon seit 1880 auch Silbergeld ein begehrter Artikel. Sonst werden von seiten der Weißen Baumwoll-, Hanf- und Eisenwaren, leider auch die modernen Feuerwaffen, an Tausch gegeben. Diese letzteren haben die Ponapesen zu einem unruhigen Völklein gemacht, das nicht nur den in der Geschichte der Südsee-Inseln vielleicht einzig dastehenden Freiheitskampf zur Abschüttelung des spanischen Joches (1887—90) äußerst tapfer führte, sondern auch seinesgleichen auf den Nachbarinseln überfiel und bedeutend unter ihnen aufräumte. Unter den einheimischen Waffen ist die Schleuder am geschätztesten.

Der Karolinen-Handel lag früher ganz in deutschen Händen. Jetzt macht sich die Konkurrenz überall breit. In Jap und somit auf den westlichen Karolinen überwiegt bereits der amerikanische Einfluß. Auf den östlichen Karolinen streiten sich Japaner, Engländer, Amerikaner und Deutsche um den Vorrang.

Bemerkenswert und praktisch sind auch die Fahrzeuge der Ponapesen. Ein künstlich ausgehöhlter Baumstamm — am liebsten vom Brotfruchtbaum genommen — bildet den Hauptteil, den Schiffsrumpf, der im Verhältnis zu seiner Länge äußerst schmal ist. Dem Schiffskörper parallel und durch Querstangen mit demselben verbunden, läuft ein sogenannter Ausleger, ein Schwimmbalken, der das Boot vor dem Um-

Digitized by Google

kippen schützt, so daß es auch bei höher gehender See ohne Gefahr benutzt werden kann. Das Boot ist dem auf Ceylon, wie dem auf anderen Südsee-Inseln gebräuchlichen ähnlich, aber sehr lang, so daß es manchmal, von zwanzig und mehr Männern gerudert, pfeilschnell durch das Wasser schießt. Doch sahen wir auch Canoes von Eingeborenen mit ganz modernem Segelapparat.

Früher machten die Karolinier mit ihren Schiffen Fahrten von ungefähr 300 Seemeilen, ohne jedes nautische Hilfsmittel, nur die Gestirne als Wegweiser benutzend; aber auch diese Fahrten gehören der Vergangenheit an.

Das Innere von Ponape ist heute vollständig entvölkert. An den üppigen Mangrovegürtel des Ufers schließt sich sofort, zur Höhe ansteigend, ein dichter Urwald, der durch die alles umschlingenden Lianen fast undurchdringlich gemacht wird. Aber so üppig die Vegetation der Karolinen auch wuchert, so prächtig die Areca- und andere Palmen, die Bananen, Bambus, Gewürznelken, Orangen, Zuckerrohr, Taro, der Brotfruchtbaum, die verschiedenen Hibiscusarten u. s. w. auch gedeihen, so arm ist verhältnismäßig die Fauna des Archipels. Von Säugetieren finden sich nur Ratten, die jedenfalls auch erst durch den Schiffsverkehr eingeschleppt wurden und jetzt oft zur Landplage werden. Außerdem sind zwei Gattungen Fledertiere vorhanden, von denen besonders der fruchtfressende, fliegende Hund in Betracht kommt.

Reicher ist die Vogelwelt. Es sind ungefähr achtzig Vogelarten nachgewiesen worden, die der Ornis des indomalayischen Archipels angehören. Eine wunderhübsch gefärbte, rotbrüstige Papageienart (Chalcopsittacus rubiginosus), unsere Sumpfohreule (Otus brachyotus), ein Glanzstar und als Sänger ein unserer Rohrdrossel verwandter Vogel (Calamoherpe syrinx) sind uns besonders aufgefallen. Prachtvolle Schmetterlinge durchschwirrten die Luft.

Als wir uns wieder dem Hafen zuwandten und dort auf unser Boot warteten, tönte plötzlich der Ruf: „Bismarck!“ an

Digitized by Google

unser Ohr. Zu unserer Überraschung leistete ein Eingeborener dem Rufe Folge. Mit grinsendem Lächeln, als kenne er die Bedeutung seines Namens, schritt der Bursche an uns vorüber. Und wirklich hatte er etwelche Ähnlichkeit mit unserem großen, deutschen Staatsmanne, was ihm vielleicht seinen Namen eingetragen haben mag: eine kräftige, gedrungene Gestalt mit einem etwas breiten Gesicht, das ein kleiner, schwarzer Schnurrbart zierte. Dabei schauten unter seinem breiten Strohhute zwei kluge, pfiffige Augen hervor, die auf einen gewissen Grad von Intelligenz schließen ließen. Uns machte die Sache Spaß, und wir erfuhren später, daß der Mann mit dem berühmten Namen einen Europäer zum Großvater gehabt, wodurch auch die hellere Hautfarbe und die für einen Ponapesen auffallend stattliche Körpergröße leicht erklärbar ist.

Der Abend an Bord brachte etwelche Abkühlung nach des Tages wirklich drückender Hitze, aber auch eine solche Menge von Fliegen, wie wir sie in dieser Zahl noch nie beisammen gesehen hatten und die wir trotz Wind und zeitweiligem Regen bis Saipan nicht wieder los werden sollten.

Dienstag, den 14. August, nachmittags drei Uhr, lichtete die „München", nach ungefähr neunundzwanzigstündigem Aufenthalt in Ponape, die Anker, um Saipan, eine zu den Marianen gehörende Insel, am 17. desselben Monats zu erreichen. Wir aber wollen diese kurze Skizze des Karolinen-Archipels nicht schließen, ohne unsern verbindlichsten Dank für die vielen uns in Ponape bereitwilligst erteilten Auskünfte hier auszusprechen.

Saipan liegt 890 Seemeilen von Ponape entfernt. Während der Überfahrt macht sich die feuchtwarme Treibhausluft des Tropengürtels wieder recht unangenehm fühlbar. Bei der mit Wasserdampf übersättigten Luft empfindet man die Hitze stärker, drückender, als den Wärmegraden entspricht. Die Luft nimmt keine Feuchtigkeit mehr auf, und der transpirierende Körper wird nicht trocken, sondern bleibt in einem Zustande unangenehmer, permanenter Schweißsekretion, der Tag

Digitized by Google

und Nacht gleich störend wirkt. Tagsüber ist der Himmel, infolge des in der Atmosphäre suspendierten Wasserdampfes, trübe, bewölkt; nachts aber meist sternenhell, klar und vom sanften Mondlicht beglänzt. Dieses fahle, goldgelbe Licht, in dem sich alles so deutlich und scharf abhebt, übt einen eigentümlichen, fast dämonischen Zauber auf den empfindenden Menschen aus. Und gleitet es über die leicht bewegte See, wo jede einzelne Welle dieses magische Licht in goldenem Glanze reflektiert, dann weitet sich die Menschenbrust, und es werden Gefühle ausgelöst, die besänftigend wirken auf Wunden, die eine rauhe, rohe Welt geschlagen.

Der 17. August, Freitag, bringt uns auf die Höhe der Marianen oder Ladronen (Diebsinseln), die 1521 von Magalhães entdeckt, 1668 in spanischen Besitz übergingen und zu Ehren von Maria Anna, der Witwe König Philipps IV., benannt wurden. 1899 wurden sie mit den Karolinen an Deutschland abgetreten, mit Ausnahme von Guam, der größten Insel der Gruppe, die die Amerikaner während des Krieges mit Spanien auf hinterlistige Weise weggenommen hatten.

Die Marianen, die durch eine breite Meeresstraße in zwei Abteilungen geschieden werden, bilden eine von Norden nach Süden gestreckte Reihe von ungefähr 15 Inseln mit einem Gesamtflächeninhalt von 1140 qkm und einer ungefähren Einwohnerzahl von 10 000 Seelen. Die flachen Küsten der südlichen Inseln (Guam, Rota, Tinian, Saipan) sind mit Korallenriffen umgeben; ihr Boden ist überaus reich, fruchtbar und durch zahlreiche Bäche gut bewässert; anders die nördlichen Eilande, die im Vergleich mit den südlichen unfruchtbar und arm an Pflanzen, aber voll zackiger, malerischer Berge sind, deren Spitzen bis zu einer Höhe von 1000 m ansteigen und vulkanischen Charakter tragen. Da giebt es erloschene, wie auch noch thätige Vulkane. Die Küsten sind hier steil und hoch; da sind keine Korallenriffe, aber auch keine Häfen vorhanden.

Schon am Vormittag des 17. August erblicken wir von weitem Saipan, unser nächstes Reiseziel. Mehrere flache Atolle

Digitized by Google

sind der größeren Insel vorgelagert, die vom niedern Küstensaum langsam zu einer ganz stattlichen Höhe ansteigt. Die See dünt stark, und unser altes Schiff, dessen Schraube sich immer wieder mit lautem Geräusch in der Luft, statt im Wasser, dreht, schwankt über Gebühr. Das Schiff ist weder für die Tropen gebaut noch entsprechend dafür eingerichtet, und infolge dessen haben wir Mangel an Luft und Bewegung. Schon in der Nacht hatten schwere Regengüsse eingesetzt und das Schließen der Kabinenfenster notwendig gemacht. Aber die dumpfe Luft erschwerte das Atmen und raubte den Schlaf. Alle Augenblicke mußten wir aufstehen und die Luken öffnen, um nur etwas Luft zu haben. Am Morgen machten wir dann noch die fatale Entdeckung, daß der Regen trotz aller Vorsicht seinen Weg in unsere Kabine gefunden und unser Handgepäck völlig durchnäßt hatte. Am Morgen ließ zwar der Regen nach; aber die hochgehende See hielt noch immer an. An den steileren Uferstellen Saipans brandet und schäumt das wogende Meer ohne Unterlaß. Von Juli bis Januar hat Saipan, das auf dem 14° 5′ nördlicher Breite und dem 147° östlicher Länge liegt, der herrschenden Monsune wegen, stets hochgehende See und starke Dünung. Wir sehen die Insel von der Südseite, wo sie weite Savannen mit starrem Gras von hohem Wuchse aufweist. Dann fahren wir durch die verhältnismäßig schmale Straße zwischen Saipan und Tinian und wenden uns in großem Bogen gegen Tanapaghafen auf Saipan. Gegen drei Uhr gelangen wir auf die Höhe genannten Hafens und werfen Anker, noch weit entfernt vom Lande. Die Dampfpfeife giebt ihre schrillen Signale; aber nichs regt sich am Ufer, kein Boot kommt.

Eine solch reiche Atollbildung, wie um Ponape herum, findet bei Saipan nicht statt; doch ist auch diese Insel durch ein großes Barrier-Riff eingeschlossen, auf dem kleine Atolle im Entstehen begriffen sind. Auf diesen bildet sich wiederum eine eigentümliche Art von Sandstein. Der Sand wird durch die Brandung angeschwemmt; organische Stoffe, wie Algen, lagern sich darauf ab und werden wieder von Sand zugedeckt,

Digitized by Google

Zu Seite 302-303.

Saipan, Marianen, Straßenbild, die Häuser ruhen auf Pfählen.

Digitized by Google

und so geht es fort, Schicht auf Schicht; schließlich backt alles zu einer festen Masse zusammen, und es entsteht ein weicher Sandstein.

Von der nordwestlichen Seite präsentiert sich Saipan ganz bedeutend besser, wie von Süden: stattliche Kokospalmen schmücken das Ufer, und dunkelgrüner Wald steigt weit hinauf auf die Berge. Ein freundlicher Ort, eine stattliche Ansiedelung, die sich zum Teil um eine ehemalige spanische Kaserne gruppiert, liegt, halb unter Palmen versteckt, dicht am Ufer und macht einen überaus lieblichen Eindruck. Garapan ist der Name des Ortes, der Sitz der deutschen Regierung ist und der Verwaltung eines Bezirksamtmannes untersteht. Die deutschen Marianen haben zusammen nur noch etwa 1600 Einwohner, Tagalen, Mischlinge von den Philippinen, die durch die Spanier hierher verpflanzt worden waren, nachdem diese allerchristlichste Nation die Chamorro, die Ureinwohner der Marianen, deren es im Jahre 1670 noch ungefähr 100 000 gab, in ihrem religiösen Vertilgungseifer vollständig ausgerottet hatte. In Scharen waren Männer, Frauen und Kinder zusammengetrieben und mit Waffengewalt zur Annahme des Christentums gezwungen worden. Nach der Taufe aber wurden die Konvertiten sofort umgebracht, „damit keine der neugewonnenen Seelen dem Himmel wieder verloren gehe!“ Das ist echt spanische Art zu kolonisieren! Tantum religio potuit suadere malorum! so viel Unheil hat die Religion anzuraten vermocht! (Lucretius.)

Die Tagalen, die das Spanische als Verkehrssprache angenommen haben, sind sehr gerne unter deutscher Herrschaft. Sie müssen bedeutend weniger Steuern bezahlen und werden viel besser behandelt wie früher. Ja, sogar aus Guam, der in amerikanischem Besitz sich befindenden größten Insel der Gruppe, kommen die Eingeborenen herüber, um sich in Saipan anzusiedeln, damit sie besserer Behandlung teilhaftig würden. Die Amerikaner sollen, wie erzählt wird, in roher Weise mit ihren Untergebenen verfahren. Es ist auch auf Zuzug von den

Digitized by Google

Philippinen zu hoffen, so daß in einigen Jahrzehnten die durch spanischen Unverstand fast verödeten Marianen-Inseln wieder neues Volkstum und neues Leben zeigen werden. Einen schweren Nachteil hat die Einwanderung aus Guam allerdings auch mit sich gebracht: es ist durch dieselbe nämlich Lepra (Aussatz) auf Saipan eingeschleppt worden. Auch Luës und Lupus sollen dort herrschen, wie der für die Inseln bestimmte Arzt, der sich auch an Bord der „München" befand, mitteilte. Sonst soll das Klima der Marianen ein außerordentlich günstiges sein. Der Boden ist sehr fruchtbar und verspricht bei richtiger Bebauung viel für die Zukunft. Schon jetzt, nach einem einzigen Jahre planmäßiger Verwaltung, decken sich die Verwaltungskosten der Inseln durch deren Einnahmen. Gewiß ein, wenn auch kleines, so doch erfreuliches Zeichen des Vorwärtsschreitens! Die Maisfelder der Tagalen gedeihen sehr gut und tragen reichlich. Die Kokosbestände der Marianen übertreffen an Größe und Qualität der Früchte diejenigen der Karolinen bedeutend. Reis, Kaffee, Tabak gedeiht vortrefflich, und auch für Baumwolle ist der Boden sehr geeignet. Von kompetenter Seite wird versichert, daß der Boden der drei größeren Marianen-Inseln Saipan, Tinian und Rota bedeutend ertragsfähiger sei als der der Karolinen. Auch Viehzucht wird von den Tagalen mit bedeutendem Erfolge getrieben. Auf Rota besteht sogar ein Wildpark; es sind dort Rehe verwildert gefunden worden; wahrscheinlich haben die Spanier dieselben einmal eingeführt. Hühner kommen auf allen Inseln der Marianen-Gruppe verwildert vor. Die Fauna, speziell die Ornis dieser Eilande, ist der der Karolinen sehr ähnlich; nur ist dort das Vorkommen einer Rabenart von besonderem Interesse.

In die Arbeiten teilen sich Tagalen und Malayen; doch sind erstere die geschätzteren Arbeitskräfte.

Es leben gegenwärtig in Saipan drei Europäer neben vielen Japanern mit diesen und den dunkelfarbigen Eingeborenen in schönster Eintracht. Kein Militär ist auf der glücklichen Insel zu finden. Wozu auch? Die Tagalen, die bei der An-

Digitized by Google

kunft der Deutſchen in den Buſch geflohen waren, haben ſich überzeugt, daß ſeit der Abreiſe der Spanier ſich alles zu ihrem Beſten geändert und ſind nun die friedfertigſten Unterthanen, die der Regierungsbeamte ſich wünſchen kann. Neuerdings hat man eine kleine Polizeitruppe aus 16 Eingeborenen gebildet.

Früher trieben die Tagalen Hochſeefiſcherei. Als kühne Seefahrer wagten ſie ſich in ihren ſchmalen Canoes weit hinaus aufs offene Meer, und es herrſchte ein reger Verkehr zwiſchen den einzelnen Inſeln. Einige vorgekommene Unglücksfälle benutzten die Spanier als willkommenen Anlaß, um die Hochſeefiſcherei und ſomit den ihnen mißliebigen Verkehr zwiſchen den einzelnen Stämmen zu verbieten. Seither haben die braunen Bewohner der Marianen den Bootbau gänzlich verlernt und fiſchen nur noch an der Küſte. Nur noch wenige alte Leute leben, die in ihrer Jugend den Bootbau kannten, und durch dieſe ſucht jetzt die deutſche Regierung die Hochſeefiſcherei wieder zu beleben.

Früher beſaßen die Tagalen auf dem Hochplateau ausgedehnte Reisfelder mit äußerſt kunſtvollem Berieſelungsſyſtem. Die Spanier aber bauten die Kirche in die Ebene, nahe dem Strande, und zwangen die chriſtlich gewordenen Eingeborenen, die Hochflächen zu verlaſſen und ſich um die Kirche herum anzuſiedeln. Die Reisfelder verödeten. Aber die Eingeborenen verloren auch durch die ſchlechtere Nahrung an Kraft und Ausdauer. Das iſt hauptſächlich auf Rota der Fall. Jetzt ſoll der Reisbau wieder belebt werden, indem die deutſche Regierung eine Prämie ausſetzt für jede Familie, die auf die Höhe zurückkehrt und die Reisfelder vergrößert.

Schiffsverkehr hatten die Marianen bis dato faſt gar nicht. Seit die ſpaniſchen Soldaten, ungefähr zweihundert Mann, abgeholt worden waren, hatte ſich bis zur Ankunft der „München“ kein Dampfſchiff mehr in dieſen Gewäſſern blicken laſſen. Japaniſche Segelſchiffe treffen von Zeit zu Zeit ein und verkaufen an die paar Europäer Büchſenkonſerven zu übertriebenen Preiſen.

Digitized by Google

Es war um vier Uhr nachmittags — noch hatte niemand das Schiff verlassen können — als ein heftiges Poltern, als ob eine schwere Kiste fiele, uns alle aufschreckte. Hoch oben vom Maste herab, wo er die verwirrte Postflagge hatte in Ordnung bringen wollen, war ein Schiffsjunge gefallen und derart mit dem Rücken auf Deck aufgeschlagen, daß er nach wenigen Minuten den Geist aufgab. Der arme, siebzehnjährige, intelligente Junge hatte einen Bruch der Wirbelsäule davongetragen, und der Tod war die unausbleibliche Folge.

Rasch tritt der Tod den Menschen an;
Es ist ihm keine Frist gegeben;
Er stürzt ihn mitten in der Bahn,
Er reißt ihn fort vom vollen Leben.

Uns stimmte das trübe Vorkommnis sehr traurig, hatten wir doch den hübschen, freundlichen Burschen täglich gesehen und uns manchmal über seine Gewandtheit und seine jugendliche Lebhaftigkeit gefreut.

Kurz darauf naht ein Boot mit der deutschen Flagge, das uns einen Regierungsbeamten an Bord bringt. Das Fallreep ist der starken Dünung wegen nicht zu benutzen, und der Herr klettert an der Lotsenleiter herauf auf Deck. Im Schiffchen zurück bleiben sechs braune Tagalen, seine geschickten Ruderer, die in ihrer gelben Hose, dem weißen Tricothemd und der gelben, unten rot veränderten Mütze mit der deutschen Kokarde keinen übeln Eindruck machen. Natürlich sind sie barfuß.

Mit unendlicher Mühe und nicht ohne Gefahr bei der starken Dünung wird nun unser größtes Schiffsboot klar gemacht, das heißt ins Meer hinabgelassen, die Leiche des armen, verunglückten Jungen, in die schwarz-weiß-rote Flagge gehüllt, hineingebracht und die wenige Ladung, die wir für Saipan haben, an Stricken ebenfalls in das Boot hinabgelassen. Nun klettern die Matrosen die sogenannte Lotsenleiter, eine ins Wasser laufende Strickleiter, hinunter. Das Boot tanzt auf den Wellen, und oft geht es lange, bis die richtige Zeit zum Sprunge von der Leiter gekommen ist. Wir haben zwei

Digitized by Google

Zu Seite 306/307.

Saipan, Marianen, Tagalenjunge mit dem Lasso auf seinem Ochsen.

Digitized by Google

Passagiere für Saipan an Bord, die ebenfalls an Land befördert werden müssen. Mehrere Herren von der Schiffsgesellschaft klettern auch die Leiter hinunter und springen ins schwankende Boot. Doch ist die Fahrt an Land eigentlich zwecklos. Um sechs Uhr erst kann das Boot, das in großem Bogen einen Weg von zwei Stunden durch eine heftige Brandung zurückzulegen hat, seine Fahrt antreten. Bei voller Dunkelheit erst trifft es in der Niederlassung ein, so daß nichts mehr zu sehen ist. Zweck der Fahrt ist auch lediglich die Beerdigung unseres armen Schiffsjungen.

Und nun folgt eine Nacht, in der das Schiff derart am Anker rollt, daß von einem Liegen im Bette, von einer Ruhe überhaupt keine Rede sein kann. Wir versuchen unser Heil auf Deck, aber auch hier ohne Erfolg; gegen Morgen trieb uns die empfindlich feuchte Luft wieder in die dumpfe Kabine zurück.

In aller Frühe wurde der „München" noch der Besuch des Bezirksamtmannes der Marianen zu teil, und dann lichtete sie, um neun Uhr morgens, die Anker, um baldmöglichst Hongkong, das letzte Ziel ihrer Reise, zu erreichen. Zwar bedauerten wir den kurzen Aufenthalt auf Saipan, der ein gründliches Kennenlernen der Insel und ihrer Verhältnisse nicht gestattete; doch waren wir froh dem Liegen vor der Insel und dem Geschaukeltwerden zu entgehen. Wir hofften auf bessere Verhältnisse draußen auf offener See.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel.

Lose Blätter aus der Südsee.

Nulla dies sine linea!

Sonntag, den 19. August 1900.

Wir schwimmen seit gestern wieder auf dem weiten Meere! Die Luft ist feuchtwarm, 29°, die Witterung trübe und zu Regen geneigt, der auch in der Nacht reichlich fällt. Der eingesetzte Monsun bläst stark aus West, und die in den letzten Tagen so wie so schon aufgeregte See ist dadurch noch bewegter und unruhiger geworden. Das Schiff schaukelt heftig und verhindert intensiveres Arbeiten; auch das Schreiben ist erschwert. Wir sind im allgemeinen nicht gerne auf der „München" und wollen froh sein, wenn Hongkong in etwa fünf Tagen erreicht sein wird.

Unsere Reisegesellschaft ist eine sehr heterogene, trotz einer gewissen homogenen Zusammensetzung: der Mehrzahl nach Mediziner. Uns wäre eine größere Gesellschaft mit verschiedenen Variationen lieber, trotzdem wir nicht viel auf Geselligkeit geben, und meist nur für uns sind; aber mehr Passagiere — wir sind nur sieben in unserer Klasse — besonders auch mehr Damen, würden regeres Leben bringen, und manche Ecken des Verkehrs abschleifen, wie sie eben bei einer so kleinen Anzahl von auf engen Raum angewiesenen Menschen um so merkbarer hervortreten.

Digitized by Google

Der heutige Sonntag an Bord verlief sehr still und sehr langweilig. Es regnete zeitweilig in Strömen, und die See ging derart hoch, daß eine Benutzung des Promenadendecks auch nur zu bescheidenem Gehen, zu etwas freierer Bewegung, unmöglich war. Wir waren förmlich zum Herumliegen verurteilt. Auch die Bibliothek der „München" bietet wenig Unterhaltung: eine Bibel, ein Gesangbuch und lauter englische Romane; dies ist alles und doch wieder herzlich wenig für richtigen Zeitvertreib. Wir dürsten förmlich nach Nachrichten aus der Heimat; die letzten deutschen Zeitungen, die wir lasen, waren vom Mai datiert. Bis Ende Juli hatten wir wenigstens doch noch englische Blätter; aber seit mehr als drei Wochen wissen wir nichts mehr von dem was in der großen und doch ach, so kleinen Welt da draußen vorgeht. So verwöhnt ist der Mensch, daß er eine solch kleine Entbehrung wie den wochenlangen Mangel an Zeitungen als schwere Beeinträchtigung seiner Wißbegierde zu empfinden beginnt! Und was will diese kleine Entbehrung bedeuten gegenüber dem geistigen Hunger so mancher Kolonisten in der fernen Südsee, die oft sechs Monate und noch länger von jedem Verkehre mit der übrigen Welt abgeschnitten sind?

So wußten zum Beispiel seinerzeit die spanischen Besatzungen auf den Marianen nichts von dem zwischen ihrem Mutterlande und Amerika ausgebrochenen Kriege. Als eines Tags in Guam, der größten Insel der Marianen, ein amerikanisches Kriegsschiff erschien, beeilte sich der dortige spanische Kommandant den Herren Amerikanern seine Achtung und Höflichkeit zu bezeugen. Er begab sich zu diesem Zwecke mit seinen Offizieren an Bord des Kriegsschiffes, wurde von den Amerikanern scheinbar freundlich aufgenommen und mit seinen Begleitern zum „Dinner" eingeladen.

Kaum war dasselbe beendet, so wurden die Spanier von den Amerikanern ersucht, gefälligst gleich ganz dazubleiben als — Kriegsgefangene. Das Erstaunen und die Überraschung der Spanier, die von dem Kriege gar keine Ahnung hatten, war

Digitized by Google

groß; aber schließlich konnten sie nichts anderes thun, als gute Miene zum bösen Spiele machen.

Unsere deutschen Kolonisten in der Südsee, denen die Wirren in China erst durch uns bekannt wurden, empfinden deshalb auch schwer den Mangel einer direkten Verbindung mit dem Vaterlande — ein Kabel. Möge ihnen dieses verbindende Band bald werden, und möge auch in dieser Richtung Deutschland von England lernen, das sich mit seinen Besitzungen durch die das moderne Leben so sehr bewegende, lebendige Kraft der Elektrizität, den Telegraphen, immer fester verknüpft.

Montag, den 20. August 1900.

Ein trüber, regnerischer Morgen folgt einer regenreichen, unruhigen Nacht. Die See geht noch immer hoch, in ungeschwächter Heftigkeit, so daß für unsereinen das Gehen und Stehen an Bord schließlich erschwert ist. Das ewige Schaukeln, in dem sich das Schiff und wir selbst uns befinden, wirkt nachgerade störend auf das Centralnervensystem ein: der Kopf, das Gehirn, wird benommen und der Nervus Vagus mit seiner Domäne, dem Magen, fängt an, ungebärdig zu werden. Mit einem Worte, es wird uns „unbehaglich". Und dabei keine Aussicht auf baldige Besserung dieses abscheulichen Wetters!

Die schwere, feuchte Luft dringt überall mit ihrer Wirkung durch: Kleider, welche in der Kabine hängen, werden feucht und moderig, ebenso Wäsche, die nicht ganz dicht eingeschlossen ist, ja sogar die Stiefel und das Handgepäck überziehen sich mit Schimmelpilzen, und die Schlüssel in der Tasche, Taschenmesser im Etui, werden feucht und rostig. Alles, was man anrührt, fühlt sich mehr oder weniger feucht an, ein Zustand, dem man das Prädikat „angenehm" gewiß nicht zuerkennen kann.

Seit unserer Abfahrt von Brisbane sind wir auf offenem Meere bis dato noch keinem Schiffe, weder Dampfer noch Segler begegnet. Es scheint, daß unser Weg wenig befahren

Digitized by Google

ist. Wir bedauern dies; denn das Erscheinen eines anderen Schiffes am Horizonte, das sich Erkennengeben durch Flaggensignale, bringt in das so wie so schon eintönige Schiffsleben doch etwelche Abwechslung und zeigt auch, daß man auf dem Oceane nicht vollständig verlassen ist. Hier, in dieser Gegend desselben, scheinen wir es aber wirklich zu sein!

Unser Schiff kommt infolge des hohen Seeganges, trotz seiner guten Maschine, nicht auf die mittlere Geschwindigkeit von 300 Seemeilen im Tag. Schon gestern blieben wir um 14 und heute sogar um 45 Seemeilen unter dem Durchschnitt. Wir steuern genau westwärts und befanden uns heute Mittag auf dem 17° 3′ nördlicher Breite und dem 135° 58′ östlicher Länge. Bis nach Hongkong bleiben uns noch 1355 Seemeilen zu durchfahren.

Eine mächtige Sturzwelle kam diesen Mittag über Bord. Das Wasser ergoß sich wie ein Strom durch die offene Thüre, die auf Deck führt, und überschwemmte nicht nur die vorderen Kabinen, sondern auch den Speisesaal. Zufälligerweise blieben wir durch rasches Schließen unserer Kabinenthüre vor gründlicher Überflutung geschützt; etwas weniges fiel von derselben natürlich auch für uns ab. Mit Schöpfern und Eimern mußte das Salzwasser aus den Schiffsräumen wieder entfernt werden. So giebt es eben immer „unvorhergesehene Arbeit“ an Bord eines Schiffes.

Dienstag, den 21. August 1900.

Regen und wieder Regen eröffnet auch den heutigen Tag. Durch eine Ruhepause wird derselbe zeitweise unterbrochen, nur aber um kurz darauf um so kräftiger wieder einzusetzen. Alles ist naß, am meisten die Luft, und diese ganz abnorme Feuchtigkeit ist es, die nachgerade Schaden bringend wirkt. Bereits sind unsere entbehrlichen Kleider aus der Kabine in die Trockenkammer gewandert; sie waren mit einer Masse von Schimmelpilzkulturen überzogen und total feucht geworden. Dazu die Tropenwärme, und die Bedingungen des Brutkastens waren erfüllt.

Digitized by Google

Die See kommt uns heute nicht mehr so hochgehend vor, wie in den letzten Tagen; möglich ist es auch, daß wir uns dies nur einbilden und die Macht der Gewohnheit anfängt, ihre Wirkung in Bezug auf das Schaukeln zu üben. — Seit Tagen haben wir keine Sonne mehr gesehen, und diesen Mangel empfinden wir, verwöhnt durch die Fülle des Lichtes der der Regenzeit vorangegangenen Sonnentage, doppelt schmerzlich. Wie sehr sind wir doch von der Sonne, dieser Urquelle aller Kraft und Bewegung, abhängig, wie sehr zeigt uns ein Mangel derselben, daß wir so recht Kinder der Sonne, Produkte des Lichtes sind, unvermögend ohne sie zu existieren! Düsterer, trüber wird das Gemüt in dem Maße, als das Sonnenlicht fehlt. So geht es auch auf unserem Schiffe im weiten wogenden Ocean, der seinem Namen „Pacific" wahrlich nicht immer Ehre macht.

Während des Essens und auch zu anderen Stunden werden an Bord natürlich allerlei Gespräche geführt, verschiedener Art und Richtung, darunter auch politische. Mancher trübe Gedanke über die Zukunft Deutschlands wurde heute ausgesprochen, und völlig berechtigt waren dieselben namentlich in Anbetracht der religiösen Spaltung unseres Vaterlandes — mögen die Befürchtungen sich nicht erfüllen, dafür aber sich die Worte Goethes bewahrheiten:

„Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei."

Ich für meine Person glaube trotz allem und alledem zu sehr an den Bestand und das feste Gefüge des Deutschen Reiches, als daß dasselbe durch das Wühlen finsterer Mächte und durch andere Ereignisse dauernd alteriert werden könnte. Ein Volk, in dem ein so hoher moralischer Wert steckt, wie im deutschen, in welchem glücklicherweise auch endlich der

Digitized by Google

nationale Gedanke immer mehr Wurzel schlägt, das überall so machtvoll und siegreich auf dem Felde der Arbeit vorwärts schreitet, wird nicht so schnell und leicht auseinanderfallen, sondern die mancherlei noch bestehenden Übelstände im Innern durch stetig fortschreitende Entwicklung, durch immer mehr sich erweiternde Bildung und vertieftes Wissen überwinden. Jeder einzelne, strebsame, tüchtige Mensch hat seine Neider und Gegner, um wievielmehr eine Nation, die, wie die deutsche, bis vor relativ kurzer Zeit von den kleinen und großen Staaten Europas über die Achsel angesehen und dementsprechend behandelt wurde! Wir brauchen heute keinen dieser offenen oder verkappten Gegner mehr zu fürchten, so lange wir einig sind; denn dessen sind wir uns mit Stolz bewußt,

„Daß, wenn Deutschland einig blieb,
Es einer Welt Gesetze schrieb!"

Ich bin weit schon in der Welt herumgekommen, aber bei keinem Volke habe ich in dem Umfange so menschlich schöne Eigenschaften gefunden, als wie beim deutschen. Doch auf welche Gedanken und Sprünge kommt man bei trübem Wetter in der Südsee!

Wie sehr die Witterungsverhältnisse unserem Vorwärtskommen hinderlich sind, zeigt die alle 24 Stunden ausgegebene Tabelle über die Bewegungen des Schiffes. So haben wir seit gestern nur 233 Seemeilen gemacht. Alles an Bord hofft auf Besserung des ganz elenden Wetters. Aber diese Hoffnung stellt unsere Geduld auf eine herbe Probe. Gegen Abend geht die See höher als je, der Regen strömt derart herab, daß ein Aufenthalt an Deck unter dem Sonnenzelte und selbst in den geschütztesten Ecken zur Unmöglichkeit geworden ist.

Mittwoch, den 22. August 1900.

Die Situation wird immer kritischer. Die ganze Nacht rauschte wild die hochgehende See, und der in Strömen herabprasselnde Regen, vom Winde gegen das Schiff förmlich gepeitscht, das schaukelte und rollte, ließ keine Ruhe zu. Wie

Digitized by Google

manche schlaflose Nacht hat uns diese Reise schon gebracht! Kein Wunder, daß wir uns unsagbar müde und abgespannt fühlen! Und wie brach der heutige Morgen an? Alles trübe, feucht; ununterbrochen gießt es, während das Schiff sich mühsam durch die hochgehende See durcharbeitet. Bis gestern konnten wir wenigstens noch die Thüren des Rauch- und Damenzimmers, beide neben einander auf Promenadendeck gelegen, nach einer Seite hin offen halten, jetzt aber müssen wir sie schließen; denn der sturmartige Wind wirft, trotz schützenden Vordachs, den Regen derart gegen dieselben, daß auch diese Salons bereits gründlich durchnäßt und überschwemmt wurden. Wir gewöhnen uns etwas schwer an den durch diese notwendigen Vorkehrungen fühlbar gewordenen Mangel an frischer Luft; aber gegen die entfesselten Elemente der gewaltigen Natur ist der Mensch ein winziges Atom, das sich still fügen muß. Möge es bald besser werden!

Wir fahren, wie bereits gesagt, mit verminderter Geschwindigkeit und machen kaum noch 10 Seemeilen in der Stunde. Der Kapitän, ein wackerer Mann, sagt, daß er diese Geschwindigkeit noch mehr reduzieren, d. h. langsamer fahren müsse, in der Hoffnung, in den nächsten Tagen dann bei Passage der zwischen Formosa und Luzon liegenden Inselgruppen und des Balingtangkanals besseres Wetter zu haben. Sollte sich diese Erwartung nicht erfüllen, so könnten wir, wegen zu großer Gefahr, den Balingtangkanal nicht durchfahren. In diesem Falle müßten wir an der Ostküste von Luzon heruntergehen und den Umschlag der Witterung abwarten. Es ist nur gut, daß wir bis jetzt auf unserer Fahrt mit der Zeit im Vorsprung waren, so daß wir im Grunde genommen nichts verlieren. So kommen wir eben ganz gemächlich nach China, wann ist uns heute unter diesen Umständen sehr gleichgiltig; die Hauptsache ist, daß wir unser Ziel überhaupt erreichen. Trotz vorgerückter Morgenstunde ist es infolge des Nebels noch so trübe und dunkel in den Zimmern, daß wir Licht brennen müssen, um nur sehen zu können.

Digitized by Google

Um 12 Uhr scheint unser Dampfer plötzlich zu stoppen; man vernimmt die Umdrehung der Schraube nicht mehr. In Wirklichkeit aber fährt unsere „München" nur unmerklich, äußerst langsam. Ein Stoppen ginge schon deshalb nicht an, weil das Schiff dann dem Steuer nicht mehr gehorchen würde. Wir sind nämlich in die unmittelbare Nähe eines Teifuns geraten, dessen Centrum gerade parallel mit uns läuft. Diese gefürchteten Wirbelwinde sollen in dieser Gegend sehr häufig vorkommen. Um der Gefahr auszuweichen, und den Teifun vorbeizulassen, wurde die Fahrt unseres Schiffes auf das möglichste Minimum reduziert. Gegen 4 Uhr abends klärt sich der Horizont nach und nach etwas auf. Die schweren, dichten Nebel zerreißen, aber keine Sonne kommt zum Durchbruch. Zeitweilig versuchen Regen und Nebel wieder aufzukommen, um ihr altes Spiel zu treiben; es ist interessant, zu beobachten, wie die verschiedenen Luftströmungen mit einander um die Herrschaft kämpfen; doch macht es den Eindruck, als ob das Schlechte auch hier über das Gute siegen sollte. „Der größte Lump bleibt oben auf!" In der Nacht setzen wieder schwere Regengüsse ein und unser Tempo des Fahrens ist noch stetsfort ein sehr zartes Piano, zu dem die ungestüme See das Forte singt. Hoffentlich sind wir dem heimtückischen Teifun glücklich entwischt!

Donnerstag, den 23. August 1900.

Die regnerische Nacht bringt einen trüben Morgen. Aber obgleich die Sonne sich uns noch immer verbirgt, so ist der dichte, schwere und feuchtwarme Nebel, der in den vergangenen Tagen auf dem Wasser förmlich brütete, glücklicherweise nicht mehr vorhanden. Der Horizont ist freier geworden und gestattet daher dem Kapitän, von der bedeutend verlangsamten Fahrt jetzt in ein schnelleres Tempo überzugehen. Der Himmel aber ist in seinem ganzen Umfange mit weißen Dunstmassen und Wolken dicht verhängt; die Zeit- und Ortsbestimmung ist daher mangels der Sonne unserem Schiffslenker sehr erschwert.

Digitized by Google

Die See geht stets gleich hoch. Die Wogen mit ihren weißen, schäumenden Kämmen spritzen hoch auf und lassen ihren Schaum als feinen Sprühregen über Bord gehen. Ein eigenartiges Bild! Diese gierigen, fressenden, tobenden Wellen, die sich immer und immer von neuem wieder am Bug und an der Wandung des Schiffes anklatschend brechen!

„Doch die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand!"

Es ist, als ob das zornig aufgeregte Meer, lüstern nach dem Schiffe und uns Menschen, nur auf unser Verderben sänne. Es ist sicher etwas Großartiges um das Meer in seinem wilden Zorne, wenn es von weitem, vom Ufer aus, an das es donnernd seine Wassermassen wirft, betrachtet werden kann. Auf einem Schiffe aber wirkt es anders: das ewige Einerlei stumpft schließlich ab und macht uns selbst gegen das Heulen und Toben der See gleichgiltig. Und das ist auch ganz gut: eine Gefahr, der man stets ins Auge blicken muß, die einen konstant bedroht, verliert endlich an Wirkung und ein gewisser, dem Menschen nun einmal angeborener Leichtsinn setzt sich darüber hinweg. Die Lebensfreude trägt am Ende eben doch den Sieg über die Gefahren davon, und fügt zur Hebung und Stärkung des Mutes unendlich viel bei.

Gegen Mittag bricht endlich die Sonne durch; aber nur für wenige Augenblicke, um dann wieder zu verschwinden. Aber dieses kurze Erscheinen des Sonnenballes genügte doch, um nautisch festzustellen, wo sich unser Schiff genau befindet und ob die bis heute ohne Sonne vorgenommenen diesbezüglichen Ausrechnungen stimmten oder nicht. Dabei stellte es sich heraus, daß wir um 30 Minuten, gleich einem halben Grade, nach Osten von unserem Kurs abgeraten und in der Richtung nach Süden, bei der Berechnung des Ortes unseres augenblicklichen Befindens, uns ebenfalls um 30 Minuten getäuscht hatten. Wie langsam unser Vorwärtskommen war, beweist, daß wir in den letzten 24 Stunden — seit gestern 12

Digitized by Google

bis heute mittag 12 Uhr — nur 88 Seemeilen gemacht haben. Jetzt fahren wir wieder mit voller Kraft. Damit das Wetter nicht aus der Rolle fällt, die es nun lange genug gespielt, treten gegen Abend von neuem wieder Nebel und heftige Regengüsse auf.

Freitag, den 24. August 1900.

Immer wieder über das Wetter zu schwatzen, wird am Ende langweilig; es genüge daher gesagt zu werden, daß es den Anschein zu langsamer Besserung, mit der Neigung zu zeitweisen Rückfällen ins alte, wüste Treiben hat. Aber so etwas kommt auch bei vielen Menschen vor; halten wir uns also deshalb nicht weiter darüber auf.

Die Fahrt in diesem Teile der Südsee ist, seit wir Ponape verlassen haben, sehr einförmig. Während in den australischen Meeren das Spiel und Treiben der Fische und Wale uns ergötzte, Schwärme von Möven und Albatrossen unserem Schiffe folgten, ist hier dergleichen nicht zu sehen. Himmel und Wasser scheinbar gleich unbelebt! Es ist möglich, daß vielleicht bis zu einem gewissen Grade an dieser Erscheinung die Wetterverhältnisse der letzten Tage schuld tragen; trotzdem aber ist dieser Mangel an sichtbarem, tierischem Leben unter diesem Striche hier auffallend.

Gegen 11 Uhr kommen wir auf die Höhe der Batanes- oder Baschi-Inseln, einer Gruppe von Eilanden, die zwischen Formosa und den Philippinen liegen. Links, fast auf Rufweite, zeigt sich die stattliche Insel Balingtang. Steil steigt sie aus dem Meere auf; ihr ganzer Aufbau verrät schon ihren vulkanischen Ursprung. Um ihre scharf abgeschnittenen Höhenzüge flattern die Nebel, bald dieselben verhüllend, bald wieder klar hervortreten lassend. Weiter draußen, rechts, im Meere, tauchen andere, kleinere Inseln auf. Sie sehen genau aus wie Abdrücke der größeren Insel —, gleichsam die Kinder einer Mutter.

Um die Mittagsstunde verlassen wir die Südsee und fahren

Digitized by Google

ins chinesische Meer ein. Dieser Anlaß wird zu einer kleinen Feier und zu einem Trunke benutzt, indem uns Kapitän Krebs nebst liebenswürdiger Gemahlin zu einer Bowle einladet. Unser Schiffskommandant konnte dabei, fast wie einst Odysseus zu seinen Genossen, zu seinen Passagieren anläßlich des glücklichen Entkommens aus der Teifungefahr sagen:

„Freunde, wir sind ja bisher nicht ungeübt in Gefahren ...
Und ich hoffe, wir werden uns einst auch dieser erinnern."

Aber da stellt es sich nachher heraus, daß heute der Geburtstag unseres Kapitäns ist, was nun wiederum zu einer sehr trinkbaren und animierten Tischfeier führt. In aller Eile wird ein „Blumenstrauß" fabriziert, vertrocknete Kinder des australischen Busches, aber gleichviel, es ist doch der gute Wille da, eine lustige Begrüßung inszeniert, sogar noch eine Rede gehalten, die mit Champagner begossen wird und dann — auf Deck. Wie Wallenstein konnte und mochte ich sagen:

„Ich denke einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieser letzten Tage Qual war groß."

Und siehe da: schon neigte sich die inzwischen endlich zum Vorschein gekommene Sonne im chinesischen Meere zum Untergange, als ich aus dem Schlummer, aus Träumen erwachte, die mich weit, weit in die Vergangenheit geführt hatten. Die seit einer Woche nicht mehr gesehenen Sterne zeigten sich diesen Abend wieder einmal und je näher wir China kommen, je mehr scheinen sich im Gegensatz zu den dortigen Unruhen die Elemente zu besänftigen; denn ruhiger wird die See, ruhiger die bewegte, warme Luft, klarer, reiner der Himmel — dies alles nach kurzer, für uns aber doch langer Zeit der Entbehrung von Licht und Freude.

Samstag, den 25. August 1900.

Schon in der Nacht vom Freitag auf den Samstag verschleierte der Sternenhimmel zuweilen sein Antlitz und plötzliche Regengüsse überraschten uns. Dann wurde es wieder klar und

Digitized by Google

mit einem Male flammte es da und dort aus der Tiefe auf wie leuchtende Sterne — das erste Meeresleuchten seit Brisbane, ein Gruß der chinesischen See!

Heute früh begegneten wir auch dem ersten Schiffe, seit wir die australischen Gewässer verlassen. Es war ein englisches Segelschiff, ein prächtiger Dreimaster, den wir überholten und an dem wir so nahe vorbeikamen, daß durch das Sprachrohr Grüße ausgetauscht werden konnten. Der Engländer ist seit 100 Tagen schon in See, auch sein Ziel ist Hongkong, das er natürlich erst mehrere Tage nach uns erreichen wird. Er trug uns auf, in Hongkong zu berichten, alles sei wohl an Bord. Good bye, a pleasant passage! All right! Und vorbei war die „München". So gehen die Grüße von Schiff zu Schiff in die weite, weite Ferne auf der großen und doch so kleinen Welt!

Das Meer ist vollkommen ruhig, und schon tauchen wieder einzelne Seevögel auf, die, nach Nahrung suchend, tief, beinahe das Wasser berührend, dahinflattern. Einige größere Fische schnellen aus den Fluten empor — das Leben in der See beginnt sich wieder vor unseren Blicken zu entrollen. Die Sonne bricht durch. Heller Sonnenschein wechselt mit plötzlichen Regengüssen. Der Sonnenuntergang malt den Himmel mit dunkelpurpurfarbigen Streifen und übergießt die See, welche leise wogt, sich hebt und senkt, wie das tiefe Atmen einer vollen Menschenbrust, mit einem violetten Lichte. Dann funkeln nach und nach die Sterne am Himmelsdom, das Wasser flammt auf, da und dort in lichten Streifen, ein zartes Leuchten des Meeres. Schön, ruhig und sanft schied die bewegte Woche von uns.

Sonntag, den 26. August 1900.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr nachts ein plötzliches Stoppen — die Reede von Hongkong ist erreicht. Im bleichen Lichte des Mondes schimmert ein hoher Kranz von Bergen, der sich einige Stunden später im Frühlichte geradezu großartig präsentiert. Da verlassen wir die Außenreede und fahren durch die enge Passage in den inneren Hafen von Hongkong, der eigentlich durch die

Digitized by Google

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(510) 642-6753
1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

MAY 6 1997
RECEIVED
MAY 12 1996
CIRCULATION DEPT.

20,000 (4/94)

NRLF

DU22 D13
3 2106 00051

Digitized by Google